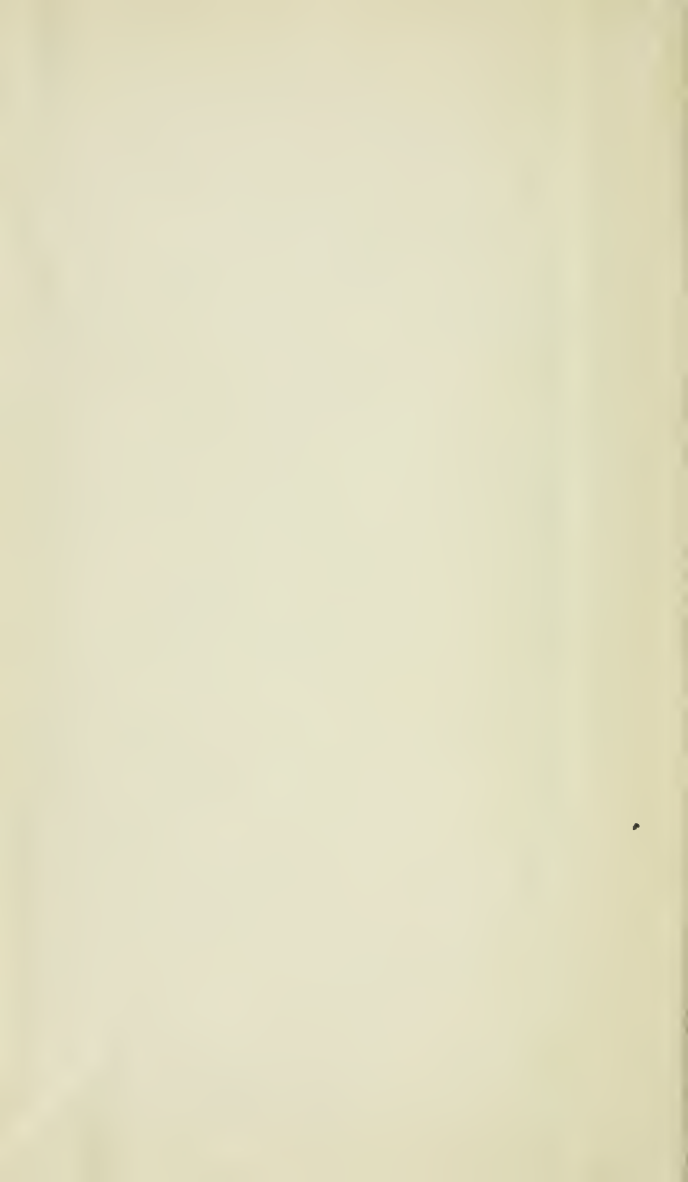








Duell und Ehre.

Roman

von

Melchior Meyr.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1870.

I.

Die Studenten-Verbindung „Suevia“ hatte in der Mitte des November ihre gewöhnliche abendliche Zusammenkunft. Man discurirte und disputirte, zechte und rauchte, und ein Qualm durchzog die Stube, welcher dem Nebel draußen wenig nachgab, nur daß er die rüstigen jugendlichen Gestalten in dem Behagen ihrer Geselligkeit nicht im mindesten störte. Jedem schien es darin vollkommen wohl zu sein, und Jeder strebte durch Pfeife oder Cigarre ihn zu mehren.

Nachdem eine Stunde lang nur der Kellner aus- und eingegangen war, erschien durch die geöffnete Thür ein junger Mann, dessen Figur zu den feineren gehörte, dessen Aussehen aber ganz den frischen, wackeren Gesellen verrieth. Aus der Art, wie die Zunächstsitzenden ihn begrüßten, konnte man sehen, daß er nach den Ferien zum erstenmal wieder die Kneipe betrat. Hier war er aber zu

Hause, und er wollte sich eben an einen der vorderen Tische setzen, als er, nochmal umherschauend, einen Ruf der Ueberraschung hören ließ, und auf eine Tafel zuging, die sich am entgegengesetzten Ende der Stube befand: „Adolph!" rief er mit einem Ton wahrer Freude und Freundschaft. Ein Corpsbursche mit hellem Gesichte und blonden Haaren erhob sich, schüttelte herzlich grüßend die dargebotene Hand und zeigte auf einen leeren Stuhl neben dem seinen an der Schmalseite der Tafel. Heinrich (so hatte er den Ankömmling genannt) setzte sich und Beide rückten zusammen.

„Du bist doch hier?" begann der Angekommene mit einem Vergnügen, dem etwelche Schalkheit beigemischt war.

„Was willst du," versetzte Adolph. „Ich bin's gewohnt, und da ich keinen Ehrgeiz habe, so bleibt mir noch Zeit genug zu anderen Dingen!"

„Ach was!" entgegnete Jener; „du bist ja schon ein gelehrtes Haus! — Unser alter Primus!"

„Das," erwiderte Adolph lächelnd, „habt ihr mir nicht gar zu schwer gemacht."

Heinrich runzelte die Stirn mit Laune.

„Im Grunde," fuhr Jener fort, „bist du der einzige gewesen —"

„Der dir hätte gefährlich werden können," setzte

Heinrich hinzu, „wenn er fleißiger gewesen wäre! — Laß gut sein! Das hat Alles noch Zeit!"

„Eben! Drum bin auch hier ins Corps eingetreten, obwohl unser Philosoph sich viele Mühe gegeben hat, mich für sich zu keilen."

„Der geborne Obscurant!" rief der Andere.

„He!" versetzte Adolph. „Ein Lumen!"

„In seinen Gedanken!" replicirte Jener.

„Für jetzt allerdings noch. 's ist aber doch ein prächtiger Kerl, und ich schwätz' immer gern mit ihm! Er ist originell! Und kleine Dinge hat er nicht vor!"

Der Kellner setzte ein Glas schäumenden Biers vor Heinrich. „Vivas!" rief dieser zu dem Freund und stieß mit ihm an. Beide tranken, und Heinrich leerte fast seine „Halbe". Dann sah er den Andern mit kameradschaftlicher Zärtlichkeit an und sagte: „Freut mich, daß wir dich haben! Als ich dich da hinten sitzen sah, hab' ich ein Vergnügen gehabt, wie seit langer Zeit nicht! — In den Ferien hast du mir wenig Hoffnung gemacht!"

„Ich war fast schon entschlossen," entgegnete Adolph, „hier davon zu bleiben! Das Corpsleben hatte ich kennen gelernt und — Zeit nimmt's Einem immer weg! Indessen, ein «Wilder» zu sein —"

„Du bist zu gut dazu!" betheuerte Heinrich.

Nach einem Moment, ihn ansehend, fuhr er fort: „Wie lange schon kennen wir uns! Fünf Jahre haben wir zusammengehalten!“

„Ohne jemals Händel zu haben!“ bemerkte der Andere mit Humor.

„Heinrich, nach vergnügter Zustimmung, sagte: „Wenn's welche gab, stand ich auf deiner Seite!“

Adolph nickte. „So sicher,“ versetzte er, „als ein Anderer auf der anderen!“

In der Pause, die hierauf entstand, sah Heinrich den Freund mit einer Laune an, die nicht ohne einige Bosheit war. „Daß der auf ein Jahr nach Jena geht,“ sagte er, „das wird dir keinen Kummer machen!“

„Mir einerlei,“ versetzte Adolph; aber mit einer Miene, die nicht ganz zu seinen Worten stimmte.

Heinrich fuhr fort: „Wenn's ihn auf dem Gymnasium gefreut hat, Andere zu ärgern — am meisten hat's ihn doch gefreut, wenn er dich ärgern konnte!“

„Kindereien!“ entgegnete Jener.

„Nicht immer! — Er hat dich beneidet, Freund! Beneidet um deinen ersten Platz, um das Lob der Professoren und um das Ansehen, das du bei uns hattest! — Weißt du noch, wie er dir mit drei seiner Kameraden im Wald aufpaßte?“

„Adolph's Züge verdüsterten sich. „Das war

ein schlechter Streich!" rief er mit einem Ausdruck von Geringschätzung. „Aber daß er sich in seinem Hochmuth einmal vor mir hat schämen müssen, das hat ihn verrückt gemacht, und er schämte sich nicht vor einer Niederträchtigkeit! — Glücklicherweise," fuhr er mit einem Blick auf Heinrich fort, „ist sie ihm schlecht bekommen!"

„Ja," rief Heinrich vergnügt, „er glaubte, wir wären schon voraus; aber wir kamen nach, und es gab eine Holzerei, die mich heute noch freut. Die ganze Bande lag auf dem Boden, und er als Anstifter mußte noch acht Stunden in den Carcer wandern!"

„Das," versetzte Adolph, „hätt' ich ihm gern erspart! Der Schwätzer, den wir heute noch nicht kennen, hat mir einen schlechten Gefallen gethan!"

„'s war kein Schade!" entgegnete Jener. „Seit der Zeit hat der Mensch Ruhe gehalten — und auf der Universität, das muß man ihm lassen, beißt er sich famos heraus! 's ist nicht gewöhnlich, unmittelbar nach der Reception als Corpsbursche Consenior! Aber er hat der Verbindung einen großen Dienst geleistet, als er den unverschämten Pfälzer ausschmierte, der gegen unsere Leute so freches Glück gehabt hat. Der Bursche verlor das linke Auge — und hat das Handwerk aufgesteckt! Ein

Student ist er schon, der Philipp! Die Jenenser werden Respect kriegen vor ihm!"

Adolph saß in Gedanken, und Heinrich sah, daß ihm das Thema nicht mehr genehm war. Nach einem tüchtigen Zug aus dem wieder gefüllten Glas bemerkte er: „Du bist schon drei Wochen hier?"

„Vier," erwiderte Adolph. „Eine Woche besann ich mich und machte Familien-Bekanntschaften."

Der Andere, mit einer abschätzenden Handbewegung, sagte: „Man kann sie nicht immer fortsetzen!"

„In Einem Hause," entgegnete Jener, „gefällt's mir doch!" und auf einen fragenden Blick Heinrich's fügte er hinzu: „Beim Stadtcommissär!"

Des Freundes Züge klärten sich auf. „Leuchtet sie dir auch schon ein?" versetzte er.

„Sie!" entgegnete Adolph mit einem Widerspruch, der begriffen hat. „Du meinst die Kleine? Die ist ja kaum ein Backfisch!"

„Sie wird sechszehn Jahre und hat bereits ihren Kopf! Die „Suevia" steht bei ihr hoch in Gunst, und als Philipp, der mit der Familie verwandt ist, den Renommisten demüthigte, hat sie ihm begeisterte Elogen gemacht!"

„Mag sein," erwiderte Adolph mit einer ge-

wissen Verdrossenheit. Ich geh' der Alten wegen hin. Der Vater ist gescheit, und man kann was von ihm lernen. Die Frau ist angenehm —"

„Und das Aepfelchen fällt nicht weit vom Stamm!"

„Du bist ein Narr!" entgegnete Jener lachend.

In dem Schweigen, das hierauf eintrat, erschien ein Corpsbursche, um sich von Heinrich eine Auskunft zu erbitten, die ihm in einem Streit mit einem Anderen Recht geben sollte. Heinrich ging an ihren Tisch, und ins Gespräch verwickelt setzte er sich zu ihnen. Adolph, an seinem Tafel-Ende, war allein.

Die verhältnißmäßige Einsamkeit schien ihm nicht unlieb zu sein. Er ließ seine Blicke in dem Kneipzimmer herumgehen, und ein eigenthümlicher Ausdruck belebte seine Züge. Gutmüthiger Antheil, Selbstgefühl und eine eigene frohe Satire sprachen aus ihnen.

Adolph Ritter war kein gewöhnlicher Student; er hatte bedeutende Gaben und war sich dessen bewußt. Sohn eines Pfarrers, machte er an einem guten Gymnasium seine fünf Classen durch und trug, wie wir schon gehört haben, jedesmal den ersten Preis davon, was er seinem Fleiß, noch mehr seinem Talent und einem natürlich hellen Geist verdankte. Auf der Universität entschied er sich Jurist zu werden, hörte wenig Collegien, aber

diese gewissenhaft, und widmete die übrige Zeit der Geselligkeit und dem Studentenleben. Stets hatte er Ansehen genossen und geliebt, und darum schloß er sich gleich an ein Corps an, lernte die nöthige Waffenführung und setzte sich durch einige „Scandäler", die er mit Ehren bestand, in den erforderlichen Respect. Der Ruf zweier Professoren zog ihn von der kleineren Universität an die größere. Hier bestand die gesellige Glorie des Corpsburschen mit dem Studirtrieb einen kleinen Kampf, trug aber den Sieg davon. Adolph richtete sich ein, schloß zwischen den beiden Aufgaben einen Vergleich und befand sich wohl dabei.

In den wenigen Wochen seiner Mitgliedschaft erwarb er sich die Achtung seiner Corpsbrüder. Vom Gymnasium her in dem Rufe eines „gescheiten Kopfes", zierte er als solcher die Verbindung. Auf der Kneipe erschien er oft genug, um dem Vorwurfe der Lauheit zu begegnen, und den Fechtboden besuchte er so fleißig wie das Colleg. Er war ein guter „Sueve", unser Adolph, er theilte die Arbeit und die Ehre des Corpslebens; aber zu gleicher Zeitstand er darüber.

Ueber die persönliche Bedeutung eines guten Theiles seiner Kameraden war er bald im Klaren. Für sie (sagte er sich) ist der Comment erfunden!

Sie müssen eine Aufgabe haben und abgerichtet werden, dann stellen sie nach und nach auch etwas vor und machen der Verbindung wenigstens keine Schande. Ihr Ehrgeiz ist der des Moments! Zechen, vielmehr saufen — durch gelernte burschikose Ausdrücke sich ein Ansehen von Männlichkeit, von genialer Ueberlegenheit geben — einen Scandal vom Zaune brechen, um ihn, wohl oder übel ausgefochten, auf dem Bande zu verzeichnen und ihn zum stets wiederkehrenden Thema des Gespräches zu machen! Dabei im Grunde gutmüthig und trotz wiederholter Räusche und Katzenjämmer gesund bleiben, im dritten oder fünften Semester nothdürftig ins Colleg gehen und am Ende sogar Einiges lernen! In allen Semestern aber sich einbilden und als ausgemacht festhalten, daß man das allerfidelste Leben führe, königlich vergnügt, auf's höchste geachtet sei und darum auch das Recht habe, auf die übrige Menschheit wie vom Olymp niederzusehen!

Sie glauben an die Wichtigkeit ihres Treibens und an die Formen, durch die es geregelt ist, mit feierlichem Interesse. Darum haben sie niemals Langweile — ihre Existenz besteht aus einer Kette von Lebensreizen und Befriedigungen. Der hinkende Bote kommt freilich nach. Das Glorienlicht

des Musensohnes erlischt endlich — und der, welcher „ein Herr der Welt sich dünkte", muß rennen und jagen und Eingaben und Bücklinge machen, um — Philister zu werden und „als Diener sich beglückt zu fühlen".

Adolph hatte diesen unbedingten Glauben und den tief-ernsthaften Respect vor den Paragraphen des Burschenbrauches keineswegs — er fühlte das Formalistische des ganzen Treibens, und die Gravität, womit Andere die Regel erfüllten, nöthigte ihm nicht selten ein Lächeln ab; er bedurfte eines Ersatzes, wenn er in dem Verbindungsleben aushalten sollte! Diesen Ersatz boten ihm aber nicht nur seine Studien und ihre Befriedigungen, sondern auch die Freiheit, in seinen Gedanken die Anderen zu Gegenständen seines Humors zu machen und sie an der Stelle zu sehen, auf die er sie hatte setzen müssen. Er gönnte dem Renommisten die Ehre, ein besserer Zecher zu sein und ihn durch die Zahl seiner „Paukereien" herunterzustechen, und das Selbstgefühl, das so Einer zur Schau trug, erfüllte ihn auch noch mit Vergnügen, wo es bereits unangenehm werden wollte: er wußte, daß das Verhältniß später ein bedeutend anderes wurde.

Unser Studiosus trieb das Spiel nicht als Ernst, weil ihm bereits ein höherer Ernst aufgegangen

war; aber er trieb es mit einem gewissen Ernst als Spiel, und so behagte es ihm. Die Anderen erlangten von seinen stillen Gedanken doch eine gewisse Ahnung, und darum ließ man ihn öfters allein, wie auch an diesem Abend. Er hatte etwas Apartes in seinem Wesen, der „gescheite“ Jurist, aber im Grunde beleidigte er nicht damit und man ließ es ihm durchgehen.

In Gedanken versunken saß er endlich wie ein Träumender. Da drang von der Thür her plötzlich ein Freudenlärm an sein Ohr. Er sah hin — und fuhr auf. Er öffnete die Augen weit, strengte sie an, überzeugte sich — und ein peinlicher Verdruß entstand in ihm. Philipp Stürzer, sein Erbfeind vom Gymnasium her, die Gestalt, welche seine Phantasie mehr beschäftigte und beunruhigte, als er sich gestehen mochte, war eingetreten und mit Beifallrufen begrüßt worden.

Das Herz des Wackeren klopfte und ein Druck des widerwärtigsten Gefühls lastete auf ihm. Er suchte ihn durch die bessere Auslegung des Erscheinens abzuwerfen; aber gleich sollte er sein Geschick erfahren. Ein Corpsbursche sagte zu dem Ankömmling: „Du besuchst uns auf der Durchreise nach Jena?“ Und Philipp, mit Selbstgefühl, erwiderte: „Ich bleib' hier! Mein Vater hat mir

nachgeben müssen! Der Wunsch der Familie konnte nicht aufkommen gegen die Verpflichtung, mich dem Ehrenamte zu widmen, zu dem ihr mich erwählt habt!"

Die „Bravos", die sich nun hören ließen, drangen dem Gefeierten süß ins Ohr — Adolph wurde davon übergossen. Nebenbei können wir verrathen, daß auch der Senior unter dem braunen Schnurrbart einigermaßen die Lippen verzog, wie zu einer bedeutenden Uebertreibung, und daß er dem Ersten nach ihm die Hand mit einem Ausdruck schüttelte, worin der Ernst und die Gravität das Vergnügen weit überwogen.

Philipp, stehend und von den Aufgestandenen umgeben, kostete seinen Ruhm von Grund aus. Es war eine Gestalt, die sich auch dem unbefangenen Betrachter auffällig gemacht hätte. Den Wuchs wäre ich versucht aristokratisch zu nennen. Groß genug, um über die meisten seiner Kameraden hinwegzusehen, hatte er einen Gliederbau, dem man augenblicklich die Schlagfertigkeit ansah, und in der That besaß er zur Handhabung der Waffen nicht nur überflüssig die Kraft, sondern auch das Geschick und das Vergnügen, um nicht zu sagen das Genie. Sein Gesicht stimmte zu der Gestalt vollkommen. Die Stirn war nicht hoch, die dichten dunklen

Haare gingen ziemlich tief herunter; aber es war eine glänzende, glatte Stirn, und man sah: wenn's noththat, konnte sie ehern werden. Die Züge, bei mäßiger Fülle, waren scharf; die Adlernase zierlich geformt, der Mund fein, das Kinn tüchtig, die Gesichtsfarbe von einem Roth, das ins Gelbliche spielte. Aus den braunen Augen schaute sogar jetzt, wo doch nur gute Regungen hätten aufkommen sollen, eine gewisse Tücke hervor. Er wußte, daß man ihn so ehrenvoll empfing, weil man ihn fürchtete, und wenn ihm der Beifall schmeichelhaft war, so konnte er doch nicht umhin, die Eifrigen dafür mit einem Schimmer von Hohn anzusehen, den vielleicht Einer und der Andere auch fühlte, aber ohne ihn bemerken zu wollen. Es war der herrschende Student — der Consenior, wie er sein soll, und man sah ihm an: der geht unmittelbar und schonungslos auf seinen Zweck!

Die Aufgestandenen hatten wieder Platz genommen, und der Senior dem Collegen einen Stuhl an seinem Tische angeboten. Sitzend, nach schnell geleertem Glase, ließ Philipp seine Augen im Kneipzimmer herumgehen. Er wollte sich die neuen Figuren betrachten, und er that es mit dem spöttischen Vergnügen, das ihn charakterisirte. Auf einmal verfinsterten sich seine Züge — ein Blick des

Verdrusses, des Hasses ging aus seinem Auge. Er hatte Adolph gesehen.

Dieser mit vielen Anderen war sitzen geblieben — äußerlich ruhig, aber innerlich in einer Aufregung, daß er nur mit Mühe seine Haltung bewahren konnte. Ein Gefühl überkam ihn, daß es mit seinem Frieden, seinem Behagen, seinem Ansehen in der Gesellschaft zu Ende sei. Er versah sich von dem Ankömmling nur des Schlimmsten: der unüberwindlichen Feindschaft und des giftigen Mißbrauches seiner Vortheile. Dieser Bursche übertraf ihn an Kraft und Gewandtheit — an Herrschsucht und an Keckheit. Er selbst war eine gerechte Natur und hatte eher seine Freude daran, Andere durch Anerkennung zu erfreuen und zu heben. Er hatte keinen Stachel, sich hervorzuthun durch Impertinenzen gegen Andere — er vertheidigte sich nur. Jener dagegen besaß den Ehrgeiz des Gewaltmenschen und alle Gewissenlosigkeit, von seinen Fähigkeiten rücksichtslosen Gebrauch zu machen.

Die alte Beobachtung, daß der Gerechte dem Ungerechten und Unverschämten zunächst wehrlos preisgegeben ist, stellte sich dem Bedrohten wieder dar, und die thatsächliche Welteinrichtung empörte ein Gemüth. Dieser edle Verdruß konnte ihn aber

freilich nicht in die Verfassung setzen, einem neuen Beweis davon siegreich zu begegnen.

Seinen Mann kannte er, und selbst in den Uebertreibungen seines Gefühls lag Wahrheit. Philipp, seitdem er den alten Gegner erblickt, hatte keine Ruhe mehr. Er sah in Adolph seinen Gegner, weil dieser gegen seine Angriffe sich vertheidigt und ihm außerdem den Possen gespielt hatte, sich hervorzuthun und geachtet zu sein! Daß er durch seine Feindseligkeiten ihn zu seinem Gegner gemacht habe, das sagte er sich nicht. Er war ohne alle Selbsterkenntniß, unser Consenior, und hatte nur das Gefühl seiner Berechtigung zu Allem — wie Seinesgleichen immer.

Nachdem er seinen Tischnachbarn eine zeitlang einsylbig geantwortet und in Zerstreuung gesessen hatte wie Einer, der auf etwas denkt, hellte seine Miene sich plötzlich auf; der Schimmer der Ueberlegenheit, durch ein Licht von Bosheit verstärkt, lief über seine Züge. Er erhob sich und ging langsam, mit einer gewissen eleganten Nachlässigkeit auf Adolph zu.

Zwei Schritte vor ihm blieb er stehen und sagte: „Grüß dich Gott, Freund Ritter. Da du nicht zu mir kommst, so muß ich schon zu dir

kommen! Warum hast du mich denn nicht auch begrüßt? Sind wir nicht alte Freunde?"

Er trat näher und bot die Hand mit ungezwungener Herablassung. Adolph ergriff sie, ohne aufzustehen, und sagte mit einem Lächeln, das freilich nicht sonderlich gelungen war: „Ich wollte dich deinen alten Corpsbrüdern nicht streitig machen! — Du weißt, mich vorzudrängen ist meine Sache nicht."

„Ja, ja," versetzte der Andere, „das ist aber ein Fehler, den du ablegen mußt! Ich will dir's gestehen: als ich dich sah, hab' ich mich gefreut. Man sagte mir, du wolltest hier Obscurant werden, und ich, offen zu reden, schämte mich in deinem Namen. Nun hab' ich mir gesagt: 's ist doch ein anderer Kerl, als ich dachte; aus dem kann noch was werden! — Ich hoffe, mein Freund, du wirst dafür sorgen, daß meine Hoffnung nicht zu Schanden wird!"

Adolph mit einer Art von Ironie entgegnete: „Ich werde mein Möglichstes thun!"

Philipp fuhr fort: „Du hast's immer nur in den Büchern gesucht und nicht gewußt und nicht begriffen, was das Leben ist! Zuweilen hast du den Kopf herausgestreckt, wie die Schnecke aus ihrem Hause; aber wenn man ein

wenig mit dem Finger darauf tippte, hast du ihn wieder zurückgezogen und dich verkrochen. Die Ochserei, Freund Adolph, macht den Menschen verzagt, ungeschickt und lahm. Auf die Universität geht man nicht, um zu büffeln, sondern um sich zum tüchtigen Burschen, zum Manne auszubilden und zu lernen, wie man seinem Mann steht! Bücher! Dummes Zeug! Leben muß man, herumschlagen muß man sich — aus sich selber muß man etwas machen!"

Adolph konnte seinen Widerwillen gegen die pretentiös vorgetragenen Gemeinplätze nur mit Mühe zurückhalten. „Du sagst mir diese Dinge," versetzte er, „als ob ich sie bestritten hätte!"

„Ich trau' dir eben noch nicht," entgegnete Philipp mit dem Humor des Obenstehenden — „obwol du bei uns bist! Ich kenn' ja deinen Ehrgeiz! Ich weiß, woran du denkst! Aber, lieber Freund, das schlag' dir 'aus dem Sinne! Auf dem Gymnasium hast du dich auf den ersten Platz hinaufgearbeitet, weil du fleißig warst. Ein großer Mann wird man aber nicht durch Fleiß! Da gehören noch andere Dinge dazu! Mach' dir keine Illusionen, mein Guter! Du bist ein wackerer Kopf und kannst einmal ein ordentlicher Beamter

werden; aber etwas Ausgezeichnetes wirst du niemals!"

Adolph, auf diese kategorisch abgegebene Erklärung, lächelte mehr gekränkt als verachtend. „Wie kommst du nur darauf?" entgegnete er. „So lang' ich lebe, hab' ich mir dergleichen nicht eingebildet!"

„Wirklich?" versetzte der Andere. „Diese Selbsterkenntniß hätt' ich dir nicht zugetraut. Der erste Preis pflegt die Köpfe schwindlig zu machen. Und doch weiß man, daß aus diesen Gymnasial-Größen in der Regel nichts Rechtes geworden ist."

„Lassen wir also den Ruhm," entgegnete der Angegriffene, „den ich das Unglück gehabt habe, davonzutragen, auf sich beruhen!"

„Es wird gut sein," erwiderte Philipp, „wenn du nicht zu viel darauf baust und auf diese leicht zu habende Ehre Hoffnungen gründest, die dich deine Carrière verfehlen lassen und dich nur unglücklich und lächerlich machen würden! — Du mußt mir das nicht übelnehmen," setzte er nach einem Blicke auf den Gekränkten hinzu, „ich sag's in guter Meinung!"

Adolph in tiefem Unmuth erwog, ob er dem Händelsucher nicht gleich eine Antwort geben sollte, welche der Scene ein Ende machte. — Nochmal bezwang er sich. Mit einem Spott, der im Grunde

nur seinen Rückzug decken sollte, versetzte er: „Freund Stürzer — ich werde in meinem ganzen Thun und Treiben dich zum Muster nehmen und hoffe dann nicht nur ein ausgezeichneter Student, sondern auch ein geachteter, glücklicher Philister zu werden!"

Philipp lächelte und dachte bei sich: Er will mir nicht kommen! Aber ich bin noch nicht fertig und werd' ihn noch hereinkriegen!

Umschauend gab er dem Kellner einen Wink, ihm Bier zu bringen, setzte sich an die Tafel, machte eine fidele Miene, ergriff das ankommende Glas und rief zu Adolph: „Sauf', altes Haus!" Jener stieß an, sie tranken, und Philipp, sein Opfer betrachtend, sagte: „Noch einmal, Freund Adolph, du hast weise gehandelt, gerad' in unser Corps einzutreten. Wir sind die rechten Leute, dir den Duckmäuser auszutreiben. Denn das bist du doch in der Classe gewesen, das kannst du mir nicht ausreden. Ein fleißiger, ordentlicher und gehorsamer Schüler; aber nebenbei, wenn es die Gelegenheit gab, auch ein wenig Halunke!"

„Was soll das heißen?" rief Adolph auffahrend.

„Daß du in einer gewissen Affaire den Angeber gemacht und mich in den Carcer gebracht hast!"

„Das ist nicht wahr!" entgegnete Jener mit

aller Entrüstung der Ehrlichkeit. „Ich kenne den Verräther heut' noch nicht."

„Ich," erwiderte Philipp höhnend, „kenn' ihn um so besser. Kein Anderer hat Grund dazu gehabt und kein Anderer hat's gethan. Daß du's jetzt leugnen willst, das ist charakteristisch für dich — und macht dich eigentlich fertig!"

Adolph war vor Wuth blaß geworden. „Du bist ein Hundsfott!" rief er.

„Schön," erwiderte Philipp mit Ruhe, stand auf und ging an seinen Tisch zurück.

II.

Adolph war dreimal auf der „Mensur" gewesen. Obwol er das erstemal während der Vorbereitungen zum Kampfe eine ziemlich unbehagliche Empfindung hatte und sich einen Zorn einbilden mußte, um drüber hinwegzukommen, so legte er der Sache doch nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie verdiente. Mit dem Schläger in der Hand war er in der rechten Stimmung, und da es auch seinem Gegner im Grunde nur darum zu thun war, die Zahl seiner Duelle um eines zu vermehren, so schlug man drauf los und parirte; die Waffen erklangen, und nach vollendeten sechs Gängen drückte man sich die Hände. Blut war nur aus einer kleinen Ritze geflossen, die Adolph, zu seiner großen Genugthuung, dem Anderen beizubringen so glücklich gewesen. Das zweitemal ging er schon mit fester Entschlossenheit auf den Wahlplatz. Diesmal hatte er's aber mit einem Geschickteren und Zähe-

ren zu thun, und im zehnten Gange erhielt er einen Denkzettel, der indeß jetzt auf seiner Wange fast gar nicht mehr zu sehen war. Das drittemal, am Ende des Studienjahres, leistete er sein Bestes und gab einer geachteten Klinge gegenüber den Anwesenden das Schauspiel eines ernstlich und künstlerisch durchgeführten Kampfes. Es war in der üblichen Vermummung immer noch eine Art von Tournier, aber der Eifer der „Paukanten“ verlieh dem Waffenspiele die Weihe einer höheren Spannung. Nach dem zwölften Gange nahm der ermüdete Gegner Satisfaction, und als die gewesenen Feinde sich nicht nur die Hände reichten, sondern mit einem Ausdrucke von Achtung und Freundschaft in wechselseitigem Drange sich um den Hals fielen und küßten, brach die Versammlung in lauten Beifall aus.

Adolph betrieb auch diesen Zweig der akademischen Bildung mit dem Ernste und dem Fleiße, den er jeder erwählten Sache widmete. Auf seinem Muthe haftete nicht der Schatten eines Zweifels. Hätte er in der neuen Verbindung auf einen gewöhnlichen Anlaß hin „contrahirt“, er würde den Streit mit kaltblütiger Verwerthung seiner Kraft ausgefochten haben.

Philipp gegenüber war es etwas Anderes. Dieser, nach der allgemeinen Schilderung ihm be-

deutend überlegen, haßte ihn und wollte ihn nicht nur schädigen, sondern wo möglich schänden. Die Art, wie er mit ihm Händel gesucht, ließ darüber keinen Zweifel übrig. Es war ein Gang auf Ehre und Schmach, auf Leben und Tod, welchen er hier zu erwarten hatte. Denn daß der Streit noch eine Beilegung erfahren konnte, daran war bei der Gesinnung Philipp's gar nicht zu denken.

Die böse Absicht, die er in dem alten Gegner voraussetzen mußte, sie war es, die den Wackeren am gestrigen Abend in eine so ungewöhnliche Aufregung geworfen hatte und ihn jetzt noch darin erhielt. Der gerechte Mensch kann gegenüber der Bosheit geradezu außer sich kommen; da er selber nie den geringsten Trieb empfindet, Jemanden aus frechem Uebelwollen zu kränken, so begreift er ihn auch an Anderen nicht: sieht er ihn nun durch thatsächliches Vorgehen gegen sich erwiesen, so starrt er ihn an wie ein höllisches Wunder. Er fühlt einen Drang, den Frevler zu strafen, dem beleidigten Rechte genugzuthun — und wenn er sich nun denken muß, daß das Unrecht triumphiren und die Gemeinheit vielmehr die Tugend züchtigen werde, so kann jede Faser an ihm erbeben!

Zum erstenmale trat unserem Adolph die Kehrseite des Duells entgegen. Alles Recht mag in

der einen Wagschale liegen: der Gegner legt in die andere die Gewalt — und schnellt das Recht in die Höhe. Die physische Kraft ist Alles, alles Andere ihr gegenüber nichts. Wer der Waffe Meister ist, der macht die Ehre zu Schande, die Wahrheit zur Lüge — und der Beifall der Welt ist sein Lohn!

Bei den gewöhnlichen studentischen „Paukereien" wird Niemand diese Betrachtung machen. Man lernt die Führung der Waffen und man versucht, neckt und fordert sich, um sich miteinander zu messen und seine Kunst auch wirklich in Anwendung zu bringen. Wenn hier ebenfalls noch Uebelstände hervortreten, so hat der geordnete Kampf ihrer doch immer weniger als der ungeordnete, und das ist der Grund, warum der studentische Zweikampf Duldung erfahren hat und noch erfährt. Aber es gibt Fälle, wo auch das Studenten-Duell bedenklich erscheint — und der gegenwärtige gehörte dazu.

Am anderen Morgen in seiner Stube allein, hatte Adolph eine Zeit in dumpfer Erregung, in Verdruß, in Anfällen von Indignation hingebracht. Endlich kam Ruhe in sein Herz. Ein mächtiger Bundesgenosse hatte sich zu seinem Willen gestellt: der Trotz des Rechtes. Er war, ohne alle Veranlassung von seiner Seite, hämisch beleidigt; wenn

ihn der Feind nun auch noch zu Boden schlug oder gar erschlug, so mochte er's! In einer Welt, wo das Unrecht siegt — wo die Gemeinheit Ehre gewinnt, da lohnt sich's nicht der Mühe, zu leben; und es ist vielleicht gut, sobald als möglich hinwegzukommen. —

In dem Gerechten ersteht aber doch immer wieder der Glaube, daß das Recht siegen und das Duell ein Gottesgericht sein werde. Indem Adolph auch diesem Gedanken Raum gab, empfand er zuletzt eine eigenthümliche Spannung, eine förmliche Neugierde auf den Ausgang des Kampfes.

Wie sehr er befugt war, die Möglichkeit einer Ausgleichung in Abrede zu stellen, das zeigte sich noch im Laufe des Tages. Philipp erklärte, den Vorwurf, daß Adolph auf dem Gymnasium den Angeber gespielt habe, nicht zurücknehmen zu können. Es sei dies nun einmal seine feste Ueberzeugung, von der er nicht abgehen werde. Gelegentlich äußerte er: er hasse die Menschen, die sich das Ansehen besonderer Bravheit zu geben wüßten, bei Gelegenheit sich aber durch schofles Benehmen aus der Affaire zögen! So einem Herrn gebühre eine tüchtige Lehre, und die hoffe er dem Tugendhelden zu geben. Vielleicht schlage ihm ein solider

Hieb gut an, und er handle dann ein andresmal honneter!

Adolph konnte unter diesen Umständen nur auf dem „Hundsfott" bestehen, und die Forderung mußte genehmigt werden. Sie lautete auf Einen Gang, ohne Binden und Bandagen.

In einer großen Wirthsstube, deren Fenster auf den Hof gingen, traf man zusammen, und es erschienen außer den bei solchem Anlaß nothwendigen Personen auch noch besonders viele Zuschauer. Der Kampf zwischen Philipp und Adolph gehörte zu den außergewöhnlichen, und da man jenen kannte, so sah man dem Ausgang nicht ohne ernste Spannung entgegen. So bloße Corpsbursche waren die meisten der Zuschauer denn doch nicht, daß sie die Frivolität, womit der Consenior den Streit vom Zaune gebrochen, gar nicht empfunden hätten. Aber dem gleichfalls Thatendurstigen erscheint eben der motivlose Angriff im Lichte des Muthes, und wo dieses wirkt, ist ein strenges Urtheil über den sittlichen Werth der Handlung nicht zu verlangen!

Es war von Interesse, in dem Moment, wo der Kampf beginnen sollte, die beiden Gegner zu sehen. Adolph war bleicher als sonst und seine Lippen schienen zu beben; aber er stand entschlossen — fest entschlossen da. Ein stiller, tiefer Groll

hielt seine Züge gespannt und gab ihm ein Aussehen, als ob er den Kampf unwiderruflich forderte. Sichtlich war er in einer Fassung, von seinem Geschicke und seiner Körperkraft ausreichenden Gebrauch zu machen. Das Gesicht des Gegners trug vielmehr erhöhte Färbung und aus seinen Augen funkelte eine Genugthuung, wie sie das Raubthier zeigt, wenn es die Beute gegen sich herankommen sieht. Er hatte aber das Gefühl, daß er sich aus Anstand beherrschen müsse, und war nun bestrebt, das Vergnügen, das er empfand, durch einen Ausdruck von männlicher Würde zu decken. Dies konnte freilich nicht verhindern, daß er auf Augen, welche sich die nöthige Unbefangenheit bewahrt hatten, eine geradezu unheimliche Wirkung machte. Nicht nur Heinrich, der Secundant Adolph's, auch Andere sagten sich: es ist ein diabolischer Bursche!

Beide Gesichter wurden indeß andere, als das Losungswort erscholl. Sie verriethen nur den Geist, der auf Kampf und Sieg gerichtet ist.

Philipp erkannte bald, daß Adolph geübter, stärker wär, als er's ihm zugetraut hatte. Wohl bemessene, nachdrückliche Hiebe wurden parirt und mit anderen erwidert, die den ernstlichsten Zweck verriethen, ihn zu treffen. Nun änderte der Virtuos die Taktik. Er schwang die Klinge eine zeit=

lang mit Leichtigkeit, um sich zu schonen und den Gegner zu ermüden; plötzlich ging und schlug er mit aller Kraft und Wuth auf diesen los und drängte den Parirenden zurück, um ihn schimpflich über die Mensur hinauszutreiben. Aber Adolph hielt an und schlug mit besonnenem Grimme dagegen — der Angreifer mußte seinerseits zurücktreten — und die ermüdeten Gegner machten unwillkürlich eine Pause.

Philipp schien mit sich zu Rathe zu gehen. Nach kurzer Ruhe begann er den Kampf mit einer Miene, welche das, was er vorhatte, für unwiderstehlich erklärte. Er nöthigte den Gegner wieder zur Defensive, machte plötzlich mit großer Täuschung eine Finte und schlug dem Ueberlisteten mit aller Gewalt eine Quart ins Gesicht. Hätte er ihm näher gestanden, er würde ihn, wenn auch vielleicht nicht tödtlich, doch furchtbar verletzt haben. Der Hieb, wie er ihm gelang, brachte dem Gegner von der Stirn zur Nase herab immerhin eine zolltiefe klaffende Wunde bei. Die Secundanten sprangen ein, der Kampf war beendet.

Als der Sieger auf den Ueberwundenen zuging, ihm die Hand zu reichen, war dieser einer Ohnmacht nahe und die Versöhnung erhielt nicht einen Schein von Ernst. Adolph kam unter die

Hände des Arztes; Philipp mit seinen Getreuesten entfernte sich. Als einer von diesen seine Finte und seinen Hieb lobte, machte er eine geringschätzige Miene und erwiderte: „Er kann von Glück sagen, der gute Junge!“

Der Verletzte wurde in der schlimmsten Gemüthsverfassung nach Hause gebracht. Die Wunde war nicht gefährlich, aber der körperliche Schmerz groß, und Verdruß, Grimm und Scham quälten die Seele. Die Frechheit hatte also doch Recht behalten, und er mußte hinnehmen, was sie ihm zuzufügen für gut befunden. Er war verleumdet und beleidigt — und gestraft und gedemüthigt obendrein.

In dumpfer Ergebung verbrachte er die nächsten Tage. Aber mit dem Gefühle der Heilung kam auch wieder neuer Lebensmuth in seine Seele. Nach und nach lernte er das Erlebniß ansehen, wie der gewöhnlich flotte Student es sofort angesehen hätte: als eine Sache, welche gleichfalls kennen gelernt zu haben durchaus kein Unglück ist, indem auch in ihr eine Auszeichnung liegt. Zuletzt (denn wir wollen unseres Freundes ganzes Herz aufdecken) kehrte mit einem Gefühle der Sicherheit sogar förmliches Behagen in ihn ein. Er mußte glauben, daß die Bosheit des Gegners für jetzt

beschwichtigt sei, daß er ohne eine neue Veranlassung vor ihm Ruhe haben werde. Philipp hatte sich nach seinem Befinden erkundigen lassen, und der Beauftragte hatte den Antheil des Conseniors mit großer Würde gemeldet. Adolph nahm an, daß der alte Rivale durch seinen Erfolg beruhigt sei — daß er sich anderen Unternehmungen zuwenden und ihn übersehen werde. Eine Wiederholung des gleichen Verfahrens gegen ihn hatte etwas so Widerliches, so ekelhaft Gesuchtes, daß er sie auch der verhärteten Gegnerschaft Philipp's nicht zutrauen mochte. Er konnte also seinen Zwecken nachgehen und den Handel vergessen.

Von den Corpsbrüdern hatte ihn, wie begreiflich, am öftersten Heinrich besucht. Nach diesem zeigte sich als die theilnehmendste Seele der Obscurant, dessen die Freunde in ihrem ersten Gespräche unter dem Namen des „Philosophen" erwähnt hatten. Als die Heilung vorgeschritten war, kam es unter den Dreien zu einer Erörterung, die von dem Geschicke Adolph's ihren Ausgang nahm und für die Streitenden zu charakteristisch ist, als daß wir sie hier übergehen dürften.

Der Philosoph — der stattliche junge Mann hieß Paul Werder — griff das Verbindungsleben an. Er wollte den Nutzen desselben nicht ganz

leugnen, glaubte aber, daß ihn die Nachtheile weit überwögen. Auf der Universität solle man ein geistiges, wissenschaftliches, ideales Leben führen, und der Corpsbursche, er möge sich stellen wie er wolle, bringe es nur zu einem äußerlichen — zu einem vorherrschend äußerlichen! Es sei, wenn man in der Verbindung einigermaßen Figur machen wolle, unmöglich, sich in Studien zu vertiefen und sich in freiem Streben jene höheren Anschauungen zu erwerben, womit man später selbst fördernd ins Weltleben eingreifen könne. In der Verbindung würden Einem überlieferte allgemeine Begriffe beigebracht, womit man keinen Hund aus dem Ofen locke, und die Moral, die man lerne, könnte man von einem anderen Standpunkt aus eher methodisirte Unsitte nennen. Es gebe freilich Menschen, welchen die körperliche und geistige Dressur, die man im Corps erhalte, gedeihlich sein möge; aber den Begabten und geistig Berufenen hielten sie auf und verkümmerten seinen originalen Wuchs. Leute wie Adolph thäten wohl daran, sich von dem flüchtigen Glanze des Corpslebens zurückzuziehen in die sogenannte Finsterniß, um später desto heller zu leuchten. Auch Anderen, fügte er mit einem launigen Blicke auf Heinrich hinzu, wäre zu rathen, daß sie sich in guter Zeit davon losmachten, um

ihr notorisches Talent nicht darin zu vergraben, sondern in freier Entfaltung wuchern zu lassen.

Heinrich, nachdem er zu dem letzten Worte geringschätzig die Achsel gezuckt hatte, opponirte mit Ernst und dem Aufgebot aller Gründe, über die er verfügen konnte. Er, der Philosoph, sei eben der alte Phantast und Idealist, der er schon auf dem Gymnasium gewesen. Auf der Universität müsse man sich körperlich und geistig, theoretisch und praktisch ausbilden, und das könne man ganz gut mit einander vereinigen! Was wisse denn er, der Obscurant, vom Corpsleben? Er kenne es nur vom Hörensagen, aus Büchern, und wisse nicht, daß man gegen früher in jeder Beziehung fortgeschritten sei. Man sei viel patenter, freier und fleißiger geworden, als man ehemals gewesen, und wenn Einer nur wolle, so könne er alle nöthigen Gelegenheiten mitmachen und zum Studiren noch Zeit genug finden. Dagegen bilde sich der Obscurant zum Stubenhocker aus, und ein solcher, müsse er fürchten, werde dann auch später nicht besonders thatkräftig „ins Weltleben eingreifen". — „Du, Freund Werder," fuhr er mit hinlänglichem Nachdruck fort, „bist der prädestinirte Obscurant. Du studirst, um zu studiren, Du wirst so lange Du lebst kein praktischer Mensch werden, und ich

möchte sogar bezweifeln, daß du's jemals zum wirklichen Professor bringen wirst. Dich will ich auch gar nicht im Corps haben; denn das Vergnügen, das ich über diesen Zuwachs empfände, würde nicht lange währen. Aber Adolph paßt zu uns — und er widerlegt deine Verleumdung durch die That! Glaubst du vielleicht mehr zu wissen als er? Du wärst im Irrthum! Die Zeit, welche er auf die Gesellschaft wendet, schlägst du mit Hirngespinnsten todt, wobei bis jetzt wenigstens noch nichts herausgekommen ist!"

Der Philosoph, durch diese Vorwürfe unangefochten, erwiderte: „Was meine Hirngespinnste bedeuten oder nicht, darüber, mein lieber Heinrich, bist du nicht in der Lage, ein Urtheil zu fällen, weil du weder sie noch ihre vorläufigen Früchte zu kennen das Vergnügen hast. — Ein Achselzucken ist in diesem Fall einem alten Freunde gestattet! — Ich hab' eben den Muth, dem Herkommen zu trotzen und meinen eigenen Weg zu gehen, und ich glaube, Freund Ritter sollte ihn auch haben. Kurz und gut, nach meiner Ansicht ist er zum Corpsburschen zu gut, wie auch ich, und am Ende auch du — ohne dich übrigens damit irgend touchiren zu wollen!"

Heinrich, die Rede als Scherz aufnehmend, er=

widerte doch mit einem Bah, welches ungefähr sagte: Ein Mensch, der die Klinge nicht zu führen weiß, kann per se nicht touchiren!

Der Philosoph, den unausgesprochenen Gedanken ahnend, setzte ihm ein Lächeln von seiner Façon entgegen; dann fuhr er fort: „Wer die Wahl hat, soll das Bessere wählen; ein Haupthahn im Corps wird unser Adolph doch niemals: diese Ehre muß er einem Stürzer und Seinesgleichen überlassen! Warum soll er nun dort eine untergeordnete Rolle spielen und einen Menschen über sich sehen, der — der — nun, wenn ich's ehrlich sagen soll — der nicht werth ist, ihm die Stiefel zu putzen!"

„Hoho!" rief Heinrich mit einem Blick strenger Rüge. „Es ist unser Consenior!"

„'s ist jetzt Euer Consenior," entgegnete der Philosoph — „ja! Aber es ist sehr die Frage, ob nicht eine Zeit kommt, wo er in der That froh sein würde, dem da" — er hielt inne, dann setzte er mit Lächeln hinzu: „Dienste leisten zu können."

Heinrich, mit Unmuth, rief: „Du bist ein Narr!"

„Dafür," erwiderte Paul, „hat man den Propheten zunächst immer erklärt, bis die Zeit den Narren zum Propheten gemacht hat!"

Jener, nach einer Bewegung, die sein Inneres

verrieth, wollte reden, aber Adolph schnitt ihm das Wort ab. „Zankt euch nicht!" rief er nicht ohne Autorität. „Ich duld' es nicht, daß zwei alte Freunde in Streit gerathen — um meinetwillen! Philosoph, du machst deinem Metier heut wenig Ehre; du bist parteiisch! Du thust unserem Corps Unrecht — und auch seinem Consenior! Das ist ein Mensch, der in früheren Zeiten vielleicht, wenn alle Stricke rissen, ein Schnapphahn — nein, ein Anführer von Schnapphähnen hätte werden können; — erniedrigen wird er sich niemals! Wir haben uns mit einander gemessen — und er hat mich mit einem guten Hieb nach Hause geschickt! Das war sein Recht; denn wär' ich's im Stande gewesen, ich hätt' ihm noch einen besseren verabreicht! Wenn ich nun auch vorher schon daran gedacht hätte, wieder aus dem Corps zu treten, jetzt könnt' ich's unter keiner Bedingung! Ich bleibe! Und ich will dich Ankläger widerlegen und das Wort meines Corpsbruders zur Wahrheit machen. Ich will ein Student sein, wie sich's gehört, und dennoch studiren! — Heinrich, beruhige dich — und vergieb dem Theoretiker, der nur Extreme sieht, nur Entweder — Oder kennt —"

„Wie der große Theoretiker Cäsar!" fiel der Philosoph ein.

„Der," entgegnete Adolph, „ist nur ein Muster für Seinesgleichen, und dazu gehört Keiner von uns — dich nicht ausgenommen! — Kurz, Freund Werder, ich geb' dir Unrecht! — Ich bin geradezu neugierig, wie ich mich in der Kneipe wieder ausnehmen werde, und ich freue mich auf's Wiedersehen gründlich!"

„Dann hab' ich über diesen Punkt nichts mehr zu sagen," antwortete der Philosoph. „Ich ziehe mich zurück."

„Besiegt!" rief Heinrich.

„Daran," versetzte Jener, „muß ich mich gewöhnen."

Die Wunde war Narbe geworden, noch einige Tage und Adolph konnte die Stube verlassen. Zufrieden saß er am Schreibtisch. Er hatte die letzten Tage her arbeiten können und die Zeit wohl benützt; nun fand er, daß er durch den Zwischenfall auch nicht um allzuviel Zeit gebracht worden sei, denn die versäumten Vorlesungen hatte er mit Heinrich, der sie jetzt um so fleißiger zu Papier brachte, durchgegangen und sich zu eigen gemacht. Während er dies unter angenehmen Empfindungen erwog, kam der Getreue mit einer Miene, die ihnen keine Störung drohte.

„Du bist vergnügt," rief Adolph nach einem Blicke auf ihn.

„Ich hab' etwas von unserm Baron erfahren," erwiderte Heinrich, „das dir auch Vergnügen machen wird. Höre! — Wenige Tage nach deiner Affaire war Hartfels bei Stadtcommissärs. Das Duell und der Ausgang waren bekannt, und der Alte machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. Bald darauf kam Philipp. Er wurde von seinen Verwandten sehr gemessen empfangen und ließ darüber etwelche Betretenheit an sich bemerken. Aber das war nur das Vorspiel. Nach einiger Zeit, als er in einer Ecke stand, kam unsere kleine Heroine Margarete in den Salon, sie ging auf ihn zu und sagte zu ihm: «Ich bin Ihnen böse, Cousin!» — Zum erstenmal sprach sie ihn mit Sie an — bis jetzt hatten sie sich geduzt. Philipp machte verwunderte Augen. «Warum denn aber?» entgegnete er: — «Sie haben — ja, Sie haben schlecht gehandelt! Damals, als Sie gegen den Renommisten, der auch mich geärgert hatte, die Ehre des Corps rächten, da hab' ich Sie gelobt. Sie werden sich's erinnern! Aber jetzt haben Sie Ihren Zorn an einem Corpsbruder ausgelassen, der Ihnen gar nichts zu Leide gethan hat!» — Philipp schaute den Baron an, der neben ihm stand,

und sagte spottend: «Ob das wol ein Gegenstand für junge Damen ist?» — «O,» rief Margarete, «spielen Sie nur nicht den Vornehmen! Ich weiß Alles, Alles! — Sie mögen ihn nicht! Und warum nicht? Weil er — weil er zuviel Genie hat! Weil Sie ihn beneiden!» — Philipp schwieg mit verdrießlichem Gesicht, dann fragte er maliciös: «Hat er Ihnen das vielleicht selber gesagt?» — «Ah!» rief das Kind mit offenbarem Unwillen. «Jetzt bin ich überzeugt, daß man mir die Wahrheit berichtet hat. Er — einer der besten Menschen, die ich kenne! Der, ich bin's überzeugt, wenn er Sie anklagen hörte, würde Sie vertheidigen! Sie! Und wenn er wüßte, daß Sie sein schlimmster Feind wären! — Cousin,» setzte sie nach einer Pause mit förmlicher Würde hinzu, «ich hab' Ihnen meine Meinung sagen müssen, denn sonst hätten Sie vielleicht geglaubt, daß ich diese Ihre neueste Heldenthat auch bewundere! Das thu' ich aber gar nicht, und Sie sollen's nur wissen! — Es war unrecht, was Sie gethan haben, sehr unrecht — und es soll mir lieb sein, wenn wir bald wieder etwas Besseres von Ihnen hören.»

Adolph empfand bei der Erzählung ein eigenthümliches Vergnügen. Um es zu verbergen, sagte er: „Ein sonderbares Mädchen! Ich will sie

nicht gerade altklug nennen, denn das wäre zu hart, aber frühreif, glaub' ich, das ist der Ausdruck!"

„Sie hat Geist und Temperament," erwiderte Heinrich, „und lebt seit Jahren in solchen Universitäts-Geschichten! — Mir," fuhr er mit Laune fort, „mir gefällt sie! Und wenn sie sich meiner so angenommen hätte, ich würde nicht so bescheiden sein wie du, sondern mir etwas darauf einbilden! Der Baron, wie du weißt, ist ein Kenner. Er hat gesagt: Mir ist's vorgekommen, als ob sie plötzlich um ein Jahr älter geworden wäre — und der Teufel soll mich holen, ich hab' mich in sie verliebt!"

Adolph lachte.

„Meine Nachricht war dir nicht ganz unangenehm?" fragte Jener.

„Nein, mein lieber Kindskopf," erwiderte Adolph. „Ich werde nicht versäumen, der Gönnerin meinen Dank abzustatten, wenn sich's gut schicken will."

Wenige Tage nachher erschien der Geheilte zum erstenmal wieder auf der Kneipe. Er wurde von seinen näheren Bekannten mit wahrer Freundschaft begrüßt, und die neckischen Zurufe, welche die Munteren an ihn richteten, trugen ohne Ausnahme einen gutmüthigen Charakter. Das waren in der That

Freunde — Brüder! Mit der Empfindsamkeit, welche Reconvalescenten eigen zu sein pflegt, hatte unser Adolph Anwandlungen förmlicher Rührung. Aber bald saß er, trinkend und rauchend, mit altem Behagen da.

Der Consenior erschien später. Nicht ohne Würde ging er auf den Corpsbruder zu, gab ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Indem Beide sich hierauf ansahen, lächelten sie. Freilich in sehr verschiedener Weise. Adolph, als ob er sagen wollte: „Ich kann vergessen, edler Philipp, und deine That für eine burschikose ansehen — wenn du nicht durch die Wiederholung zeigst, daß sie vielmehr ein schlechter Streich gewesen!“ Philipp mit dem Blick eines Widersachers, der durch den Sieg begütigt und guter Laune geworden ist. Es lag immer noch etwas Ironisches und Vornehmes in diesem Blicke, aber keine Feindseligkeit. Mit Würde und einem gefälligen Schmunzeln sagte er: „Jetzt, alter Freund, siehst du aus wie ein Student! — Alles, was recht ist — das ist eine Physiognomie! Trink einen Schoppen!“

Adolph ergriff sein Glas und leerte es. — Hätte Philipp sich ihm jetzt irgend freundschaftlich nähern wollen, er hätte ihm eine Art Freund werden können.

Der Philosoph würde gesagt haben: „So geht es, wenn man in einer Verbindung lebt! Man verliert jedes Urtheil!“

Am folgenden Sonntag machte der Genesene seinen Besuch beim Stadtrichter. Eigen war die Mischung von Lächeln und Bedenken, womit ihn der würdige Beamte grüßte. Die Gattin sah ihn schon mit freierem Wohlwollen an; geradezu schmeichelhaft war aber das Benehmen des Töchterleins. Diese war bei seinem Anblicke erröthet, und als er von den Eltern zu ihr trat, erwiderte sie den Gruß mit einer so herzlichen Freude, daß der Schelmenblick, welchen sie hinzufügte, sehr nöthig erschien. Mit der anmuthigen Freiheit einer Verwöhnten sagte sie: „Es ist doch nicht so schlimm! Im Grunde haben Sie dadurch nichts verloren. Mein Vetter hat's am Ende auch nicht so bös gemeint, als man uns erzählt hat.“

Adolph, nach einem Blick auf sie, versetzte: „Das ist meine Ansicht auch. Mögen aber seine Gedanken gewesen sein, welche sie wollen — nach dem Handel hat er sich wenigstens ganz gut gegen mich benommen. Ich muß mit ihm zufrieden sein.“

„Das hör' ich gerne,“ entgegnete sie. „Vielleicht,“ fuhr sie nicht ohne Selbstbewußtsein fort, „hab' ich dazu auch etwas beigetragen! Ich hab'

ihm hier in dieser Stube meine Meinung gesagt, dem Herrn Cousin, daß ihn sogar auf einen Augenblick seine gewöhnliche Sicherheit verlassen hat. Aber Unrecht kann ich nun einmal nicht leiden, und was ich auf dem Herzen habe, das muß heraus!"

Adolph sprach ihr für diesen Antheil seinen Dank aus und lobte ihre Gesinnung. Die sich mehrende Gesellschaft trennte sie, und nach anderweitiger Unterhaltung empfahl sich unser Freund.

Sehr befriedigt kam er nach Hause. Das Gefühl, das ihn belebte, war nicht etwa eine beginnende Neigung zu dem Töchterlein des Stadtrichters. Die Art, wie die Sechzehnjährige mitsprach — der Geist einer kleinen Herrin, den sie entwickelte, die Aufmerksamkeit, welche sie schon so früh dem Treiben der Studenten zuwendete, das Alles war nicht nach seinem Geschmack. Sein Ideal trug einen sanfteren, zurückhaltendern — weiblichern Charakter, und vorläufig empfand er noch gar keine Ungeduld, es zu finden. Aber die Theilnahme für seine Person, welche das reizend lebhafte Kind verrieth, übte auf seine Eigenliebe doch eine wohlthuende Wirkung. „Im Grunde," sagte er sich, „ist sie in ihrer Art charmant — wenn es auch nicht meine Art ist. Sie hat ein entschiede-

nes Rechtsgefühl, und wenn das bei der Tochter eines Justizbeamten keine Verwunderung erregen darf, so ist es doch nicht weniger lobenswerth. Kurz, es ist ein interessantes Mädchen, und ich werde mich wohl hüten, ihre Gunst zu verscherzen!"

Der in jeder Beziehung wiederhergestellte Studiosus richtete sein Leben ein, als ob er das Ideal seines Freundes Heinrich buchstäblich erfüllen wollte. Und indem er seine Zeit nützte und sich etwas zumuthete, genügte er in der That nicht nur seinen eigenen Ansprüchen, die auf den Fortgang seiner Studien gerichtet waren, sondern auch denen der Corpsbrüder. Eine Reihe schöner, genußreicher Tage war die Folge davon.

Bei der Gerechtigkeit seines Wesens und der gutmüthigen Heiterkeit seines Sinnes wird man sich nicht darüber wundern, daß er seinen Handel mit Philipp, dessen Fatalitäten er gründlich durchgekostet hatte, immer mehr von der schöneren Seite ansehen und ihn so, man kann beinahe sagen, genießen lernte. Das ist eben der Vortheil der Störenfriede, daß ihr Angriff zwar indignirend erscheint, der mit ihnen bestandene Kampf aber den braven Burschen auch dann noch mit Genugthuung

erfüllt, wenn er in ihm unterlegen ist. Adolph hatte sich mit der besten Klinge der Universität gemessen und den Waffengang so lange in der Schwebe erhalten, daß er endlich nur mit Ehren besiegt wurde. Nun freute er sich des Kampfes, und hätte sich ihn nicht mehr nehmen lassen, so wenig als die Narbe, die seinem etwas zu hellen und glatten Gesicht in der That eine männliche Zierde lieh. Sein Gefühl kam natürlich dem Gegner zugute, und wenn der Wackere auch nicht so weit ging, ihm für die Art seines Anbindens gar noch dankbar zu sein, so erschien ihm doch die That und die Gesinnung desselben jetzt im mildesten Lichte.

Die Erwartung, die sich im Herzen Adolph's gebildet hatte, rechtfertigte der Consenior: er unternahm nichts Feindliches mehr gegen ihn! Der Verdruß über die Erfolge des Mitschülers hatte sich genug gethan, und der Student konnte ihm keinen neuen einflößen! Jetzt stand er, Philipp Stürzer, in erster Linie, und Adolph kaum in der zweiten. In der letzten Zeit hatte der Gepriesene seinen Ruhm vermehrt durch drei Duelle mit hervorragenden Angehörigen anderer Verbindungen, die er alle Drei schlimm zurichtete, und zwar mit so genialen Hieben, daß noch lange davon die Rede

war. Nun wollte er die Herrlichkeit, deren er sich erfreute, auf einen anderen Boden übertragen. Das Motiv, nach Jena zu gehen, bestand noch, und der „Suevia“ auch das Sommersemester zu opfern, ging nicht an: alle Zeit, die ihm seine sonstigen Verpflichtungen übrig ließen, wendete der Ehrgeizige nun auf seine Vervollkommung in der Waffe, die in jener Universitätsstadt üblich war. Sich mit dem „Pariser“ ebenso gefürchtet zu machen, wie er's mit dem Schläger und krummen Säbel war, darauf richtete er sein ganzes Augenmerk, und wie kein Interesse mehr, so hätte er jetzt auch keine Zeit mehr gehabt, Adolph zu molestiren. Sein innerstes Gefühl gegen diesen schwand freilich nicht. Wenn er mit ihm oder über ihn sprach, erhielt der Klang seiner Stimme immer etwas Ironisches oder, im letzteren Falle, Geringschätziges. Er mochte ihn immer noch nicht, das war deutlich zu sehen; aber zu einem feindseligen Streich von seiner Seite kam es nicht mehr.

Das Semester ging zu Ende. Adolph hatte dem befreundeten Anwalte des Corpslebens in jeder Beziehung Recht gegeben, Heinrich war sich dessen mit Freude bewußt, und sein Gegner, der Philosoph, mußte sich gelegentlich mit dem ihn beschämenden Factum aufziehen lassen. Aber nun

sollte auch er, der Vertheidiger des Obscurirens, Recht bekommen! Gewichtige Gründe bestimmten Adolph, die Universität Heidelberg zu besuchen. Und hier trat er in keine Verbindung, sondern lebte seinen Studien ausschließlich.

III.

„Alles hat seine Zeit!“ das war der Gedanke Adolph's. Drei Semester hatte er das Corpsleben mitgemacht und so ziemlich Alles darin erfahren, was einem „honorigen“ Burschen begegnen kann. Nach dem letzten Halbjahr glaubte er nichts mehr lernen zu können, und er beschloß, für sich zu leben.

Den Entschluß, zu obscuriren und sich der geistigen Ausbildung allein zu widmen, hatte er noch auf der vaterländischen Universität gefaßt, aber keinem seiner Freunde mitgetheilt. Es war ihm eine eigene lockende Vorstellung, in dem schönen Heidelberg ein sommerlich stilles, einfaches, innerlich reiches Dasein zu führen und den Grund zu legen zu einer künftigen ungewöhnlichen Wirksamkeit. Ein höherer Ehrgeiz hatte ihn ergriffen, und seine Seele schaute ganz nach dieser Seite.

Bei solcher Gesinnung begreift man, daß er

die bisherige Universitätsstadt nicht ungern verließ. Seinen Freunden hoffte er später wieder zu begegnen; was aber seine Beziehung zu der Familie des Stadtrichters und zu dem anmuthigen Gretchen betrifft, so hatte sie sich in der letzten Zeit merklich gelockert. Ein jüngeres Mitglied der „Suevia“ hatte sich der Holden, wie es Adolph schien, interessanter zu machen gewußt; da er nun seinerseits ohne alle Absichten war, so ließ er in seinem Eifer, sie zu unterhalten, sehr nach und machte sich auch in der Familie rar. Bei seinem Abschiedsbesuche war die Tochter nicht zu Hause, und er konnte ihr nur einen Gruß hinterlassen. Wenn ihn zuweilen doch eine gewisse Möglichkeit umgaukelt hatte, jetzt war sie ganz zerflossen.

Nach munter verlebten Ferien war er früh nach Heidelberg gegangen, hatte sich eine Wohnung gemiethet mit schöner Aussicht und sich darin so bequem und hübsch eingerichtet, wie sein feiner Sinn es verlangte. Bald war er völlig einsam. An den ersten Tagen hatte er Bekannte getroffen; diese traten aber in eine Verbindung, welche mit der „Suevia“ in Cartell stand, und als er ihrer Aufforderung nicht folgen zu können erklärte, ließen sie ihn gehen.

Ihm war so wohl, wie kaum früher im Leben.

Er hörte die Vorlesungen, die er sich ausgewählt hatte, mit frohem Interesse, weil er sich Alles leicht aneignete, und erholte sich auf Spaziergängen oder mit unterhaltender Lectüre. Ungleich mehr Zeit als früher wendete er auf das Lesen der Journale. Es bildeten sich in ihm Gedanken über die sociale und politische Gestaltung des deutschen Vaterlandes, und er wollte sein Fach zum Organ und Ausgangspunkt machen einer gedeihlichen und ehrenvollen Mitwirkung. Das einseitig geistige Leben, das er führte, genügte ihm umsomehr, als ihn bei den Arbeiten der Gegenwart die Bilder der Zukunft erfreulich und ermuthigend und nicht selten glorios umschwebten.

Ein Monat war hingegangen. Nach und nach meldete sich in ihm doch ein Verlangen nach Umgang. Zumal auf einsamen Spaziergängen hatte er ein Gefühl, als wär' es auch in dieser Beziehung nicht gut, daß der Mensch allein sei. Einer Studentenverbindung bedurfte er nicht mehr — dieser Art von Geselligkeit war er entwachsen; aber er brauchte einen Freund.

Eines Abends während eines Ganges auf dem rechten Ufer des Neckarflusses ward es ihm klar, daß er nach einem solchen suchen müsse, und in der Universitätsstadt, wo sicher mehrere umherwan-

delten, die ein ähnliches Verlangen trugen, hoffte er ihn auch zu finden und den Bund mit ihm schließen zu können. In diesen Gedanken vertieft ging er über die Brücke, als plötzlich neben ihm ein helles Lachen erscholl. Er schaute auf — und erblickte Paul Werder, den Philosophen. „Mensch," rief er, auf ihn zugehend, „wie kommst du hieher?"

„Eine seltsame Frage!" erwiderte der Philosoph, ihm die Hand schüttelnd. „Meine Studien fortzusetzen! — Ich komm' ein wenig spät, scheinst du sagen zu wollen? Nun, ich will hauptsächlich in der schönen Pfalz einen Sommer verleben; was das Lernen betrifft, so hoff' ich immer am meisten von dem Professor, der unter dieser Schale sitzt." Er deutete auf seine Stirn.

Adolph nickte vergnügt, freudig. „Du kommst wie gerufen, alter Geselle! — Ich fühle mich etwas allein —"

Paul sah ihn prüfend an. „Du bist in keiner Verbindung?"

„Ich bin Obscurant!"

„Ha!" rief Jener, „die Wahrheit hat also doch gesiegt! — Ich hab's aber gewußt, daß ich dich noch födere. — Nun, wir wollen ein paar Obscuranten sein, die von sich reden machen!"

„Später!" verbesserte Adolph.

„Natürlich,“ versetzte Paul. „Für jetzt wollen wir leben, denken, produciren, der Freiheit genießen und herumschwärmen im Reiche des Wissens und Lebens, wie Maikäfer im blühenden Obstgarten.“

Der Philosoph miethete in Adolph's Nähe ein, und die Freunde verbrachten von diesem Tage an alle Mußestunden zusammen. Sie theilten den Mittags- und Abendtisch und alle Erholungen und Vergnügungen, welche Stadt und Landschaft ihnen bieten konnten.

Der Umgang mit Paul war für Adolph erquickend und sehr ersprießlich. Der Philosoph hatte einen productiven Kopf und studirte mehr, als er merken ließ. In ihm regten sich die Gedanken der Zeit. Er sah ein, daß man das Ganze in seinen genau erforschten Theilen erkennen und jedem Theile sein Recht einräumen, seine Ehre geben müsse. Die Ausgleichung in allseitiger Gerechtigkeit war sein Ideal für die empirischen und philosophischen Disciplinen, und er trachtete danach, auf seinem Felde nach diesem Gebote zu arbeiten.

Gelegentlich erfuhr Adolph, was er noch nicht gewußt hatte, daß der Philosoph in gewisser Weise auch Poet sei. „Was willst du?“ sagte dieser, als er ihm die ersten Verse zeigte, „ich bin im Grunde ein übermüthiger Gesell! Ich hab' nicht nur ver-

ständige Gedanken, sondern auch tolle Einfälle, und so ein Einfall, eh' man sich's versieht, ist's ein Gedicht! — Natürlich wird die heilige Schaar der ausschließlich fühlenden Poeten mich für keinen Dichter gelten lassen. Das versteht sich von selbst. Aber danach frag' ich nichts. Ich thu' mir selbst genug, freue mich, wie die Dinger Façon bekommen — und wer weiß, ob sie nicht späterhin einer Auswahl denkender Menschen auch noch Vergnügen machen!"

An den begabten jungen Mann ist heutzutage die Aufgabe gestellt, nicht nicht nur gründlich sein Metier zu lernen, sondern auch durch allgemeine Bildung sich aufzuklären und der Mitwirkung an den Arbeiten der Gegenwart fähig zu machen. Hier leistetete unserem Juristen der Philosoph große Dienste. Der Begriff des Rechtes, das Naturrecht und der Rechtsstaat waren Beiden gemeinsame Gegenstände. Nun politisirten sie nicht blos nach Stimmungen des Tages, sondern auf wissenschaftlich gezogenen Linien. Die Ideale der Gegenwart stellten ihren Geistern sich dar und wurden vor ihnen heller und heller. Die Verbundenen theilten sich in die Provinzen. Vor gewissen Problemen stehend, sagte der Eine: „Das geht dich an," und der Andere: „Das ist deine Sache!" Paul, mit

frohester Laune, rief einmal: „Wenn wir nur die Häfte von dem ausführen, was wir uns vornehmen, so werden wir große Männer!“

Wie viel Werth man ihren Unterhaltungen beilegen mag — so viel ist klar, daß sie für die Freunde selbst von großer Wichtigkeit sein mußten. Geistiges Leben in einem stetigen Austausch von Gedanken versetzt in eine gewisse Trunkenheit, und dies geschah namentlich unserem Philosophen. Wenn er übrigens zuweilen etwas davon merken ließ und von Anderen, mit denen er gelegentlich zusammenkam, für „überspannt“ erklärt wurde, so rächte er sich, indem er seinerseits vornehm auf die Dinge herabsah, die Jenen wichtig erschienen.

Eines Tages gingen die Freunde über den Hauptplatz der Stadt und sahen ein Corps eben im Begriffe, eine solenne Ausfahrt zu halten. Das Selbstgefühl, mit welchem die Chargirten bereits in vierspännigen Wagen saßen, machte auf den Philosophen eine nicht beabsichtigte Wirkung; sein Gesicht hellte sich auf und er sagte zu Adolph: „Possen!“

Hier fand er aber keine Zustimmung. „Es ist lustig,“ nahm der Freund im Weitergehen das Wort, „daß sich der Prediger der philosophischen Gerechtigkeit immer wieder auf unbilligem Absprechen betreffen läßt! — Mein edler Paul, in dieser Sache

bist du nicht orientirt! Dir mangelt die Erfahrung! Das bloße Zusehen genügt nicht!“

Der Philosoph machte eine curiose Miene. „Und ich,“ versetzte er, „hab' mir g'nug daran gesehen! Geh! Sich seine Freiheit nehmen lassen —“

„Freiheit!“ rief Adolph mit einem Tone der Ungeduld. „Eben in der Freiheit sucht man Gesellschaft, und was ist natürlicher, als daß die Landsleute sich zusammenschließen? Man gründet einen Verein; dieser braucht Gesetze; man stellt sie auf und erfüllt sie! Gern! Mit Stolz!“

Der Philosoph lächelte mit einer gewissen Zurückhaltung; Jener fuhr fort:

„Betrachten wir die Sache einmal unbefangen! Die Waffenführung ist überliefert, sie gehört zum akademischen Leben. Die Gesetze regeln mithin den Streit und den Frieden, das Duell und das gesellige Vergnügen — das Kneipleben, den feierlichen Aufzug und den Commers! Und alles das wird ebenso dem fidelen Corpsburschen eine Quelle von Genüssen.“

„Was ich nie begriffen habe!“

„Weil du dich nicht in die Leute hineindenken willst! Vor Allem: das Corps bringt Ehre! Wer in ein Corps tritt, hat nicht nur die Ehre, die er

sich selber verschafft, sondern auch die, welche das Corps gibt!“

„Wenn das für ihn etwas heißen soll,“ bemerkte Paul, „so muß er von dieser Ehre eine sehr übertriebene Meinung haben!“

„Die hat er auch,“ entgegnete Adolph mit Heiterkeit. „Der echte Corpsbursche hält sein Corps für das ausgezeichnetste und sich darum a priori für besser als jeden Anderen, der einem anderen angehört. Im Kreise der Brüder — den Ersten und Vorzüglichsten der Studentenschaft — wird ihm wohl, unendlich wohl. Guter Stoff und trautes Gespräch machen die Herzen weit, selige Regungen durchziehen die Brust, und die Phantasie nimmt einen Lauf in entzückende Sphären. — Sieh' mir nicht scheel auf jugendliche Fröhlichkeit, ich weiß, was ich sage! Gefühle werden entbunden, über welche der Exaltirte, der «Kreuzfidele» selber staunt. Die Formen haben nicht gehindert — vielmehr sie haben das Vergnügen mit angefacht und gesteigert!“

Paul Werder lächelte, man konnte nicht recht sehen, ob zustimmend oder ungläubig. Der alte Corpsbursche fuhr fort: „Und das Duell! Was man auch dagegen einwenden möge, wir können's nicht entbehren! Den bloßen Frieden hält kein Mensch aus. Soll er schmackhaft sein, so muß er

abwechseln mit Streit. Nur dieser — nur Gefahr bringt jene Spannung in die Welt, die uns über die Zeit wegführt. Das Duell ist das Salz der Verbindungen. Es würzt das Leben nicht nur, wenn es vor sich geht, sondern auch, wenn es im Anzuge — und wenn es vorüber ist: als Geschichte und unerschöpflicher Gegenstand des Gespräches."

„Das heißt," versetzte der Philosoph, „es macht, nachdem es vorüber ist, auch noch das Gespräch äußerlich!"

„Aeußerlich!" entgegnete Adolph, „ich könnte ebenso gut sagen, innerlich! Die Waffenführung ist eine Kunst, das Gespräch Sachverständiger über eine Kunst gehört aber zur Aesthetik und hat die Ehre der Wissenschaft!"

Paul belohnte diese Wendung mit einem beifälligen Blicke. „Weißt du," sagte er, „wozu du eigentlich am meisten Talent hast? Zum Advocaten! — Gut also! Ohne Streit und ohne Gefahr soll der Mensch nicht leben können! Zugestanden! Gibt es aber keine höheren Kämpfe, keine edleren Gefahren?"

„Unstreitig," versetzte Adolph. „Aber nicht für Jeden. Und wir können die Ausnahme nicht zur Regel machen und der Regel nicht ihre Poesie

nehmen wollen! Lassen wir dem geregelten Studentenleben die seine, die es durch Jahrhunderte bewiesen hat. Wer dieses Leben mitmacht, der sammelt in der schönsten Zeit der Jugend einen Schatz von Erinnerungen, welcher schon Tausenden das Alter hat erheitern helfen!"

„Habeat sibi," versetzte Paul. „Ich hoffe mir für meine alten Tagen einen andern anzueignen — so weit ich's nöthig habe! Denn mir ist, als ob mein Alter kaum in den Fall kommen dürfte, bei meiner Jugend Anlehen zu machen! — Gegen das Corpsleben sprach und spricht mir immer noch Eines am meisten: daß Menschen wie Philipp Stürzer hier die ersten Rollen spielen!"

„Das gerade leugne ich!" rief Adolph dagegen. „Dieser Stürzer ist eine Ausnahme! Die Chargirten der Verbindungen sind in der Regel auch die ehrenwerthesten Mitglieder derselben! Wer ist jetzt Consenior bei unserer „Suevia"? Heinrich, einer der besten Menschen, die Gott erschaffen hat! — Was übrigens diesen meinen Antagonisten und deine besondere Antipathie betrifft, so ist er ein ungewöhnlicher Mensch, ja, in seiner Art ein Genie!"

„Ein sehr negatives!" erwiderte der Philosoph.

„Wenn er das Soldatenhandwerk lernte —" fuhr Jener fort.

„Würde er sich auch nicht besonders hervorthun!“ fiel Paul ein. „Der Kriegsmann braucht Geist und Kenntnisse so gut wie Andere, Gewissenhaftigkeit und Opferfähigkeit mehr als Andere — und Philipp ist nur eine Klinge! Weißt du denn, ob er zu einem guten Zwecke überhaupt nur Muth besitzt?“

„Du bist doch sein reiner Gegensatz,“ erwiderte der Freund — „du willst ihm Alles nehmen! Natürlich werd' ich ihm kein Führergenie zutrauen; aber einzelne glänzende Waffenthaten könnten wir von ihm erwarten — indessen, lassen wir ihn! — Meine Aufgabe war, für die studirende Jugend, sofern ihr ein lebhafter Actionstrieb innewohnt, das Corpsleben zu vertheidigen, und das glaube ich siegreich gethan zu haben.“

„Und ich,“ bemerkte der Philosoph mit Laune, „stimme zu und gebe dem Gespräche dadurch seinen befriedigenden Abschluß.“

Wäre Adolph durch den Angriff eines Corpsburschen in die Lage gekommen, das geistige Leben talentvoller Obscuranten vertheidigen zu müssen, es wäre ihm jetzt wol noch besser gelungen. Er fühlte sich so froh wie nie vorher, und als das Semester dem Ende zuging, konnte er sich sagen, daß er in diesem Halbjahr in wesentlichen Dingen mehr ge-

lernt habe, als in den drei ersten zusammenge nommen.

Zuweilen erhielten die Unterhaltungen der Freunde ein intimes persönliches Gepräge: sie schlossen sich ihre Herzen mit ihren geheimen Wünschen und Hoffnungen auf! — Gehört doch zu den schönsten Gütern dieses Alters die Phantasie, die noch unwiderlegte, ungekränkte Phantasie, die muthig und fröhlich über den Schatz der Möglichkeiten verfügt, aus ihm die schönsten Kleinodien für sich wählt und sich an den reizenden Vorspiegelungen nicht nur erfreut, sondern auch an sie glaubt, als die sich nach und nach realisiren würden! Und wie klug sie schon waren, unsere beiden jungen Denker, diesem süßen Spiel, wenn sie sich dazu verleitet sahen, gaben sie sich doch gerne hin und weideten sich an dem Glücke, welches kommen konnte, ob auch der Verstand nicht unterließ, seine humoristischen Scrupel anzufügen.

Eines Abends, als sie in der Stube des Juristen beim Thee saßen, welchem sie durch Arak einen männlichern Charakter zu geben wußten, machte Paul, aus Anlaß einer Dichtung, die sie gelesen hatten, den Vorschlag: sie sollten sich wechselseitig ihr Ideal, d. i. Diejenige schildern, die Jeder die Seinige nennen möchte. Adolph ging

darauf ein, und als ihm der Freund erklärte, er wünsche seine Beichte zuletzt abzulegen, machte er den Anfang.

Er zeichnete eine Gestalt, wie sie als das Lieblingsbild seiner Seele schon angedeutet ist. Stattlich der Wuchs, das Gesicht von einer milden, frauenhaften Schönheit. Die Haare, in Anbetracht seiner eigenen blonden, hellbraun, aber die Augen blau. Die ganze Erscheinung zutrauenerweckend, nicht glänzend, nicht unwiderstehlich anziehend. Im Betragen eine natürliche Würde, galante Schmetterlinge fernhaltend. Die Neigungen des Herzens entschieden, gerade, stetig.

In der seinigen (fuhr der junge Mann fort) wolle er eine Frau nicht für die Welt, sondern für sich. Ein Weib, wie es für den Gelehrten sich gezieme, die sich mit Arbeit und Sorge für die Wirthschaft und mit Lectüre selber zu unterhalten wisse und nicht nöthig habe, dem Manne die Stunden seiner Thätigkeit zu verkümmern. Eine stille, stillwaltende Königin des Hauses!

Der Philosoph, nach dieser Charakteristik, machte ein Gesicht, das mit der Zustimmung auch ein gewisses Bedenken verrieth. Er sagte: „Schön! Schön und solid, wie man's von dir nicht anders erwarten konnte. Aber sollte diesem «Ideal» nicht doch

noch etwas fehlen? Solltest du nicht, wenn du es nun verkörpert im Hause hättest, Gefahr laufen, hie und da — einige Langeweile zu spüren? Sollte mit den entwickelten Vorzügen nicht noch etwelche Munterkeit, eine Ader von Witz, eine gewisse Fähigkeit zu lachen und auch lachen zu machen verbunden sein?"

„Wenn diese Fähigkeiten in zweiter Linie stehen," versetzte Adolph, „und den Grundcharakter nicht beeinträchtigen, dann nehm' ich sie mit in den Kauf!"

„Freundlich!" erwiderte Paul. — „Nun, ich muß dir bekennen, mein lieber Jurist, ich finde dein Ideal nicht allzu idealistisch, deine Wünsche nicht allzu kühn. Dergleichen läßt sich wohl bei uns noch finden, wenn man sucht und die Gefundene dann mit den rechten Augen ansieht! Darauf kommt freilich Alles an. Unser Ideal ist eben Diejenige, die wir lieben!"

„Die Liebe," entgegnete Adolph, „kommt aber eben, wenn wir die sehen, welche unserem Urbild, wo nicht gleich, doch am ähnlichsten ist!"

„Wenn's Gottes Wille ist!" versetzte Paul mit einer Art von Seufzer. „Und nun bist du fertig? Du hast keine Wünsche mehr? Dein Ideal braucht

zum Exempel, wenn du es findest, nicht auch eine entsprechende Rente zu besitzen?"

„Nein," erwiderte Jener mit Ernst. „Ich trau' mir zu, meine Frau zu erhalten, und der Gedanke, daß ich in dieser Beziehung ungleich mehr für sie thun werde, als sie für mich, ist mir wohlthuend — unentbehrlich!"

„Stolz und sicher! — Dadurch erleichterst du dir aber das Finden deines Ideals noch weit mehr, und mir ist, als könnt' ich dir bereits dazu gratuliren!"

Adolph lächelte. „Um so besser," sagte er. „Ich wünsche mir extraordinäre Kämpfe und Geschicke ebensowenig vor der Ehe, wie in der Ehe! — Nun, und das Bild deiner Träume?"

„Ist eine Fee," erwiderte Paul. „Eine Fee," setzte er auf den fragenden Blick des Freundes hinzu, „die ein Mädchen, ein Mädchen, welches eine Fee ist!"

„Dürfte schwer zu finden sein!"

„Das ist die Schattenseite davon! Aber ich kann mir nicht helfen! So schwebt sie vor meiner Seele — so lächelt sie zu mir hernieder: lieb, süß, holdselig — magisch!"

Adolph sah ihn vergnügt an. „Allerdings ein Ideal, das unendlich viel idealistischer ist, als

das meine. — Und dergleichen hoffst du zu finden?“

„Ich hoffe! — Gibt's in unserem unendlich reichen Deutschland nicht auch solche Gebilde? Der Fund wäre möglich! — Ich fürchte nur Eines!“

„Nun?“

„Daß es eine Gräfin sein wird!“

„Schlimmes Prädicat für die Erwählte eines bürgerlichen Professors! — Deine Mama, wie du mir gesagt, ist zwar selbst aristokratischer Abkunft —“

„Daher vielleicht das Ideal — der Traum, dessen ich mich nicht erwehren kann! — Offen zu reden, mein Freund, manchmal sag' ich zu mir: du bist ein Narr, mein lieber Paul! Erstens wirst du die Wundersame nicht finden; wenn du sie aber findest, dann wird sie an dir vorüberschweben. Indessen, es hilft nichts. Immer wieder steht sie vor meiner Seele in wonniger Klarheit, in einer Schönheit feierlich-hold, irdisch und himmlisch entzückend —“

„Blond?“

„Entschieden! Die Augen von einem Blau, welches dem der Kornblume sich nähert. Die Gesichtsfarbe hell, nur zart rosig überhaucht. Das Profil von edler Feinheit, die Lippen ein wenig aufgeworfen, aber in der zierlichsten Form. An

der ganzen Gestalt Alles im besten Verhältniß. Nichts dürftig, aber Alles wie aus Duft gewoben!"

Adolph lachte herzlich. „Und der Geist, die Gemüthsart?" fragte er.

„Sonnig, leuchtend und warm! Ein Verstand, um Herz und Welt spielend aufzufassen. Eine Seele, die im Himmel zu Hause ist und darum auf der Erde kaum mehr etwas zu schaffen hat. Fröhlich, witzig, nach ihrem Gefallen, und in Gesellschaft Alles erheiternd! Ein Augentrost, wo sie sich zeigt, durch ihre Erscheinung Alle beglückend—"

„Aber in unaussprechlicher Liebe dir allein gehörend."

„Das," versetzte Paul, „wäre zu wünschen!"

„Wenn du nun aber eine solche nicht fändest?" entgegnete der Freund. „Oder wenn die Gefundene in unaussprechlicher Liebe nicht dir, sondern einem Anderen gehören wollte?"

„Dann," erwiderte der Gefragte, „bliebe sie — mein Ideal!"

Adolph sah ihn erheitert an. „Du hast, wie ich merke, in deinem Haupte auch ein Fach der Bescheidenheit! — Und diesem Ideal wolltest du dann allein anhängen, ihm nichts Wirkliches beigesellen?"

Die Miene Paul's zeigte hierauf etwelche Schalk-

heit. „Darüber,“ entgegnete er, „glaube ich nichts feststellen zu sollen.“

Adolph nickte, dann sagte er: „Trotzdem, fürcht' ich, wirst du ein Mönch werden.“

„Warten wir's ab!“ erwiderte der Philosoph. „Wir haben zum Suchen noch mindestens ein Jahrzehnt: was kann da nicht Alles aufblühen und uns in Folge reizender Zufälle begegnen! — Lass' uns glauben und hoffen — und lass' sie uns in genialer Vorausnahme lieben, die wir dereinst lieben werden!“

Nach Ablauf des Semesters beschlossen die Freunde, ehe sie in die Heimath zurückkehrten, die Erfahrungen und Genüsse des Sommers durch eine Rheinreise zu krönen. Sie bekamen gute Witterung und verlebten eine köstliche Woche. Reich befriedigt kehrten sie in die Stadt zurück, um ihre Koffer zu packen.

An einem heitern Abend noch einmal am Neckarflusse hinschlendernd, hatten sie den überraschenden Anblick eines alten Bekannten. Derselbe, früherer Sueve, kam von Jena, wo er das letzte Halbjahr verbracht hatte, und kehrte in sein alemannisches Vaterhaus zurück. Nach verschiedenen Erkundigungen fragte man ihn auch, was der Consenior Philipp mache.

„Der ist fortgeschritten,“ erwiderte Jener.

„Wohin,“ fiel Paul ein, „kann man sich denken!“

„Er hat die Zahl seiner Duelle vermehrt?“ fragte Adolph.

„Ungefähr um ein Dutzend,“ antwortete der Student.

„Und er war immer glücklich? Immer Triumphator?“

„Ausgenommen das erstemal,“ versetzte der Student. „Da bekam er einen Stich durch den linken Arm, der ihn furchtbar giftete. Er übte sich nun, als er wieder geheilt war, unausgesetzt, fing mit dem Thüringer, der ihm die Wunde beigebracht hatte, wieder Scandal an und sendete ihn mit einem Lungenfuchser nach Hause.“

„Dämon!“ rief Paul erregt.

„Meiner Schätzung nach,“ fuhr der Andere fort, „hat er noch zwei dergleichen ausgetheilt. Außerdem durchbohrte er Arme und Schultern rechts und links.“

„Und — seine Studien?“ fragte Adolph nicht ohne Spott.

„Wollen freilich nicht viel heißen,“ erwiderte der Alemanne, „obwohl er hie und da, die Mappe unterm Arme, stattlich ins Colleg geschritten ist.

— Aber auf einem anderen Feld hat er sich ent=wickelt, und es gelingen ihm hier Thaten, die sich denen mit den Waffen ebenbürtig zur Seite stellen."

„Auf dem Felde —?" fragte Paul mit er=rathender Miene.

„Der Galanterie!" versetzte Jener.

„Ihm gefallen schöne Mädchen," sagte Adolph; „sehr!"

„Ihm gefallen anderer Leute Frauen, wenn sie jung und schön sind, am meisten!"

„Ah, ah!" rief Paul. „Darauf hätt' ich gleich kommen sollen! — Und er ist noch nicht mit dem Messer niedergestoßen, noch nicht wenigstens die Treppe hinuntergeworfen worden?"

„Nichts weniger," versetzte Jener mit mehr Sympathie, als man billigen mochte. „Er hat Glück — und man fürchtet ihn!"

„Im Grunde," bemerkte Paul nach einer klei=nen Pause, „ist's nur consequent. Wer den Bur=schen kannte, hätte sich wundern müssen, wenn sich dieses Talent nicht an ihm entwickelt hätte. Er hat eine Figur — einen Reiz, der auf gewisse Weiber verführerisch wirkt, und er ist unverschämt."

„Das ist die Hauptsache," versetzte der Student.

Paul stand nachdenklich. „Sein Vater ist ein

Forstmann, auch schon mit eigenthümlicher Physiognomie. Vielleicht wäre herauszukriegen, daß sein Großvater Franzose gewesen; wenigstens — Aber was ist denn mit dir?“ rief er, sich unterbrechend, zu Adolph.

In der That bot dieser ein auffälliges Bild. Er sah erregt, mit funkelnden Augen, vor sich hin und hatte seinen rechten Arm unwillkürlich erhoben, als ob er zu einem Stoß oder Schlag ausholte.

Auf den Ruf Paul's lächelte er mehr ärgerlich als verlegen. „Possen!“ erwiderte er. „Pure Narrethei! — Es ist mir etwas begegnet, was ich an mir nicht gewohnt bin. Meine Gedanken waren weit, weit weg von hier, und ein Phantasiebild regte mich auf — eine Vision, die sich mir vor die Seele gestellt hatte und mich ärgerte.“

„Kann Einem passiren,“ versetzte der Alemanne. „Ich hab' mir auch schon zuweilen einen Stock in der Hand gedacht und auf einen Kerl losgeschlagen, von dem's mich nur verdroß, daß er die Schläge nicht gekriegt hat.“

Wir können verrathen, daß die Einbildungskraft Adolph's nicht in ein fernes Land, sondern in eine ferne Zeit abgeschweift war. Er hatte sich an der Seite einer Gattin gedacht, und Philipp, der mit den Ansprüchen eines Nebenbuhlers zu ihnen kam.

Die Vorstellung wirkte unwiderstehlich: ein Grimm erhob sich in ihm, daß er ebenso gut einen Laut der Wuth hätte ausstoßen können. — Aber nun indignirte ihn die Ungebühr seiner Phantasie, und er schalt sich im Stillen einen Verrückten. „Daß wir," sagte er zu sich, „nicht genug haben an den schlimmen Erfahrungen, die wir machen — daß wir uns das Schlimmste noch dazu denken! Und am liebsten das Unsinnige."

Nachdem die Freunde mit dem alten Kameraden noch einen fröhlichen Abend verbracht hatten, rollten sie am andern Morgen, aller störenden Phantasien bar und nur den frohen Gefühlen der Erwartung hingegeben, der Heimat zu.

IV.

Ein Jahr floß hin. Den Philosophen hatte es nach Berlin gezogen. Adolph war auf ein Semester nach Göttingen gegangen, um dann an der vaterländischen Universität, welche er sich aufgespart hatte, seine Studien zu vollenden.

Durch Natur und Bildung hatte unser Freund eine Richtung empfangen, auf der er consequent fortschritt. Ihn charakterisirte ein entschiedener Sinn für positives Wissen, und da er mit einem trefflichen Gedächtnisse ausgestattet war, so behielt er über Alles, was er sich aneignete, die Verfügung. Mit wahrer Freude sah er auf den Schatz von Kenntnissen hin, der sich täglich mehrte und ihm das Gefühl eines festen, reichen Grundbesitzes gab. Aber als Gelehrter — als werdender Gelehrter — war er zugleich Denker. Er sah nicht nur seine Wissenschaft, sondern den menschlichen Geist überhaupt in einer Entwicklung be-

griffen, dessen Ziele sich ihm stets klarer darstellten; und er wollte seine Kenntnisse hauptsächlich benützen, um die nächsten Strecken des jetzt gebotenen Fortschrittes als einer der Ersten zurückzulegen.

Bei seinem philosophischen Triebe versteht sich von selbst, daß er die einschlägigen Werke studirte und von ihnen auf seinem Wege sich fördern ließ. Allein das Beste hatte hier schon der Freund gethan. Wie sehr wir durch Bücher angeregt werden können: die Flamme, welche zündet und ein Licht in uns anfacht, das nimmer erlischt, wirft doch nur der schöpferische, für Wahrheit leidenschaftlich erglühende Menschengeist in uns, wenn wir uns im rechten Moment verlangend ihm öffnen. Paul hatte das wissenschaftliche Ideal der Gegenwart und Zukunft erkannt, hatte es dem Freunde vorgehalten — und dieser hatte es aufgefaßt und sich zu eigen gemacht.

Wenn Adolph, nach der Bemerkung Heinrich's, mehr wußte als der Philosoph: der genialere Kopf war dieser. Auch er hatte ein Auge für Sachen und eignete sich ihre Kenntniß an, aber doch hauptsächlich nur, um sie als Belege für seine Ideen, für erkannte Wahrheiten zu besitzen. Erst wenn das Licht des erkennenden Geistes auf ihnen lag,

glänzten ihm die Sachen in die Seele und er behielt sie im Gedächtniß. Ihm war es vorzugsweise um die Organisation seiner Ideen zu thun — die Kenntnisse nahm er mit in den Kauf; versprachen sie aber seine Gedanken zu bestätigen, so zog er sie herbei und studirte nicht nur, was ihm die Philosophen, sondern auch, was ihm Historiker und Naturforscher boten.

Wenn je zwei Menschen die Bestimmung hatten, Freunde zu sein für's Leben, so waren es Adolph und Paul. Beide waren im Grunde ihrer Seele gut, edel gesinnt. Beide hatten bei dem tiefen Ernst ihres Wollens eine Neigung zum Scherz; Beide liebten es, in der Unterhaltung den launig spielenden Ton anzuwenden, der den Ernst verdecken soll unter ergötzlichen Lichtern. Und was die Hauptsache ist: Jeder war im Stande, sich über die Erfolge des Anderen zu freuen, als ob es die seinen wären.

Ihren Verkehr während der Zeit ihrer Trennung setzten sie in Briefen fort. Sie schrieben sich nicht oft, aber umfassend, indem sie vor Allem über ihre Studien sich im Laufenden hielten und zur Würze Schilderungen aus ihrem geselligen Leben anfügten, die meist einen satirischen Charakter hatten. Die reformatorisch angelegten Köpfe waren

natürlich mit der jetzigen Wirklichkeit auch auf diesem Feld keineswegs zufrieden und hatten sehr viele Verbesserungsvorschäge zu machen. Beide waren sie Feinde des Schlendrians, auch wo man diesen sonst noch für sanctionirt und unantastbar hielt, und Beide wollten sie mit Ueberlieferungen, die sich ihnen als Hemmschuhe der Entwicklung darstellten, kurzen Proceß gemacht sehen.

Am Ausgange seines dritten Studienjahres, an einem der letzten Augusttage, saß Adolph in seiner Stube, welcher er auch hier jenen anheimelnden Charakter zu geben gewußt hatte, der ihm zur Arbeit unentbehrlich schien. Er ging just ein Collegienheft durch, welches ihm eben keinen Lieblingsgegenstand vor die Seele brachte, das er aber trotzdem gründlichst in die Hand bekommen wollte und das ihm, je weiter er darin vorrückte, umsomehr die Freude einer erstürmten Schanze gab. Da wurde die Klingel gezogen, dann klopfte es an seine Thür in einer Art, die ihm bekannt schien. Auf sein „Herein!“ kam der geahnte Freund, um unter frohen Begrüßungsrufen ihn zu umhalsen.

Viel gab es zu fragen und zu antworten. Nachdem in buntem Wechsel der Mittheilungen und Charakteristiken unter wiederholtem fröhlichen Lachen eine Stunde verflossen war, sagte Paul: „Apropos,

wie steht's mit der Hauptsache?" — Und als Jener ihn ansah, fuhr er fort: „Mit dem Ideal? — Ist es gefunden? — Und wenn auch noch nicht erobert, so doch einstweilen gesehen — und für die Eroberung ausersehen?"

Adolph schüttelte den Kopf.

„Nicht einmal gesehen?" entgegnete Paul. „Wo man doch glauben sollte, dergleichen begegnete uns auf deutscher Erde in jeder Stadt, jedem Städtchen!"

„Du verkennst mein Ideal," versetzte Adolph, „und machst dir's mit ihm zu leicht! Dennoch, wenn ich's ehrlich sagen soll: hie und da ist mir eine Gestalt, wie sie mir vorschwebte, schon begegnet. Indessen —"

„Sie hat nicht gezündet!" rief Paul.

„So ist es," erwiderte der Freund.

Jener lächelte vergnügt. „Du hast dich mithin überzeugt," versetzte er, „daß noch etwas Anderes dazu kommen muß: das Geheimniß der Sympathie. Jener wunderbare Fall, da wir erkennen und rufen: Die da ist es und keine Andere!"

Adolph antwortete: „'s ist wahr. Es ist ein Schicksal — und mich hat's noch nicht getroffen. — Aber," fuhr er fort, „wie steht's denn mir dir, mein Philosoph? Du bist im ganzen deutschen

Vaterlande herumgekommen; ist deine «Fee» noch immer Traumbild?"

Paul antwortete mit einem Seufzer. „Leider! Süddeutschland und Norddeutschland haben mich im Stich gelassen! Ich hab' sie, nach der ich überall die Blicke habe ausgehen lassen, nicht einmal in einer annähernden Ausführung gesehen."

Adolph nach einem Zunicken des Begreifens entgegnete: „Sollte dir dieses Geschick nicht auch ferner drohen? Und solltest du, um zu einem Ergebnisse zu gelangen, nicht vielmehr eine Aenderung an deinem Ideal vorzunehmen haben?"

Paul schwieg, und eine gewisse Laune klärte seine Züge. „Ich will dir ein Geständniß machen," sagte er. „Mein Ideal — die Fee — besteht noch in voller Kraft. Kein Zug daran hat sich geändert. Es wird sich auch keiner daran ändern, denn wenn uns einmal das Vollkommene erschienen ist, dann können wir's nicht mehr verbessern wollen."

„Das leuchtet ein," versetzte Adolph. — „Dessenungeachtet —?"

Etwas Anderes ist geschehen! Zu dem Vorhandenen ist etwas hinzugekommen!"

„Zu dem Vollkommenen?" rief Jener.

„Zu dem ersten Ideal ein zweites!"

Adolph's Züge erheiterten sich. „Das war eine

Auskunft!" rief er. „Und dieses zweite Ideal, welche ist es?"

„Diejenige," erwiderte Paul mit großem Ernst, „welche mich liebt!"

Adolph lachte herzlich. „Schau," sagte er, „das nenn' ich einen Sprung! Von der äußeren Schönheit zur innersten — von der Aesthetik in die Moral! — Und ist dieses Eine Alles, was du verlangst?"

„Es ist Alles," entgegnete der Philosoph, „weil es in der That Alles ist. — Diejenige, die mich liebt, ist die, welche zu sich sagt: Dieser ist es und kein Anderer! Ihm will ich allein, ihm will ich ganz allein gehören. — Du gibst zu, lieber Freund, das verräth vor Allem ein edles Gemüth, eine schöne Seele?"

„Nicht zu bestreiten."

„Und das ist die Hauptsache," rief Paul. „So sehr die Hauptsache, daß vor ihm alles Andere zur Nebensache herabsinkt."

Indessen —"

Mißverstehe mich nicht," entgegnete Jener mit einem gewissen Behagen. „Für gleichgiltig erklär' ich an diesem zweiten Ideal nur das Specifische. Diejenige, die mich liebt, braucht nicht eben blauäugig zu sein (was bei der Ersten unerläßlich ist) — sie

kann braune, schwarze, ja graue Augen haben, und ich will darüber hinwegsehen. Sie braucht nicht gerade blond zu sein — das Haar kann hellbraun, kastanienbraun, schwarz, ja roth sein, ich will mir's gefallen lassen. Gesichtsfarbe hell oder dunkel — einerlei! Gestalt mittel, groß oder klein — einerlei!"

„Aber häßlich darf sie nicht sein —!" versetzte Adolph.

„Ist sie auch nicht," entgegnete Paul. „Kann sie nicht sein. — Die schöne Seele baut, organisirt sich die entsprechende Hülle! Die schöne Seele, die mich libt, giebt dieser für meine Augen die holdesten Zauber!"

„Das ist in gewissem Sinne —"

„Das ist in richtiger Begrenzung vollkommen wahr. Ich behaupte nicht, daß die schöne Seele jenen Leib ausbilde, welcher die Menschen auf den ersten Blick außer sich bringt. Zuweilen mag ihr auch dieser gelingen, aber die schöne Seele ist in der Regel bescheidener — oder besser: stolzer. Sie sagt sich: die Hauptsache, das bin ich; mein eigenes Licht strahlt und leuchtet, darum kann mein Hülle mit dem geringeren Glanze zufrieden sein. Ich will zwar schön sein auch in meinem Aeußern, meinem Gewande, aber noch schöner in mir selber: darum soll mein Aeußeres mir nur ähnlich, nicht aber gleich

sein, und am wenigsten soll sein Glanz den meinen verdunkeln. So erscheint uns nun die schöne Seele zum öfteren in einem Leib, der nicht ganz vollkommen ist, dem in ästhetischer Beziehung mancherlei fehlen kann, der aber, von der schönen Seele durchleuchtet, reizender und lieblicher erscheinen wird, als der vollkommene.“

„Und mit so einem würdest du vorlieb nehmen?“

„So einen,“ versetzte Paul, „wenn ich in ihm die schöne Seele wahrnähme, würde ich lieben — sofern die schöne Seele bewegt wäre von Liebe zu mir!“

Adolph sah ihn erheitert an. „Mein lieber Philosoph,“ sagte er, „du bist praktischer, als ich geglaubt habe. Dieses zweite Ideal, das du dem ersten beigesellt hast, besitzt einen großen Vorzug: es ist erreichbar! Du verlangst allerdings auch in ihm viel, sehr viel — aber bei ihm kannst du — und das ist die Hauptsache! — das Beste selber thun. Daß ein Mädchen (fuhr er mit einem anerkennenden Blick auf ihn fort) dir ihre Liebe zuwendet, ist möglich, sogar wahrscheinlich. Ist aber die Liebe festgestellt, die Liebe zu dir, die Liebe zum Philosophen — dann ist auch die schöne Seele bewiesen. Wo aber die schöne Seele mit der Liebe

ist, da ist die Figur die rechte — und dem Manne ist geholfen."

„Unstreitig," erwiderte Paul. „Der ironische Ton, den du mit einklingen ließest, wäre gar nicht nöthig gewesen! In der That: hier liegt eine Chance!"

„Unzweifelhaft! Darum halte ich meinerseits auf das zweite Ideal!"

Paul schwieg. „Wenn sich nicht beide vereinigen!" sagte er dann. „Wenn es nicht eben die Fee ist, die von einer wundersamen Macht bewegt wird —"

„Dich zu lieben?"

„Es ist möglich!"

Adolph schüttelte lachend den Kopf. „Deine Actien in Bezug aufs Praktische fangen wieder an zu sinken!"

„Keine Möglichkeit," entgegnete der Philosoph, „soll von uns ausgeschlossen werden! Das Vollkommenste selber, wir müssen den Muth haben, uns seiner werth zu achten — wir müssen den Muth haben, es als das Unsere wenigstens zu denken!" — Dann, mit einemmal den pathetischen Ton lassend, fuhr er fort: „Weißt du, was das Beste an diesen Spielen der Einbildungskraft ist? Daß sie uns neugierig machen auf das, was denn doch

einmal eintreffen muß. Träume hin, Träume her: endlich muß die Gesuchte mir entgegentreten, endlich muß ich sie mit Augen schauen — und diesem Endlich seh' ich mit der feinsten Spannung entgegen!"

„Muß?" entgegnete der Freund.

„Muß," versetzte Jener. „Beleidige mich nicht, mein Lieber! Von zwei Idealen nicht einmal eines? Wenn sich ein Mensch mit dem schönen Geschlechte so viel beschäftigt in der Idee, so kann ihn eben dieses Geschlecht nicht im Stich lassen in der Wirklichkeit. Es ist genau genommen das liebevolle, das zärtliche, das gute Geschlecht — und damit gut!"

Paul wollte nur ein paar Wochen auf Besuch bleiben und den Rest der Ferien bei den Seinen verbringen, um zuletzt wieder in den deutschen Norden zurückzukehren. Was seinen Lebensplan anlangt, so hatte er noch immer den Lehrstuhl im Sinne, gab aber zu verstehen, daß er es für kein allzu großes Unglück ansähe, wenn er sein Tagwerk ausschließlich mit der Feder zu thun gezwungen würde. „Mein Vater," sagte er dem Freund, „ist im Stande, mich noch einige Zeit mit den nöthigen Wechseln auszurüsten, und ich hab' ihn überzeugt, daß er am besten thut, wenn er mich machen läßt. Er sieht meine Thätigkeit, meine Ausdauer —

sein väterliches Ohr hat auch schon die süßen Töne meines Lobes eingeschlürft, und da er selbst eine heroische Natur ist, so schenkt er mir, der ich seinen Muth von der materiellen Sphäre in eine geistigere zu verpflanzen Anstalt mache, sein Vertrauen. Erst in einigen Jahren wird die berühmte Nothwendigkeit an mich herantreten; hoffen wir, daß sie mich gewappnet findet! — Lieber Freund," fuhr er in einem Tone fort, der mehr ernst als humoristisch klang, „unsereiner sollte nichts thun dürfen als denken, forschen, produciren — und nur gelegentlich sollte man von ihm verlangen, daß er ein Buch schriebe, einen Vortrag hielte. Das Finden ist doch beiweitem die Hauptsache, und diese Hauptsache will die Welt eben am wenigsten unterstützen! Die Wissenschaft sagt: lerne, zieh Alles in Betracht, werde, wo möglich, allwissend! — und die Welt ruft dagegen: diene mir — gib mir nicht, was du willst, sondern was ich will, sei stets meines Winkes gewärtig, dann will ich dir zu leben geben! Verfluchter Casus! Um der Welt zu trotzen, brauchten wir Geld — welches aber eben meist nur von dieser selben Welt zu kommen pflegt! Hie und da gibt's freilich Ausnahmen — liebliche Zufälle — Gewinnung irgend eines großen Looses! Wenn ein solches — doch dein Auge sagt, ich sei nicht

klug — und das sag' ich auch! Trotzdem, das Menschengeschlecht braucht, wie nie zuvor, Wahrheit — Wahrheit im eigentlichsten Sinne — die Wahrheit selber — die nackte, aller symbolischen Einkleidung entledigte — die ganze Wahrheit! Natur und Geschichte werden gegenwärtig in ungeheurer Thätigkeit jeden Tag mehr vor uns aufgedeckt, dem Philosophen wird die ganze Wirklichkeit gegeben, damit er sie durch die Leuchte des erkennenden Geistes zur Wahrheit verkläre — und ihm fehlt die Zeit, die er braucht! Ihm fehlt das Gold, das man jetzt eben ihm hinschütten müßte! Ihm fehlt jene Häuslichkeit, die vielleicht eben er am nöthigsten hätte!"

„Was er braucht," fiel Adolph begütigend ein, „wird er haben! — Das muß der Berufene glauben, um wie viel mehr der Auserwählte!"

Der Philosoph lächelte nicht ohne Anmuth. „Das ist zu schmeichelhaft," entgegnete er, „um von mir nicht sofort und unbedingt unterschrieben zu werden!"

Daß die Gespräche der Beiden sich auch auf specielle Fragen der Wissenschaft bezogen und sie dann sehr ernsthaft bleiben konnten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Am dritten Tage kannten sie sich wieder so ganz, als wären sie nie von einan-

der gewesen. Paul sagte: „Wir könnten uns jetzt schon wieder die Abschiedshände schütteln! In zwei Tagen des Beisammenseins machen wir Jahre der Trennung gut!“

Eines Abends fragte Adolph den Freund, ob er zu Hause nichts von Philipp, seinem speciellen Landsmann, gehört habe. Paul nickte mit einem gewissen Ernst und sagte: „Er geht seinen Gang! Vor Dreivierteljahren ist sein Vater gestorben und hat ihm einige tausend Gulden hinterlassen; damit spielt er den Cavalier! Er ist von Jena nach Leipzig, von da nach Bonn gezogen, und überall hat er sich durch Thaten ausgezeichnet, wie wir sie kennen. Man erzählt mir, daß er in Bonn sehr viel zu Pferde gewesen und auf den feinsten Anzug gehalten habe.“

Adolph schüttelte den Kopf. Dann, mit gutmüthigem Lächeln, sagte er: „Schade! — Schade, daß ihm nicht jährlich zwölftausend Gulden Revenüen angeboren sind! Er würde sie mit ausgezeichnetem Anstand durchbringen.“

„Und noch einige Tausend darüber!“ versetzte Paul. „Da er sie aber nicht besitzt —“

„So muß er sich eben fügen,“ entgegnete Adolph. „Er muß arbeiten, wie wir! — Eine ge=

wisse Göttin, mein lieber Freund, hat noch ganz Andere schon zur Raison gebracht!"

Der endlich nothwendig gewordene Abschied Paul's erfolgte unter frohen Betheurungen und Verheißungen. Den Philosophen hielt in sonniger Stimmung seine unglaubliche Zuversicht, den Juristen der sichere Gang auf einer geregelten Bahn.

Ein weiteres Jahr schwand hin. Adolph stand vor seinem Examen, dem er mit großer Seelenruhe entgegensah. Einige Wochen vor dem muthmaßlichen Anfang ging ihm aber eine Mittheilung zu, nach der er einer eigenthümlichen Aufregung sich nicht entschlagen konnte. Der ehemalige Stadtrichter, der Vater Margarete's (berichtete man ihm), sei an einen höheren Posten in die Hauptstadt versetzt worden — und die Tochter habe sich so schön entwickelt, daß sie auch hier schon Aufsehen gemacht habe.

Dieser Zusatz traf unseren Freund in die Seele. Bilder der Erinnerung erstanden in ihm und umgaukelten ihn, verbunden mit Vorstellungen der Einbildungskraft. Eine eigene Unruhe befiel ihn — er empfand großes Verlangen, die Gerühmte zu sehen.

V.

Am nächsten Tage schon machte er seinen Besuch. Er traf die Familie zu Hause, und man empfing ihn in einem von der Sonne des Mittags erhellten Salon mit großer Freundlichkeit. Die Augen der Eltern schauten auf den alten Bekannten, den sie schätzten, mit Blicken des Wohlwollens; die Tochter erröthete mit dem Lächeln einer angenehmen Ueberraschung. Wechselseitig in der glücklichen Lage, sich nur Erfreuliches sagen zu können, machte man davon reichlichen Gebrauch.

Ueber Margarete hatte der Bekannte nicht zu viel gesagt. Adolph empfing im ersten Augenblick einen überraschenden Eindruck. Vor Jahren etwas zu schlank, stand sie jetzt in der schönsten Ausbildung vor ihm. Das Knabenhafte der Sechszehnjährigen hatte sich verloren und einem Ausdruck reiner Jungfräulichkeit Platz gemacht. Alles war milder, gelassener an ihr, wirkte aber um ebenso-

viel wohlthuender. Und der glücklich Gelassenen schien davon selbst eine Ahnung beizuwohnen.

Sie lächelte so frisch und bei aller Kindlichkeit so zuversichtlich! „Eine Rose!" sagte sich Adolph. „Wenn je Eine diesen Namen verdient hat, so ist sie's!"

Es war nicht sein Ideal! Das Haar glänzte in einem Dunkel, welches der Schwärze sich näherte, die Blicke kamen aus braunen Augen, und die Züge, wenn ihnen durch die jetzige Fülle auch alle Schärfe genommen war, hatten doch immer noch feinere Linien, als er's an seiner „Königin des Hauses" sich vorgestellt. Auch gingen die braunen Augen lebhafter, theilnehmender umher, als ihm dies bei der Seinen wünschenswerth erschienen war. Das schadete ihr aber nicht das Mindeste. Eben so, wie sie war, versetzte sie ihn gleich in die angenehmste Stimmung, machte sie sein Herz klopfen und erfüllte es mit Verlangen, mit Schauern der Freude.

Beim Abschied lud man ihn ein, Abends zum Thee zu kommen, so oft es ihm Vergnügen mache. Adolph sagte zu und entfernte sich in froher Aufregung.

Eine halbe Stunde später auf seiner Stube im Lehnstuhl sitzend, machte er ein curioses Gesicht.

Er ging mit sich zu Rathe. — Sollte er dem Zauber, der ihn unleugbar ergriffen hatte, folgen? Oder sollte er ihn brechen? Daß sie nicht seinem Ideale glich, das freilich bedeutete gar nichts. Sie war viel reizender, als diejenigen, die ihm geähnelt hatten. Sie war anmuthiger, lieblicher, poetischer als sein Ideal selber, wenn es ihm eine Gottheit durch ein Wunder ins Leben gerufen hätte! Und diese da war lebendig und strahlend im Glanze der Jugend — ohne Wunder! Wirklichkeit, vollendete, Wonne verheißende Wirklichkeit! Von dieser Seite schien ihm Alles geboten! Aber — war es auch diejenige, die er sich aus so guten Gründen gewünscht hatte? Versprach sie, den Lebensgewohnheiten, die er bei seinem Streben unvermeidlich einhalten mußte, sich zu fügen? Konnte sie die stille, in sich selber befriedigte Gehilfin werden, die er brauchte? Legte sie in ihrer allerdings reizenden Sicherheit des Benehmens nicht allzuviel Sinn für Herrschaft an den Tag? War sie überhaupt fähig, seiner Hauptforderung nachzukommen, nur für ihn, einzig und allein für ihn zu leben und dabei glücklich zu sein?

Für jetzt (das hatte er wohl merken können) war sie noch nicht gebunden. Allein wenn er als Bewerber auftrat und man ihn fürs Erste nicht

entmuthigte, Nebenbuhler zeigten sich gewiß. — Dieser Gedanke regte Vorstellungen in ihm an, denen er sich schweigend hingab. Auf einmal, auffahrend, rief er: „Ist sie, in ihrer bestrickenden Erscheinung, nicht jenes blendende Bild, welches gewissen Naturen der Dämon zeigt, um sie von ihrem erwählten Lebenswege abzulenken? Freuden verspricht sie! Aber werden sie von Dauer — werden sie mir zu meinem Lebenszwecke gedeihlich sein? Werde ich damit Herr meines Geschickes bleiben?" —

Er beschloß, der Wirkung, die er erfahren hatte, so weit entgegenzutreten, als es nöthig war, um die Zauberin zu beobachten und ihr Inneres kennen zu lernen. Blenden und fahen lassen durch den bloßen reizenden Schein wollte er sich nicht. Er wollte eines Lebens in rühmlicher Thätigkeit sicher sein: das gab er für das lockendste Glück nicht hin. War ihm nicht Ruhe verheißen mit dem Glücke, dann entsagte er — das nahm er sich fest vor.

Bei diesem Ergebniß versteht sich, daß er am nächsten Abend bei dem neuen Director einen Thee trank. Es erschienen außer ihm ein paar ältere Herren, ein Accessist und ein Lieutenant. Alles zusammengenommen, mußte er sich sagen, daß man ihn sehr zuvorkommend behandelte, fast auszeich-

nete. Die Kenntnisse und die wissenschaftlich gegründeten Ansichten, die er sich erworben, befähigten ihn, selbstständig mitzusprechen. Er that es mit aller Bescheidenheit, aber doch so, daß er sich den älteren Gästen bemerklich machte. Der ehrwürdigste darunter, ein quiescirter Beamter, drückte ihm einmal seine Zustimmung mit einem Blicke förmlicher Achtung aus, und es war Adolph, als ob die Züge der neben ihm sitzenden Margarete darüber eine Genugthuung verriethen. Mehrmals richtete sie an ihn das Wort, erbat sich von ihm Auskunft über Dieses und Jenes und dankte nach erhaltener Belehrung mit heiterer Anmuth. Freilich wendete sie dann ihre Aufmerksamkeit auch den anderen beiden jungen Herren zu, fragte sie theilnehmend und hörte die Antworten mit Interesse. Das kam aber auch der Tochter des Hauses in jeder Weise zu, und unser Freund sah das frohe Wohlwollen, womit sie einmal einer Erzählung des Lieutenants horchte, mit wahrer Freude: so schön kleidete es sie!

In Kurzem, da er fast jeden Abend erschien, zählte Adolph zu den erklärten Freunden des Hauses. Gelegenheit, Margarete zu beobachten, hatte er hinreichend; aber die Prüfung schien für sie nicht ungünstig auszufallen. Die Jungfrau blieb sich

gegen ihn gleich und gab ihm ungezwungen den Vorzug eines alten Bekannten; daß sie dabei eine gewisse Linie nicht überschritt und sich nichts gegen ihn vergab, das war bei dem Stande der Dinge sehr natürlich, und er hätte das Gegentheil tadeln müssen. Hielt er doch auch an sich, um die Entscheidung sich vorzubehalten! Stellte doch auch er die Kritik noch der Neigung entgegen! Gleichwol begegnete es ihm jetzt schon, daß ihm die Freundlichkeit, welche sie Anderen zuwendete, nicht immer Freude machte, sondern eine Sorge in ihm anregte, die sein Gesicht manchmal recht bedenklich erscheinen ließ. „Im Grunde,“ sagte er dann zu sich, „hat sie doch eine Tendenz, Allen zu gefallen, auf Alle einen guten Eindruck zu machen. Ebenso gewiß ist freilich, daß sie dabei ihre Würde bewahrt und Jeden in den gehörigen Schranken hält. Man huldigt ihr, und sie nimmt es entgegen und vergilt es, mit einem anerkennenswerthen Tacte, durch eben das Maß von Güte, worauf Jeder Anspruch zu haben scheint. Es ist eine Sonne, soll sie nicht scheinen? Soll sie nicht Freude machen und durch ihre beglückenden Wirkungen selber beglückt werden?“

Zu Hause, wenn er nach längerem Studium eine Pause machte und seine Gedanken dem Gegenstande sich zuwendeten, fühlte der Geist sich frei,

und es war ihm, als hinge die Entscheidung einzig und allein von ihm ab. Klar sah er einen Zug an Margarete, der ihm Bedenken einflößte: sie liebte die Gesellschaft und gefiel sich in ihr. Sie schien Zerstreuung nöthig zu haben; eine feinere, edlere Zerstreuung, aber Zerstreuung. Würde sie sich als die Seine begnügen mit dem, was er ihr zu bieten vermochte? Richteten sich ihre Blicke nicht verlangend nach Außen? — Sie lieblich zu finden, ihr mit Neigung anzuhängen, das konnte er (wie er nachgerade merkte) seinem Herzen nicht mehr verwehren. Aber mußte er deswegen schon eine Erklärung wagen und sich binden? Konnte er nicht die beglückenden Regungen annehmen und sich in der Stille seines Herzens ihrer freuen, bis eine Entscheidung sich von selber ergab? — Vertagen — den Ernst vertagen, das war das Gerathenste!

Nach dieser Entscheidung erhob sich indeß eine andere Stimme in ihm. Wenn er den rechten Moment, sie zu gewinnen, mit allzu weit getriebener Vorsicht entschwinden ließ? Wenn ein Anderer kam und mit kühnem Entschlusse ihm den Rang ablief? Wenn sie, mit einer Neigung für ihn im Herzen, wie er aus gewissen Zeichen schließen zu können glaubte, durch seine Zurückhaltung sich gekränkt

fühlte und von ihm sich abwendete? Dann hätte er sie verloren — durch seine Schuld verloren! Und wußte er, ob ihm je wieder im Leben ein Mädchen begegnete, dem sein Herz mit solchem Verlangen entgegenschlug? Durch sein Zaudern versäumte er vielleicht das Holdeste, was das Geschick in seiner Güte ihm anbot, um später entsagen oder mit dem Geringeren vorlieb nehmen zu müssen.

Diese Erwägungen für und wider konnten begreiflicherweise den Gang der angefangenen Bezauberung nicht aufhalten. Wenn Adolph bei der Lieblichen war, hielt ihn nur die ihm eigene Bescheidenheit ab, seine Neigung förmlich zu gestehen. Erwies ihm aber der Zufall eine Gunst — streifte er vorübergehend ihren Arm oder berührten bei gemeinsamem Anschauen eines Buches, eines Kupferstiches ihre Finger die seinen, da fühlte er süße Schauder im Herzen — und mußte sich dann selber fragen, was ihm denn zu einem vollkommenen Liebhaber noch fehle? — Wollte er sich nicht selber täuschen und den Stand der Dinge anerkennen, so mußte er sich sagen: Dein Loos ist gefallen!

Im Grunde, muß nicht Alles gewagt werden? Kann etwas, darf etwas gewonnen werden ohne ein Wagniß? Gefahr ist bei jeder Wahl; allein die Gefahr ist eben das Reizende. Ihr eben muß der

rechte Mann zu begegnen wissen. Die Gefahr stellt ihm eine Aufgabe, die seine ganze Kraft in Anspruch nimmt; wenn er sie aber löst, dann erwächst ihm eben aus ihr der höchste Freudensegen. Die drohende Gefahr bringt ins Leben den unentbehrlichen Reiz, die bezwungene und beseitigte schafft ihm das höchste Heil: den verdienten, gesicherten Frieden. Wo keine Gefahr ist, da droht die schlimmste, verderblichste aller Gefahren: die Langeweile!

Eines Abends, als er zuerst erschienen war, sah ihn Margarete mit einem eigenthümlichen Lächeln an und sagte: „Heute werden Sie eine Ueberraschung haben! — Ein alter Bekannter wird kommen — dem Sie jetzt hoffentlich nicht mehr gram sind.“

Adolph errieth den Angekündigten im Augenblicke. Sich zu einem Lächeln zwingend, sagte er mit halber Frage: „Ein alter Bekannter?“

„Unser Cousin Philipp,“ erwiderte sie. „Er hat uns heute Mittag besucht und auf uns alle einen recht guten Eindruck gemacht. Sein Benehmen ist gewandt, und dann hat er einen Ernst angenommen, der ihm ganz wohl steht. Er wird sein Examen machen und hat sich vorher noch durch eine kleine Tour zerstreuen wollen. — Es ist Ihnen

nicht unangenehm," fügte sie nach einem Blick auf den Schweigenden hinzu, „ihn hier zu sehen?"

„Nicht im Geringsten," versetzte der innerlich Erregte — froh, diese Antwort geben zu können.

„Das letzte Jahr," fuhr Margarete fort, „hat er sich vom Verbindungsleben zurückgehalten und fleißig studirt, wie er uns sagte."

„Dann," entgegnete Adolph mit nicht zu verkennender Ironie, „wird er sicher die Prüfung glänzend bestehen. — Ich bin neugierig auf ihn, ich bekenne es!"

Eine halbe Stunde später, zu einer ziemlichen Anzahl von Gästen, kam der Erwartete. Er sah stattlicher aus als früher und zeigte einen Anstand, wie er etwa den gereisten Weltmann charakterisirt. Schärfere Blicke hätten während des Vorstellens wahrnehmen können, daß die Würde in Miene und Haltung angenommen war und einen unlauteren Zusatz hatte, der dem Träger etwas Scheinheiliges gab. Dergleichen pflegt man aber in Gesellschaft, ohne ein besonderes Interesse, nicht zu bemerken, und so richteten die Versammelten, die ihn zum erstenmal sahen, auf den Angekommenen beifällige Blicke.

Die Begrüßung der älteren Gäste und der Würdenträger gab ihm so viel zu thun, daß er Adolph,

der an der Seite stand, nicht zu bemerken brauchte. Plötzlich, mit dem Ausdruck einer angenehmen Ueberraschung und als ob er ihn jetzt erst sähe, rief er: „Sieh' da, Freund Ritter!" Er ging auf ihn zu, ergriff seine Hand, schüttelte sie und sagte zur Gesellschaft, wie um seine Herzlichkeit zu erklären: „Wir sind zusammen gewesen auf Gymnasium und Universität und haben uns jahrelang nicht gesehen. — Wie geht's dir, alter Freund? Dein Aussehen ist vortrefflich! Nichts Angenehmeres konnte mir begegnen, als dich hier wiederzusehen!"

Adolph erwiderte das Entsprechende nicht ohne die Befangenheit des Ehrlichen — und Philipp sah es mit einem Lächeln, das Jener begriff. — „Es ist der Alte!" dachte er.

Im Verlaufe des Gesprächs wußte der Ankömmling die gute Meinung, die er durch sein Auftreten erweckt hatte, zu erhalten. Er konnte nicht Kenntnisse zeigen, die er nicht besaß — aber er verstand ihren Mangel mit großem Geschick zu decken. Er hatte viel erlebt, viel beobachtet und aus Journalen Gedanken und Argumente der Parteien sich angeeignet, die er mit bestem Tacte zu verwenden wußte. Da er nun über die Ansichten der älteren Herren bald im Reinen war, so be-

diente er sie nach Wunsch und erntete vergnügte Zustimmung. Adolph mußte sich im Stillen sagen, daß er etwas gelernt habe, was er früher nicht gekonnt, und auch auf diesem Boden ein guter Fechter sei.

Der Erfolg des Schönredners weckte in der echten Natur freilich keine Eifersucht, regte vielmehr ein Behagen in ihr an. Einen anderen Eindruck empfing aber der Gute, als Philipp eine Gelegenheit benützte, neben seiner Cousine Platz zu nehmen, und diese, die ihn wiederholt fragte, durch eine Blumenlese aus seinen Erfahrungen so zu unterhalten wußte, daß sie mehrmals lachte und herzliches Vergnügen an den Tag legte. Der junge Weltmann hatte einen Blick für charakteristische, insbesondere komische Züge, und zeichnete der schönen Landsmännin jetzt norddeutsches Wesen im Unterschiede vom mittel- und süddeutschen ebenso treffend wie ergötzlich. Adolph mußte sich bekennen, daß er's so nicht im Stande gewesen — und daß dieser Mensch gefährlicher sei, als er geglaubt hatte.

Mit fatalen Empfindungen kam er nach Hause. Den Abend über meist stumm dasitzend, hatte er um so besser gehört und gesehen. Der alte Gegner mußte von der Schönheit Margarete's Nachricht erhalten haben und eben deßhalb hieher gekommen

sein. Jedenfalls war er von dieser Schönheit geblendet. Er hatte neben ihr einen Eifer gezeigt und ein Bestreben, ihr zu gefallen, die allzu deutlich sprachen. Ihm, Adolph, war in Philipp ein Nebenbuhler erstanden, darüber konnte er sich nicht täuschen. — Aber was waren dieses Menschen Gedanken? Hatte er sich wirklich so weit geändert, daß er ernster und ehrlicher Absichten fähig war? Hatte die Familie ein Recht, anzunehmen, daß er nach vertobten Studentenjahren ein geordnetes Leben führen wolle und bereits den Anfang gemacht habe? Oder war Alles nur Täuschung und wollte er nur —? — Adolph dachte den Gedanken nicht aus, wies ihn vielmehr unwillig zurück. Aber er war peinlich verstimmt. Margarete hatte ihn vernachläßigt. Wenn er auch selber schwieg und einigermaßen schmollte, sie hätte ihn ins Gespräch ziehen, ihn aufmuntern, ihm den Vortheil ihrer belebenden Freundschaft zuwenden können. Sie unterließ es. Kaum daß sie einmal einen Blick auf ihn richtete. Ihr Herz neigte sich dem Andern zu.

That er ihr aber nicht Unrecht? Bewies ihre Bevorzugung des eben Angelangten — des Verwandten — am Ende doch nichts gegen ihre Gesinnung? War sie nicht zu klar und zu klug, um

von einem Philipp sich täuschen zu lassen? — Er wollte zusehen, genau zusehen — und nach gewonnener Ueberzeugung seinen Entschluß fassen.

Die nächsten Tage konnten ihm wenig Trost gewähren. Philipp, mit einer Gewandtheit, mit einer Artigkeit, welche durchaus uneigennützig und nur von Freundschaft und guter Laune eingegeben schien, fuhr fort, Margarete zu unterhalten, und diese horchte seinen Einfällen und Erzählungen mit wachsender Theilnahme. Der gedrückte Ernst des bisher so zufrieden blickenden Adolph mußte ihr endlich auffallen, und sie beredete ihn darum. Es fiel ihm nichts Besseres ein, als die Schuld auf „Kopfweh" zu schieben.

Dem jetzigen strengen Urtheiler enthüllte sich die ganze Dürftigkeit in den Reden Philipp's, was Gedanken und Urtheile betraf. Sein Talent war nur Schein. Sogar die Schilderung und Charakteristik des äußerlichen Lebens bestach nur durch die leichte, burschikose Manier, womit er sie würzte. Und Margarete hörte zu, als wär' es das Begründetste, Wahrste, Antheilswertheste! Sie schien völlig befriedigt zu sein und nicht eine Ahnung zu haben, daß man sie nur mit Flitter unterhielt. „Weiber, Weiber!" rief es in dem Gekränkten. „Von dem Aeußern, das sich ihnen gefällig zeigt,

eingenommen, täuschen sie sich über das Innere. Zeitvertreib — leicht zu habender Zeitvertreib, das ist ihr Trachten, und wer ihn bietet, der ist Meister. Ihm trauen sie dann auch die wesentlichsten Eigenschaften zu — und ihm vertrauen sie!"

Wenn seine Phantasie die Gefahr ihm vormalte, der die Arglose bei entstandener und wachsender Neigung zu Jenem entgegenging, erschrak er. Sollte er sie warnen? Sollte er ihr mittheilen, was er über einen gewissen Hang des einnehmenden Vetters gehört hatte? — Nein! Ein solches Vorgehen widersprach seinem innersten Charakter. Und wenn er sich in Andeutungen hätte halten wollen, er fand keine Worte! — Sie mochte die Wahl frei haben — die Geschicke mochten sich erfüllen. Ließ sie sich blenden von Jenem, dann hatte sie nicht den Geist und Charakter, den er in ihr vorausgesetzt; dann war sie Demjenigen ähnlicher, an welchem sie Gefallen fand — dann war ihr Verlust für den wahrhaft Liebenden ein Gewinn.

Dennoch, wenn Margarete zu einer Bemerkung Philipp's lächelte, beneidete er ihn um dieses Lächeln. Er beneidete ihn um die trauliche Aufmerksamkeit, worin sie sich gegen ihn gleich blieb. Je heiterer und schöner ihre Züge dabei wurden, desto düsterer

wurden die Gefühle des Eifersüchtigen, und er mußte sich die größte Mühe geben, um nicht eben so düster seine Miene werden zu lassen. Das Vergnügen aber, das Philipp zur Schau trug und das er durch das Licht eines gewissen tückischen Behagens verstärkt sah, welches nur Eine Erklärung zuließ, gab ihm geradezu Stiche ins Herz und verwirrte ihn um so schmerzlicher, als er sich in seiner Lage durchaus keinen Rath wußte. Er dachte jenes Duells mit dem Nebenbuhler, und die Einbildungskraft stellte ihn demselben wieder, mit schärferer Waffe, gegenüber. Aber als die Phantasie weiter gehen wollte, zuckte er die Achseln. „Das ist nicht der Weg, um diesen Menschen mir aus dem Wege zu räumen!“ sagte er sich mit bitterem Lächeln. „'s ist auch ganz unnöthig! Gelingt es ihm, ein Herz, welches auf dem Wege war, sich mir zu schenken, durch seine Künste mir wegzunehmen, dann ziemt sich für mich nur Entsagen und Vergessen! Ruhiges Entsagen, vollkommenes Vergessen!“

Die Sache war: Der Wackere verstrickte sich immer tiefer und sah sich durch immer stärkere Bande an Margarete gefesselt! Der Gedanke, daß diese Schätze der Schönheit einem Unwürdigen zufallen sollten, war ihm unerträglich. Ein schmerz-

licher Drang befiel ihn, sie zu retten — ein glühendes Verlangen, der Erkennenden und Liebenden als der Seinen alles Glück der Erde zu verschaffen. Die Phantasie malte ihm wieder und wieder die Wonnen vor, welche sie Demjenigen verhieß, den sie liebte. Sie war das einzige Ziel seines Strebens — die Vollkommene, der nichts fehlte, als daß sie ihn erkannte, der sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte und ihr in ewiger Liebe zu eigen war.

Aeußerlich gewann er nachgehends wieder so viel Ruhe, um gute Miene zu machen und nicht durch hartnäckiges Schweigen auffällig zu werden. Und da wollte ihn doch wieder bedünken, als ob Margarete nicht so sehr gegen ihn verändert sei und von einem innigeren Interesse an Philipp nichts bemerken lasse. Im scherzenden Gespräche mit diesem gefiel sie sich, das war deutlich, und für seinen Eifer, sie zu unterhalten, wußte sie ihm Dank; aber ihr Benehmen blieb so ruhig, ihr Gesicht so hell und so heiter. Nur freundlich war sie gegen ihn — niemals zeigte sie jene Verwirrung, die ein leidenschaftliches Ergriffensein verrieth und dem Gegner zweifellose Hoffnung gab. — Das Herz des Liebenden nahm wieder Trost an; er hielt sich an die schönere Möglichkeit, und fast ge-

wann er die frühere Sicherheit wieder. Da warf ihn eine zufällige Wahrnehmung in die tiefste Unruhe zurück.

An einem schönen, milden Nachmittag hatte die Familie mit den beiden jungen Männern einen öffentlichen Garten vor dem Thore besucht, um hier Kaffee zu trinken und eine Musik-Production anzuhören. Philipp war sehr eifrig, der Cousine galante Dienste zu leisten; Adolph sah sich mehr an die Eltern gewiesen. Diese wurden später von Bekannten in Anspruch genommen, und unser Freund, allein sitzend, schien ganz in seine Gedanken oder in das Concertstück vertieft, das an seinen Ohren vorüberrauschte. Aber er behielt die Beiden, die heute nur für sich da zu sein schienen, wohl im Auge. Da bemerkte er, daß Philipp, welcher Margarete gegenüber saß, einen Blick auf sie richtete, der nicht nur ein zärtlich dringendes Gefühl, sondern eine zuversichtliche Hoffnung ausdrückte. Es war ein fascinirender Blick, zugleich tiefe, glühende Neigung und das Selbstgefühl eines Mannes verrathend, der mit ihr Glück und Ehre verhieß. Und er that seine Wirkung! Margarete wurde roth, schlug die Augen nieder und ein wehmüthiges Lächeln umfloß ihre Lippen.

Im ersten Moment hatte der Liebende eine

marternde Empfindung. Sie war für ihn verloren. Sie kannte die Liebe seines Feindes — billigte, erwiderte sie. — Dann erhob sich in ihm doch wieder eine Stimme zu ihren Gunsten. Philipp hatte ihr mit allen Artigkeiten gehuldigt, hatte seine Empfindung für sie verrathen — und sie wollte ihn durch eine Miene der Mißbilligung nicht kränken. Sie ergab sich in ihr Geschick, und ihr Lächeln war nur das Lächeln des Bedauerns. Ein Blick, wie er aus dem Auge Philipp's gekommen war, mußte das unbewacht überraschte Herz ergreifen; aber diese Regung bewies nichts, das edle Selbst rügte sie und tilgte sie wieder.

Darauf hatte aber der strengere Geist in Adolph eine Entgegnung. Wenn die Zärtlichkeit eines Menschen, den sie kennen sollte, ihr Herz nicht gewonnen hat, so hat sie dem Weibe doch geschmeichelt. Es ist eben wieder Einer, der dem Zauber nicht zu widerstehen vermochte — und das ist natürlich kein Verbrechen, sondern ein Schicksal, welches Mitleid und Linderung verdient. Soll man dem Besiegten und Gefesselten nicht eine Miene zuwenden, die ihn auf einen Moment glücklich macht und die Gabe seiner Liebe mit einer kleinen Erkenntlichkeit lohnt? Gebunden ist man ja dadurch in keiner Weise! — „Ja," rief es in dem

Zürnenden, „gebunden ist man dadurch nicht! Aber eine Neigung hat man verrathen, nicht nur Einem zu gefallen, sondern Mehreren! Den Beweis einer Gesinnung hat man geliefert, mit welcher einen Bund zu flechten Niemand gerathen ist!“ —

Wenn sich der Mensch in ein Netz verschlungen sieht, wo die Befreiung ihm unmöglich erscheint, dann kommt nicht selten die Nothwendigkeit des Lebens und schafft eine ganz einfache Lösung. Alles wird anders, wenn der Stand der äußeren Dinge sich ändert und den Persönlichkeiten zwingende Pflichten auferlegt werden.

Die Nebenbuhler mußten Beide den Wahlplatz verlassen. Die Zeit der Prüfung war herangenaht; sie rief den Einen an die Universität zurück, auf der er das letzte Jahr seinen Studien obgelegen, und wies den am Orte Bleibenden auf die Arbeiten der Vorbereitung, die er in der letzten Zeit so ziemlich vernachlässigt hatte.

VI.

Ein eigener Zustand, wenn das Herz einen leidenschaftlichen Zug empfindet, welcher dem Verstande Bedenken einflößt. Oberflächliche Seelen, die von dem Reichthum des menschlichen Wesens keinen Begriff haben, pflegen zu sagen: „Wer hier den Verstand mitsprechen läßt und auf ihn hört, der liebt nicht." Aber man kann von einer glühenden Neigung ergriffen, die Phantasie kann bezaubert sein — und man kann in gewissen Momenten dennoch erwägen, ob dieser Drang nicht verhängnißvoll sei und an dem Ziele, zu dem er hinreiße, nicht Schaden und Verderben laure. Denn hinter dem Süßesten liegt das Bitterste, und das ganz unschuldig und harmlos Aussehende kann mit Einemmal ins Tragische umschlagen. Es ziemt sich also wol, an seine Lebensaufgabe, seine Pflichten zu denken und über dem nächsten Ziel bei einer Neigung, die mit uns Ernst machen will,

auch der weiter hinausliegenden nicht ganz und gar zu vergessen.

Adolph sah den Tag seiner Prüfung durch die Entscheidung des Looses um zwei Wochen hinausgerückt. Er hätte nun wol auch noch Zeit finden können, das Haus des Directors zu besuchen und den ungestörten Umgang mit der Tochter zu Gunsten seiner Liebeswerbung zu benützen. Allein er wollte nicht. Sein Wegbleiben war erklärt, und er verschmähte einen Vortheil, der eben eine Selbsttäuschung einschließen konnte. Verstand und Ehrgefühl riefen ihm zu, die Zeit anzuwenden zu dem Einen, das ihm den Boden gründete für alle weiteren Verhältnisse des Lebens. „Mag ich zurückstehen in so Manchem," sagte er sich, „Eins hab' ich gelernt, und damit will ich mich hervorthun und meine Ehre finden."

Er überging alle Disciplinen, worin er Rede und Antwort stehen mußte, noch einmal, und wenn solches Durchlaufen dem bis dahin Unkundigen nur sehr wenig zu nützen vermag, so fördert es umsomehr den Fleißigen, der sich das Material bereits eingeprägt hat; es befähigt ihn, die Theile zusammenzufassen zum Ganzen und über jene von diesem aus zu gebieten. Und je mehr er den Gegenstand in seine Macht bekommt, je

mehr er das Gefühl seiner Kraft erlangt, desto heiterer wird sein Geist und desto gesünder sein Urtheil, nicht nur über die Wissenschaft, sondern auch wieder über das Leben.

Unserm Freunde war in solchen Momenten geistigen Kraftbewußtseins, als habe er aus seiner und Philipp's Beziehung zu Margarete viel zu viel gemacht und sich durch seine Phantasie irre führen lassen. Als habe zumal er selber an die Geliebte viel zu große Anforderungen gestellt. Im Grunde, was wollte er von ihr? Daß sie, während er sich besann und mit seiner Erklärung zurückhielt, ihm ihre Neigung zu erkennen gebe! Darin lag in der That sehr viel Selbstsucht, und wenn er von seinen übertriebenen Ansprüchen absah, blieb an Margarete nur sehr wenig Schuld — wo nicht gar keine!

Als er dies einmal, kopfschüttelnd und lächelnd, sich gesagt, empfand er ein eigenes Verlangen, die Reizende wiederzusehen. Es war ihm, als hätte er sie gar noch nicht auf die rechte Weise betrachtet. Als hätte er bis jetzt nicht das Auge der Liebe, der herzlichen, klaren Liebe, sondern nur das der prätentiösen, blinden Leidenschaft für sie gehabt. Ein Gang — und er konnte sehen — mit hellem, vorurtheilslosem Geiste sehen!

Bald nach Tisch machte er sich auf den Weg. Er traf den Director im Salon, eben im Begriffe, auszugehen. Das Gesicht des eben so würdigen als gescheiten Herrn klärte sich auf, als er den von ihm besonders geschätzten jungen Mann erblickte. Adolph hatte eine technische Frage an ihn wegen der Prüfung, und Jener gab ihm die Auskunft mit wohlwollendem Zutrauen. „Sie sind fleißig," sagte er. „Sie thun wohl daran, obschon Sie's im Grunde nicht mehr nöthig haben. Aber besser ist besser!" Und mit bedenklicher Miene setzte er hinzu: „Von unserem Vetter sind schlimme Nachrichten eingelaufen."

„Was ist geschehen?" rief Adolph.

„Was ich hätte voraussehen sollen!" erwiderte der Director. „Er hat die Prüfung nicht bestanden."

Ein Gefühl der Genugthuung ging unwiderstehlich durch die Seele des Wackeren; aber sofort wehrte er sich dagegen. — „Philipp," sagte er mit Ernst, „hat eben zu viel Zeit auf andere Künste gewendet. Für's Examen braucht er noch ein Jahr. Damit wird er den Schaden wieder gutmachen!"

Während der Beamte eine Miene zeigte, als ob er überhaupt nichts Gutes mehr erwarte, ging

die Seitenthür auf und es erschienen Mutter und Tochter.

Nach gewechselten Grüßen sagte die Frau: „Wissen Sie die Neuigkeit schon?“

„Ich hab' sie ihm eben mitgetheilt,“ versetzte der Gatte.

Jene, mit einem Ausdruck von Bedenken und Mißbilligung, fuhr fort: „Er hat's eben zu leicht genommen, der junge Herr! — Kopf hat er freilich, und wenn er sich Mühe geben wollte —“

„Wenn,“ fiel der Gemahl etwas ärgerlich ein. — „Gut! Es wird sich zeigen!“

Adolph hatte unterdessen auf Margarete gesehen. Sie stand neben der Mutter in vollkommener Ruhe. — „Das,“ sagte er sich, „ist nicht das Aussehen eines Mädchens, welche das Mißgeschick eines Geliebten erfahren hat!“

Der Director verabschiedete sich, und die Gattin begleitete ihn auf den Corridor. Adolph, mit der Tochter allein, sagte: „Sie scheinen das Unglück Ihres Cousins nicht so schwer aufzunehmen!“

Margarete, mit einem Schein von Laune auf ihrem Gesichte, erwiderte: „Ist das ein so großes Unglück?“

„Im Grunde nicht. Aber doch eine recht unangenehme Erfahrung.“

„Die," versetzte die Jungfrau, „mag ihn nur verdrießen. Er hat uns wiederholt gesagt, wie viel er im letzten Jahre studirt habe. Wenn's nicht wahr gewesen ist, soll er die Strafe haben!"

Adolph schaute sie an; das schöne Gesicht verrieth ordentlich eine Genugthuung. „In diesem Einen Punkte (dachte er) hab' ich mich geirrt!"

„Beinahe," fuhr sie mit einem Behagen des Spottes fort, „mach' ich mir jetzt ein Gewissen daraus, daß ich mich so viel mit ihm abgegeben habe. Aber er wollte sich bei uns ja erholen von den Anstrengungen, die er sich zugemuthet hatte! Ich glaube," setzte sie nach einem Schweigen nicht ohne Ernst hinzu, „mein Herr Cousin hat seinen Beruf verfehlt. Er hätte sicher zu manch anderem Fache mehr Talent gehabt als zu dem, welches er gewählt hat."

Adolph schüttelte den Kopf und entgegnete: „Zum Verwaltungsbeamten, wenn er sich das Theoretische noch hinlänglich aneignet, hat er viele Gaben. Er besitzt einen raschen Blick, Entschlossenheit, Energie und eine große Gewandtheit!"

Margarete sah ihn an, und ihre Züge klärten sich in holdem Lächeln auf. „Sie sind gut," sagte sie mit einem Wohlwollen, in dem etwas Mütterliches lag, „wahrhaftig gut. Er hat von Ihnen

nicht so freundlich gesprochen. Und wo er Sie anerkennen mußte, hat er's von oben herab gethan."

„Das," versetzte Adolph nach einem leichten Achselzucken, „ist gewissen Menschen unentbehrlich, und wir müssen ihnen darum Nachsicht schenken. Ich," setzte er mit der Laune gerechten Selbstgefühls hinzu, „weiß mich höher stehend, wenn ich das bin, was Sie «gut» nennen. Das Vornehmthun ist eigentlich bescheiden, denn es gesteht ein Ungenügen, einen Mangel."

Die Jungfrau nickte. Dann sagte sie: „Es wäre mir doch lieb, wenn Philipp sich ins Leben schicken lernte. Er hat gute Eigenschaften, das läßt sich nicht leugnen. Wenn er will, kann er sehr artig, sehr liebenswürdig sein. Er kennt die Welt, ist witzig, und Langeweile hat man nicht in seiner Gesellschaft."

Das sprach sie mit ernstlicher Anerkennung; aber dann, mit einem Ausdruck schelmischen Vergnügens, fügte sie hinzu: „Sehen kann man freilich recht gut, daß er auch flunkert. Ich möchte gar nicht auf alle seine Versicherungen einen Eid ablegen. — Aber er flunkert amüsant."

„Das muß ihm der Feind zugestehen!" rief Adolph mit launiger Bedeutung.

Die Miene, mit welcher Margarete ihn hierauf ansah, war beinahe eine verstehende. Dann erwiderte sie: „Es ist auch ein Talent; überall kommt man aber damit nicht durch, wie er nun zu seinem Verdruß erfahren hat.“ Sie schwieg. Nach einer Weile sagte sie mit Anmuth: „Der eine unserer Freunde hat uns im Stich gelassen — auf ihn können wir uns nicht viel einbilden. Ich hoffe, der andere wird uns entschädigen.“

Adolph, auf die Anspielung eingehend, entgegnete: „Nicht berufen!“

Margarete lachte. „Bei Ihnen,“ erwiderte sie, „kann auch das keinen Schaden thun. Sie haben das bessere Theil erwählt — und das wird jetzt aufkommen.“

Die Mutter kehrte zurück. Das Gesprä chging auf eine Residenz-Neuigkeit über, und endlich, mit vielen Glückwünschen versehen, empfahl sich der Freund.

Als er wieder zu Hause im Studirstuhle lehnte, sagte er sich: „Freund Philipp ist kein Concurrent, den ich fürchten muß, das ist über allen Zweifel erhaben. Die Cousine spricht über ihn munter und ironisch, dann auch wieder gerecht und billig; das verräth nicht die Spur einer ernstlichen Neigung. Sie müßte denn ihre Empfindungen verbergen

wollen und Ursache dazu haben, was ich durchaus nicht glaube. — Aber, aber," fuhr er mit einem eigenen Kopfschütteln fort, „auch gegen mich ist sie sehr unbefangen; von einer Klarheit des Antlitzes, wenn sie mit mir spricht, von einer Ruhe der Haltung und einer Milde des Blickes! Es wäre wirklich eine überraschende Lösung der Frage, ob's er oder ich sei: wenn sich herausstellte, daß es weder er ist noch ich! Auch das ist möglich — und im Leben schon öfters vorgekommen."

Nachdenklich sah er auf den Schreibtisch; dann, einen Seufzer ausstoßend, fuhr er fort: „Reizend ist sie, reizend über die Maßen — gerade weil sie ungerührt bleibt, wie eine Göttin." Mit Einemmal fuhr er auf und rief: „Eine Fee!" — Wahrlich, das ist das Wort! Mir, der ich es nicht gesucht habe, mir ist's entgegengetreten, das Ideal meines Freundes Paul." Er verstummte. Dann sagte er: „Feen sind bedenklich. Irgend ein tragisches Mißgeschick, wenn wir mit ihnen glücklich sind, erleiden wir von ihnen entweder früher oder später."

Am folgenden Tage hatte der in seine Studien Vertiefte eine Ueberraschung sehr angenehmer Art. Heinrich trat in sein Zimmer. Jubelnd begrüßten

sich die Freunde. „Wo kommst du her, alter Geselle?" rief Adolph.

„Geradenwegs vom Examen!" entgegnete Heinrich.

„Bestanden? Cum gloria?"

„Bestanden!" antwortete Jener mit Behagen.

Adolph nahm ihn in seinen Arm und drückte ihm den Bruderkuß herzlich auf die Lippen. Dann, auf dem Sofa neben ihm, ließ er sich Bericht erstatten. Die Professoren und ihre Fragen mußten die Revue passiren, und der glückliche Examinand konnte nicht umhin, diesen und jenen der Examinatoren in einem etwas komischen Licht erscheinen zu lassen. Aus Allem ging hervor, daß er besonders gut durchgekommen war. Adolph schüttelte den Kopf mit schalkhafter Verwunderung. Heinrich, den Scherz würdigend, rief: „Nun ja, ich hab' Glück gehabt! Aber das letzte Jahr hab' ich auch nur gebüffelt! Mit förmlicher Wuth hab' ich die Collegienhefte in mich hineingeschlungen!"

Adolph ließ das Auge mit innigem Vergnügen auf dem Freund ruhen. „Alles hat seine Zeit," versetzte er. „Lustiges Leben —"

„Und männliches Kämpfen und Ringen," fuhr Heinrich scherzend fort, „welchem die Krone winkt! Ich gestehe dir, mir ist eine Centnerlast vom Herzen

gefallen! Wie es Einem zu Muth ist, wenn man durchfällt, das hab' ich an Mehreren gesehen — hauptsächlich aber an unserem Philipp!"

„Sein Schicksal kenn' ich!" erwiderte Adolph. „Er ist böse?"

„Er ist wüthend," versetzte Jener. „Nach Außen heuchelt er Verachtung, aber innen kocht's, und das ist begreiflich. Er war durchaus nicht darauf gefaßt. Erstens ist er verwöhnt und dann hat er wirklich im letzten Jahre gearbeitet! Immer wieder sah man ihn aus der Bibliothek mit einem Arm voll Bücher herauskommen, die er stattlich nach Hause trug, und wenn er sie auch nicht alle studirt hat, angesehen hat er sie doch. Er sprach in der Kneipe von wissenschaftlichen Problemen, stellte Ansichten auf und verfocht sie — und nun im Examen fast auf alle Fragen keine Antwort zu haben! Herumsuchen und stottern müssen und den Giftpfeilen geringschätziger Blicke sich bloßgestellt sehen! Von zwei Professoren geradezu maliciös behandelt werden!"

„Das ist ihm geschehen?"

„Die Herren waren ihm böse — aus Gründen. Nun war er, der stolze Bursche, der gefürchtete Günstling des schönen Geschlechts, in ihrer Gewalt — und sie benützten es. Auf sie hat er eine Wuth,

die er bekennt; ich würde keinem von ihnen rathen, sich an einem schicklichen Ort allein von ihm betreffen zu lassen!"

Adolph schwieg. Dann sagte er: „Was wird er thun?"

„Das," versetzte Heinrich, „ist mir unbekannt. Aufrichtig zu reden, ich, nachdem ich durchgekommen war, bin ihm aus dem Wege gegangen — und hab' ihn nicht mehr gesehen."

Adolph nickte begreifend. Er hatte ein ähnliches Gefühl. Ihm wär's lieber gewesen, der in seinen Leidenschaften Unheimliche hätte bestanden und wäre in eine geregelte Bahn gekommen. Jetzt war er wenigstens froh, ihn nicht zu sehen.

Nach einer Weile klopfte er den Glücklichen lächend auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, du bist im Port. Aber ich, mein Freund, ich treibe noch im schwanken Kahne auf den Wogen, und die Götter wissen —"

Heinrich unterbrach ihn mit einem herzlichen Gelächter. „Du," versetzte er, „steuerst einen goldbeladenen Dreimaster in den Hafen, und der Jubelruf des wartenden Volkes wird dich begrüßen."

Drei Tage darauf machte der so Gerühmte die Prüfung. Alles trug dazu bei, daß die Erwartungen des Freundes sich erfüllten. Die Examinatoren

kannten und schätzten den jungen Mann und behandelten ihn fast wie einen Ihresgleichen, mit dem sie ein wissenschaftliches Gespräch abhalten wollten. Die Klarheit seiner Begriffe und die Bestimmtheit seiner Kenntnisse gaben dem Examinanden selbst eine Sicherheit und Ruhe, daß er, in den Formen allerdings einer natürlichen Bescheidenheit, auch als ein Gleicher sich fühlte und benahm. Die ganze Prüfung war ihm eine Lust, denn sie war eine Kette von Erfolgen, die er, wenn auch mit zusammengenommener Kraft, gleichwol spielend errang. Alles, was er je sich angeeignet hatte, verwerthete sich heute. Aus dem Boden, den er mit nachhaltiger Willenskraft gepflügt und mit seinem Schweiße befruchtet hatte, sproßte die Blume der Ehre hervor.

Als die letzte Frage beantwortet und sein Triumph besiegelt war, mußte er sich sagen — und er sagte sich's mit geheimer Lust: daß ihm auch die Glücksgöttin Beistand geleistet habe! Der Zufall, wäre er mißwollend gewesen, hätte ihn wol auf einen und den anderen Fleck hindrängen können, wo er minder heimisch war; es geschah nicht! Abgesehen davon, dankte er den reinen Sieg hauptsächlich den philosophischen Grundbegriffen, die er sich erworben. Eben sie gaben ihm den herrschenden Ueberblick über das gesammte Material der

Wissenschaft, und einigemale setzten sie ihn sogar in die Lage, den Mangel positiver Kenntniß decken — vielmehr die entschwundene Kenntniß von dem Begriff aus wieder herbeirufen zu können.

Als er nach Hause ging, wallte sein Herz in mächtiger Freude, und die bekannten Straßen und Häuser glänzten den von Innen erleuchteten Augen in rosigem Lichte. Die Zukunft war sein — Alles war ihm erreichbar! Denn nicht nur bestanden hatte er — in diesem Fall wäre sein Gefühl übertrieben gewesen — ausgezeichnet hatte er sich — eine ungewöhnliche, ehrenreiche Laufbahn war ihm eröffnet.

Das freudig gepreßte Herz entlastete sich vor Allem in einem Schreiben an die Eltern, die so großmüthig für ihn gesorgt und ihm vertraut hatten, aber nun auch den vollgenügenden Dank und Lohn dafür erhielten. Heinrich war leider schon wieder abgereist. Aber unser Freund kannte noch manchen guten Gesellen; in einem Kreise, den er früher öfters besucht hatte, verbrachte er einen Abend, an welchem unter frohen Discursen des Weines nicht geschont wurde.

Am anderen Tage zog ihn der Drang seines Herzens in das Haus des Directors. Mutter und Tochter empfingen ihn, und jene rief: „Ihr Ge=

sicht sagt Alles! Sie haben Ihr Examen gemacht — glänzend!"

„Wenigstens," erwiderte Adolph, „bin ich nicht durchgefallen, und das ist mir genug."

Margarete schüttelte den Kopf mit Schalkheit. „Sie sind bescheiden," sagte sie, „oder vielmehr Sie reden bescheiden. Ich halte Sie für ehrzeizig, und ich glaube, Sie wollen hinauf — hoch hinauf!"

„Darin," versetzte der Angeschuldigte mit Laune, „könnten Sie sich doch täuschen."

„Das ist so gut wie eingestehen," entgegnete sie. „Sie haben auch gar keine Ursache, es zu leugnen. Wer soll hinaufkommen, wenn nicht derjenige, der das Genie hat?"

Ihre Züge, während sie dies sagte, verriethen wahre Theilnahme. Ihr Blick war schwesterlich — wo nicht etwas mehr.

In diesem Augenblick erschien der nach Hause gekommene Director. Mit einem Gesicht, welches Achtung und Freundschaft ausdrückte, ging er auf Adolph zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie. „Meinen herzlichen Glückwunsch!" rief er. „Es überrascht mich natürlich nicht, was ich von Ihnen gehört habe; aber es freut mich nicht minder."

„Sie haben", entgegnete Adolph, „schon erfahren, daß ich durchgekommen bin?"

„Durchgekommen?“ wiederholte der Beamte. „Sie haben ein Examen gemacht, wie es seit Jahren hier nicht vorgekommen ist. Die Professoren sind stolz auf Sie und haben Sie dem Ministerium empfohlen mit dem Zusatze, daß Sie zur praktischen Laufbahn und zum Lehrfache gleich begabt und vorbereitet wären.“

Adolph, durch diese Erklärung an dieser Stätte mit Glück überschüttet, wurde roth, verlegen und konnte nichts thun, als sich verneigen. Dann suchte sein Auge Margarete — und ein wunderbarer Anblick wurde ihm zu Theil. Die Jungfrau stand erröthet da, mit einem Gesicht, welches eine ernste, feierliche — tiefglückliche Befriedigung ausdrückte. Das war nicht die Theilnahme einer Schwester — das war die Freude der Liebenden über den Triumph des Erwählten. Ihr Gefühl, das sie bis jetzt verborgen hatte, war in dem entscheidenden Moment aufgelodert in ihr und leuchtete zu Tage.

In dem Schauer der Wonne, die ihn durchdrang, kostete es Adolph große Anstrengung, sich äußerlich ruhig zu halten; aber in sich that er ein heiliges Gelübde. Sein Loos war entschieden und sollte es sein!

Die Eltern Margarete's erhielten von dem Stande

der Dinge eine Ahnung, und die Reden, die man weiterhin wechselte und die vielmehr ausweichen sollten, täuschten Niemanden. Zum Abschied reichte Margarete dem Sieger mit frohem Zunicken die Hand. Er faßte und drückte sie, und die Jungfrau, wenn auch schwächer, erwiderte den Druck.

VII.

Trunken von Glück wandelte er nach Hause. Er hatte Alles erreicht, wonach er gestrebt und glühend verlangt. Die Ehre war sein und die Liebe — die entzückendste Aussicht war ihm eröffnet! — Im einsamen Gemach, den schönen Gefühlen sich hingebend, aber dann auch wieder nachdenkend, wandelte ihn zuletzt eine Sorge an, als könnte es zu viel sein und er das allzu reiche Geschenk wieder büßen müssen! Aber fast unwillig trat er dieser Empfindung entgegen. „Was sind wir für schwache Seelen!“ rief er aus. „Wir entsagen und ringen und mühen uns, und wenn dann als die Frucht der Mühen das Glück erscheint, dann halten wir uns seiner nicht werth und stören den reinen Genuß, der uns so wohl zu gönnen wäre, durch feige Zweifel!“ — Er ließ mit Willen der Freude das Wort und kostete die Erfüllungen von Grund aus.

Pflicht und Sehnsucht riefen ihn in die Arme seiner Eltern, und am anderen Morgen sehen wir

ihn auf dem Weg in die Heimat. Es war ein schöner Augenblick, als er den Auftritt hinanstieg in das traute Pfarrhaus — der würdige Vater ihn an seine Brust zog und die Mutter ihn streichelte, Thränen in den Augen. — Sein Ruhm erfüllte bereits nicht nur das ansehnliche Dorf, sondern die ganze Umgegend. Als er mit dem Vater ausging, behandelte man ihn mit einer Achtung, die ihm beinahe zuviel war, und die Kenner prophezeiten ihm eine „glänzende Carrière".

An einem einsamen Nachmittag hatte er mit den Eltern eine ernste Unterredung. Er theilte ihnen mit, wie Margarete Hartlieb ihn angezogen und gefesselt — daß er allen Grund habe, an die Erwiderung seiner Neigung zu glauben, und entschlossen sei, ihr ein Geständniß zu machen und sich mit ihr zu verloben. Das wackere Paar konnte nach der Anhörung dieses Berichtes gegen sein Vorhaben im Grunde nichts einwenden. Die Mutter erkundigte sich nach der Herzensgüte der Erwählten und nach ihrer Geschicklichkeit in der Wirthschaft, und Adolph glaubte für die erste Tugend vollkommen und für die zweite insoweit einstehen zu können, „als sie in der Stadt nöthig wäre".

Der Vater gab ihm die Gefahren eines langen Brautstandes zu bedenken. Diese wollte der Sohn

nicht ganz in Abrede stellen; aber bei der Gunst, die er für sich in den maßgebenden Kreisen annehmen dürfe, werde er bald einen lohnenden Posten erlangen, und Margarete sei ein solches Kleinod, daß er sich ihrer versichern müsse, sobald er könne. Jetzt, wo sie mit ihren Eltern ihm so freundlich, so liebevoll entgegengekommen — jetzt sei die Zeit, und wenn der Brautstand auch jahrelang dauere, sie würden die Zeit schon auszufüllen wissen. Eigentlich komme es doch nur auf die Personen an, und er traue sich zu, die Schönheit dieses Verhältnisses länger im Frischen zu erhalten, als dieser und jener.

Zunächst gedenke ich in der Hauptstadt ein Jahr zu prakticiren, um einige Kenntniß und Uebung in den Geschäften zu erlangen; sein Ziel sei aber der Lehrstuhl! Darauf sei er am meisten vorbereitet und dahin gehe das eigentliche Verlangen seiner Seele. Er wolle in einem Jahre mit einer Arbeit hervortreten, die er angelegt und zum Theil schon ausgeführt habe, und mit ihr werde er seinen Gönnern es leicht machen, ihm eine Professur anzuvertrauen.

„In Gottes Namen!“ rief der alte Herr nicht ohne Feierlichkeit. „Du hast bis jetzt gehalten, was du versprochen hast; wir müssen dir unser Zutrauen auch für weiter schenken.“

Im Grunde war es dem Vater, als könne seinem Adolph, bei seinen Gaben, seinem Fleiß und — seiner Liebenswürdigkeit, nichts versagen. Die Familie des Directors gab ihm einen mächtigen Halt — und Alles zusammengenommen, hatte er wol Ursache, mit dem Sohne vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken.

Adolph arbeitete in seinem Ferienstübchen an dem begonnenen Werke fort und konnte mit um so besserem Gewissen auch die Vergnügungen annehmen, die sich Nachmittags und Abends in der Nachbarschaft ihm boten. Die Tage waren meist hübsch, und so gingen, eh' er sich's versah, Wochen dahin. Endlich mußte er doch an die Rückreise denken. Ein neuer Fahrplan ließ ihm aber eine vorgängige Erkundigung im städtischen Bahnhofe räthlich erscheinen, und bei schöner, milder Witterung machte er sich um so lieber auf den Weg, als er in der dortigen Restauration eine ihn ansprechende Gesellschaft zu finden sicher war.

Er kam etwas früh an und traf, nachdem er am Schalter die gewünschte Belehrung eingezogen, im Saal noch keinen der gewöhnlichen Gäste. Einigermaßen in Gedanken verließ er ihn wieder, um in den Anlagen spazieren zu gehen. Da, wie er um die Ecke des Hauses bog, hatte er einen

Anblick, der ihm einen Ruf der Betroffenheit entriß; Philipp stand vor ihm!

Dieser, nachdem er ihn einen Moment fixirt, ließ ein Gelächter hören, welches den Klang der Schadenfreude nicht verbergen wollte. — „Freund Adolph!“ rief er, „ist das dein Willkomm? Es sieht ja beinahe aus, als ob mein unvermutheter Anblick dich erschreckt hätte und dir jede Begegnung lieber wäre, als die meine?“

Adolph hatte sich gefaßt und erwiderte: „Deute meine begreifliche Ueberraschung nicht falsch! Dich hier zu treffen — wie konnt' ich das denken?“

„Du hast es,“ versetzte Jener, „dem Umstande zu danken, daß man hier eine höchst langweilige Stunde warten muß, ehe man weiter befördert wird.“

„Wo gehst du hin?“

„In die Residenz.“

Adolph, nach einem Schweigen, sagte: „Du willst dich dort immatriculiren lassen?“

Philipp lächelte bitter. „Mein Schicksal ist dir bekannt, wie ich sehe, und du glaubst nun, ich würde thun, was in meinem Falle deine Weisheit beschlossen hätte?“

„Du gehst nicht an die Universität?“

„Nein!“

„Willst du — Soldat werden?"

„Im Frieden?" entgegnete Jener. „Um mich fuchteln zu lassen und Andere zu fuchteln — für die Parade? Danke schön! Ich will mir einen Paß verschaffen ins Ausland!"

„Fort! — Und wohin?"

„Zuerst nach Paris! Ein Jahr langt's noch bei mir, und unterdeß wollen wir sehen!"

Adolph, nachdem er einen Moment sinnend gestanden, erwiderte: „Freund Philipp, an deiner Stelle würd' ich mir das erst überlegen. Wenn du noch ein Jahr ans Jus wendest und dir Mühe gibst —"

Jener machte eine Bewegung des Verdrusses und Ekels.

„Ich hab's gethan," fiel er ein, „ich hab' mich dazu genöthigt: was hat's geholfen? Meine Natur, mein ganzer Mensch ist gegen dieses elende Metier! Thun will ich was. Herumschlagen will ich mich, wo etwas los ist. Manneskraft, Muth, Ausdauer soll man von mir verlangen, nicht ein Zerquälen des Gehirns und ein Auswendiglernen dessen, was Andere sich abgequält haben. Die Frage, ob in einem Handel, wo ein Härchen entscheidet, der Cajus Recht hat, oder der Sempronius, ist für mich lächerlich, und ich verachte den Scharfsinn, der

diesen Bettel auskundschaftet. Mögen Andere sich damit befassen — ich taug' nicht dazu, und ich werfe die ganze Misère über Bord!"

Adolph, nicht ohne eine Andeutung von Spott über das Pathos dieser Erklärung, schwieg. Jener, ohne es zu beachten, fuhr fort: „Mein Unglück ist, daß ich in diesem schwachen Jahrhundert geboren bin. Für meine Fähigkeiten hätt' ich früher kommen sollen, dann ständ' ich anders da in der Welt. Indessen — immer gibt's noch Gelegenheiten, wo man sein Talent einigermaßen verwerthen kann; man muß sie eben suchen."

„Und du hältst Paris —?"

„Für den Ausgangspunkt! Dort wird immer etwas erdacht und unternommen, und man kann das Abenteuer sich wählen, das man am liebsten mitmacht."

In Adolph, nach dieser Eröffnung, stritten entgegengesetzte Gefühle. Bei der Antipathie, die er gegen Philipp in den Tiefen seines Wesens empfand, und wir dürfen es wohl sagen, bei der Furcht, welche er ihm einflößte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß der Gesell Deutschland verließ, um Gott weiß wo sein Glück zu suchen — und sich zu verlieren. Aber eine gutmüthige Regung widersprach, ein stolzer Gedanke kam dazu, und sie

erlangten die Oberhand. „Freund Stürzer,“ entgegnete er, „du bist in einer Aufregung, worin man sein schlimmster Rathgeber zu sein pflegt, und nach meiner Ansicht im Begriff, die Gewißheit einer ehrenwerthen Existenz an eine phantastische Hoffnung zu setzen. Gieb dir einige Wochen Bedenkzeit — dann wirst du besser entscheiden.“

Philipp sah ihn mit Verwunderung an und schüttelte den Kopf, dann ging ein Lächeln des Spottes in seinem Gesicht auf, und er rief: „Willst du mich denn aber durchaus in deiner Nähe haben, mein guter Junge? Ich hätte geglaubt, gerade du würdest mich hinwünschen, wo der Pfeffer wächst.“

Adolph, der hier eines seiner Gefühle so gut errathen sah, konnte nicht umhin, etwas roth zu werden. „Was fällt dir ein!“ entgegnete er.

Philipp weidete sich an dem Anblick. Dann sagte er: „Bleiben wir bei der Wahrheit, mein Bester! Du — das brauchen wir uns nicht zu verhehlen — du kannst dir wirklich gratuliren, daß ich gehe. Deine Gelehrigkeit und dein Fleiß haben Früchte getragen — du hast ein famoses Examen gemacht — und deine anderweitigen Absichten sind mir kein Geheimniß. Nun könnte man zwar glauben, ein Mensch, dessen Haupt eine solche Glorie umgiebt, hätte die Concurrenz eines Burschen, der

durchs Examen gefallen ist, nicht zu fürchten. Aber — besser ist besser! Daß ich jetzt mein deutsches Vaterland verachte und hasse und es um jeden Preis hinter mich zu kriegen suche, das ist dein Vortheil."

Adolph, bei einem Troste, welcher für ihn eine Drohung einschloß, fühlte in seinem Herzen ein Gähren, das er nur mit Mühe niederhielt. Philipp, mit einer Bewegung seines Kopfes, die etwas Stolzes haben sollte, rief: „Heiratet euch und macht euch glücklich! 's ist ein Geschöpf, wie mir nicht viele begegnet sind! Wenn du sie bekommst, bist du zu beneiden — und ich will euch dann lieber gar nicht mehr sehen!"

Die letzten Worte sollten leicht und mehr scherzend gesprochen sein; aber das wirkliche Gefühl war stärker in dem Redner als der Wille — das vornehme Lächeln wurde ein verlegenes, und die bleicher gewordenen Lippen verriethen die quälende Empfindung des Neides.

Das dreiste Bereden eines ihm theuren Verhältnisses brachte nun aber seinerseits den Guten auf. Er entgegnete mit unmuthsvoller Strenge: „Du phantasirst, mein Freund! Die Art, wie du's thust, ist für mich aber verletzend, und ich ersuche dich, in diesem Tone nicht weiter fortzufahren!"

Philipp schaute ihn an — und brach in ein Lachen aus. „Willst du vielleicht mit mir Händel anfangen?“ rief er. „Ich würde dir's nicht rathen, edler Ritter; denn mit mir ist gegenwärtig nicht zu spaßen! — Geh' — und sei nicht so pretiös! — Ich weiche dir — das sei dir genug!“

Adolph überlegte, wie er der Scene ein Ende mache. Philipp trat näher und sagte mit einem Stolze, der nicht ganz ohne nobles Gepräge war: „Halte mich nicht für schlimmer, als ich bin. Du hast mich nicht beleidigt, und kannst außer Sorge sein. Ich räche mich nur an meinen Feinden. Da gibt's aber keinen mehr, der die Kränkung, die er mir angethan hat, jetzt nicht büßte — ruhig und zufrieden kann ich das edle Land verlassen.“

Adolph's Geduld war dem Ausgehen sehr nahe. „Nun denn also!“ rief er mit humoristischer Ergebung.

„Also kann ich gehen?“ schloß Philipp höhnend. Mit einem gewissen Ernst fuhr er fort: „Ich erweise dir diesen Gefallen. Jeder hat sein Geschick in der Welt; die Welt ist aber bekanntlich rund und dreht sich. 's ist noch nicht lange her, da hab' ich dich klein gesehen neben mir. Nun steh' ich klein vor dir — wenigstens nach der Ansicht der Philister — und du strahlst im Siegesglanze.

Vielleicht ändert sich aber das Verhältniß noch einmal."

„In Gottes Namen!" entgegnete Adolph.

„Triumphire nicht zu früh," rief Jener. „Ich könnte am Ende doch wiederkommen — in einer Lage, die mir vielleicht über dich wieder Vortheile gewährte!"

Während dieser drohenden Worte dampfte der erwartete Zug heran. Philipp, nach einem Seitenblick auf diesen, betrachtete den aufgeregt Schweigenden und sagte:

„Adieu, mein Freund! Ich mache dir das Vergnügen, dich zu verlassen. Alles aber ist möglich in der Welt, und darum füge ich hinzu: wenn's im Rathe der Götter beschlossen ist — auf Wiedersehen!"

Er nahm Adolph's Hand, schüttelte sie und entfernte sich.

Der Gute stand noch eine zeitlang, als ob er auf die Stelle gebannt wäre. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und machte eine Bewegung, als wollte er Jenem nachrufen: „Fahr hin!"

Der Zug war abgegangen. Die Stöße der Locomotive klangen schwächer und schwächer und verhallten endlich ganz.

Adolph, mit einer Miene, die seine Erleichterung verrieth, begab sich in die Restauration, wurde von treuherzigen Gesichtern und freundlichen Stimmen willkommen geheißen und in ein Gespräch gezogen, in welchem die Scene mit Philipp ihm wie ein Spuk entschwand.

Im Vaterhause vergingen doch noch zwei Tage, bevor er die störenden Gedanken los wurde und seinen Lebenshorizont wieder heiter sah.

Am dritten, nach einem bewegten, zärtlichen Abschied von den Seinen, reiste er in die Hauptstadt zurück. Er hatte mit sich und den Eltern ausgemacht, um die Geliebte anzuhalten in einem Schreiben an den Vater. Unmittelbar nach seiner Ankunft faßte er dieses ab. Seine günstige Lage erlaubte ihm, kurz zu sein. Er bekannte seine innige Neigung und die Hoffnung seiner Seele auf Gegenliebe; er zeigte auf die Aussichten hin, zu denen er sich berechtigt halten dürfe, und bot der Erwählten die Treue eines Herzens, das keinen anderen Gedanken habe, als ihr alles Glück der Erde zu verschaffen.

Nach einem gleichwohl in banger Aufregung verbrachten Tage und einer Nacht, in der er sehr wenig schlief, empfing er die Antwort. Sie lautete:

„Hochgeschätzter, lieber Freund! Ihr ehrendes

Schreiben habe ich gestern erhalten, und heute, nach einer Berathung mit meiner Frau und meiner Tochter, kann ich Ihnen zurufen: Kommen Sie. Meine Tochter hat mir gestanden, daß sie Ihnen mit inniger Verehrung und Liebe zugethan sei — sie trägt mir auf, Ihnen dies zu schreiben, und ich, der ich ihre Wahl vollkommen billige, thue es mit der größten Freude. Möge die schöne Uebereinstimmung Aller Ihnen und uns Allen zum Segen sein!“

Adolph, als er diese Zeilen gelesen, hatte ein Gefühl, als ob die Thore sich öffneten, die ihn zu den Seligen einließen. Einen Moment war er von der aufgegangenen Sonne des Glückes so geblendet, daß er die Augen schloß. Und wieder erregte das Zuviel mitten in der Wonne eine Bangigkeit, deren Schauer aber freilich von denen der Wonne kaum zu unterscheiden waren.

Sie war sein — sie! Mit allen Reizen ihrer entzückenden Gestalt, mit allen Zaubern ihres himmlischen Wesens. Unfaßliche — berauschende Gewißheit!

Dem schönen Rufe folgend, mit vergeblichen Bemühungen, dem Sturme seines Herzens zu gebieten, ging er den bekannten Weg in das bekannte Haus — und unter Umarmungen und Betheue-

rungen knüpfte sich das Bündniß der Herzen. Adolph, die Geliebte umschlingend und in ihr holdes Angesicht schauend, rief im Tone des Triumphes: „Ich hab' meine Fee!“ Als er ihr den Sinn des Ausrufes erklärte, ging ein reizendes Licht in ihren Zügen auf, und sie sah für sich hin mit dem Lächeln des innigsten Vergnügens.

VIII.

Eine schöne Zeit folgte für unser Paar. Im Grunde waren beide heitere Naturen, mehr geneigt, die Dinge der Welt in schönem Lichte zu sehen, als sich trübe Gedanken zu machen — und beide konnten einen großen Theil ihrer Zufriedenheit aus sich selber schöpfen. Adolph liebte Magarete zärtlich. Er war von seiner Braut nicht nur bezaubert, ihr Besitz erfüllte ihn mit Stolz, und die Glückwünsche, die er von allen Seiten empfing, hörte er mit dem innigsten Behagen. Margarete's Aussehen war das einer völlig Glücklichen, und wie hätte es auch anders sein können? Adolph war ein stattlicher Mann, von einnehmenden Zügen und liebenswürdigen Manieren, seine Gutmüthigkeit hatte etwas Herzgewinnendes, seine Liebe zu ihr war die echteste und zuverlässigste von der Welt; ihr war nicht nur seine Treue verbürgt, sondern durch den Hochbegabten auch ein wohlbehütetes ehrenvolles Dasein.

Die Verlobten konnten mit einander verkehren nach ihrer Neigung; sie waren aber zugleich so beschäftigt, daß das Verlangen, sich zu sehen, stets wieder zu neuer Frische wuchs. Margarete bildete sich zur Hausfrau und theilte mehr als bisher mit der Mutter die Sorge für die Wirthschaft. Adolph widmete sich den Arbeiten im Bureau und der Vorbereitung auf das Katheder mit ernstem, stetigem Fleiße.

Der Zärtlichkeit, die in der ersten Zeit allein regierte, gesellte sich nach und nach ein Ton scherzender Laune bei, welcher der Jungfrau sehr zu behagen schien. Trauliche Neckerei gehörte zu ihren Vergnügungen. Sie hielt dem Verlobten zuweilen vor, daß er im Gespräche mit anderen Mädchen und jungen Frauen einen bedenklichen Eifer kundgebe, und wollte die Zurückführung desselben auf sein wahres Maß und seine Bedeutung nicht gelten lassen; auf der anderen Seite hatte sie's aber auch nicht ungern, wenn Adolph ihr den Vorwurf heimgab und eine gewisse Eifersucht an den Tag legte. Sie pflegte dann mit einer Schelmerei zu lächeln, in der sie dem Liebenden über Alles reizend erschien.

Die Unterhaltung wendete sich auch auf ernste Gegenstände. Adolph sprach mit ihr von seiner

Wissenschaft, theilte ihr mit, was ihr von Interesse sein konnte, und sie hörte mit Verständniß, was er ihr in Klarheit nahe zu bringen wußte. Der denkende Jurist besaß eine eigenthümliche Fähigkeit, das zu Lehrende durch Vergleichung mit schon gekannten und begriffenen Erscheinungen eindringlich zu machen, und er übte sie gerne. Ob die Einsichten, welche Margarete gewann, in ihr selber die nachhaltige Rolle spielten, wie es der liebende Lehrer vorauszusetzen schien, das wollen wir nicht näher untersuchen; genug, daß ihre Erklärungen, sie habe das Gehörte begriffen, und die Beweise, die sie dafür gab, ihn mit großer Zufriedenheit erfüllten.

Die eintretende schöne Jahreszeit benützten die beiden Familien zu wechselseitigen Besuchen. Wenn die Gastfreundschaft im Hause des Directors glänzender war — glücklichere Tage verlebte man im Pfarrhause und in dem großen, schönen Garten, der eben jetzt in voller Blüthe stand. Margarete fiel von einem Entzücken ins andere und sagte den Schwiegereltern Schönheiten mit einer Seelenfreude, daß sie die Herzen derselben völlig einnahm. Der Sohn fragte die Mutter einmal, wie seine Braut ihr gefalle. Die wackere Frau sagte mit Laune: „Sie ist nur gar zu schön und gar zu lieb!“

Adolph lachte. „Für mich nicht!“ entgegnete er. „Ich hab' mich schon so d'ran gewöhnt, daß ich mir kein Titelchen davon nehmen ließe.“

Gleich zu Anfang der Verlobung hatte der Glückliche seinem Intimus Paul nicht nur die Karte geschickt, sondern auch ausführlich die Geschichte der letzten Zeiten geschrieben. Der Philosoph hatte darauf eine Antwort gesendet, welche für ihn charakteristisch war und von der wir mindestens die Hauptstelle mittheilen müssen. Sie lautete:

„Bei der fast ans Hausbackene streifenden Solidität deines Ideals hast du eigentlich ein so holdes Geschöpf, wie ich es nach deiner Schilderung mir vorstellen muß, zu finden gar nicht verdient. Aber die schicksalwebenden Mächte haben mehr Humor, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Sie lieben ihren Lieblingen die Wünsche zu versagen, um sie zu übertreffen. Sie wollen die Geschenke, die sie für uns bereit haben, nicht errathen sehen, um damit überraschen zu können und nicht nur gewöhnlichen, sondern außerordentlichen Dank dafür zu empfangen. Aus diesem Grunde bangt mir sehr für meine Fee, die noch immer ganz und gar frommer Wunsch ist; und meine Hoffnung hängt nur noch an einem äußerst schwachen Faden: ich

verzweifle nämlich an ihrer Auffindung so sehr, daß mir durch ihr wirkliches Erscheinen und Entgegenkommen gleichwol die größte Ueberraschung zu bereiten wäre. Ob ich aber dadurch den Gottheiten, welche sich mit mir befassen wollen, die Gewährung ablifte, steht sehr dahin. Leider hat sich mein Verlangen wieder vorzugsweise jenem ersten Ideal zugewendet. Zur Schande der Wissenschaft muß ich bekennen, daß meine Seele an der Blüthenschönheit des von uns so genannten Aeußeren viel mehr hängt, als es sich für einen Denker geziemt. Es kommt mir eben immer wieder vor, als ob doch eigentlich Alles beisammen sein müßte und insbesondere demjenigen, der die vollendete Schönheit des ewig Ganzen so wohl zu erörtern versteht, ein vollendet schönes Einzelwesen zum Lohne dafür wol zu gönnen wäre. Und sollte mir, dem ursprünglich Suchenden und Wünschenden, dann aber wieder bescheiden Zweifelnden und manchmal von einem Zagen Befallenen, welches den Neid der Götter völlig entwaffnen müßte — sollte mir, sage ich, entzogen bleiben, was gegen Sternenlauf und Schicksal, wie ich annehmen muß, dir zugeführt worden ist? Das wäre denn doch eine Willkür, die man sogar den betreffenden Gottheiten übelnehmen könnte.

„Du hast dich zwar in deinem Schreiben des Ausdruckes nicht bedient, aber der ganzen Schilderung nach ist deine Margarete eine Fee, wie sie nur je die schöpferische Phantasie jugendlicher Zeiten sich vorgemalt hat. Ich darf mir vielleicht gratuliren, daß ich von dir und ihr geschieden bin, und werde mich wohl hüten, dich zu besuchen, bevor ich nicht das Meinige mir angeeignet habe; denn das wäre des Unerwarteten und Ueberraschenden gar zu viel, wenn die Zauber, die dich in geliebte Bande schlugen, auch mich besiegten und mich nöthigten, einen Kampf mit mir selber zu kämpfen, um dem Freunde nicht ein Rival zu werden und nicht die Mächte des Unheils zu entfesseln. Indessen, keine Sorge! Mich reizt sonderbarerweise mehr das Erlaubte als das Verbotene. Was einem Anderen gehört, gewinnt nicht erst, sondern verliert für mich die unwiderstehliche Anziehungskraft, und ich würdige es nur, um es dem Eigenthümer zu gönnen, für mich aber nach der Eroberung des noch Unerobertеn zu trachten.

„Lieber Freund, lassen wir den Scherz. Sei glücklich als Bräutigam und werde glücklich als Gemahl, wie du es verdienst. Um dein Haupt, das jetzt mit Rosen umwunden ist, flechte sich dir auch noch der Lorbeer und das Eichenlaub. In einem

Menschenleben ist Raum für Vieles, und du hast das Zeug dazu, um dir alle diese Kronen zu verdienen.“

In dem Schreiben hatte der Philosoph weiter gemeldet, daß er nicht ohne Glanz rite promovirt und durch Zusendung des Diploms den Vater in die beste Stimmung versetzt habe; ferner daß ein tiefsinnig humoristischer Artikel, den er in einem Journale veröffentlicht habe, sehr gerühmt und gelesen worden sei, und ihn Vertrauen und Neigung dermalen wieder entschieden auf die Seite der Feder drängen wollten.

Adolph, so vielfach in Anspruch genommen, war nicht dazu gelangt, dem Freunde von sich wieder Nachricht zu geben. Als er nun, vom Vaterhaus in seine städtische Wohnung zurückkehrend, ein Schreiben von Paul vorfand, war er einigermaßen überrascht und öffnete es nicht ohne Besorgniß, daß man ihn gehörig ausschelten werde. Die Rufe des Staunens und des Vergnügens, die er ausstieß, zeigten aber gleich, daß er ganz andere Dinge zu lesen bekam. Paul schrieb:

„Wie schade, liebster Freund, daß ich dir nicht um den Hals fallen und dich ans mächtig pochende Herz drücken kann. Mein Loos ist entschieden. Ich habe mein Ideal nicht nur gefunden, ich bin mit

ihm, d. h. mit ihr bekannt geworden, ich erfreue mich ihres Umganges und ihres gütigen Antheils. Immer auf's neue betrachte ich sie, und immer auf's neue will ich meine Augen des Trugs bezichtigen. Denn es ist nicht das zweite Ideal, das ich gefunden habe, sondern das erste; das erste, von dem ich aber innigst überzeugt bin, daß es die Vorzüge beider in sich vereinigt. Es ist die Fee, in der ich zugleich ein Engelsgemüth erblicken muß. Welche graziöse Gestalt! Welch ein schwebender Gang! Welche Feinheit und edle Reinheit der Züge! Welche Verbindung von Lebendigkeit und naturgewordener Zierlichkeit im Benehmen! Welche kindliche Frische im Gespräch — welche Holdseligkeit in der Freude!

„Aber, was schreib' ich dir da für Dinge! Die Sprache, lieber Adolph, ist unfähig, vom Wirklichen einen Begriff zu geben. Man sagt, was von mehreren gilt, und sollte doch nur sagen, was einzig und allein von der Einzigen gilt. Indem ich meine Schilderung der Lebenden gegenüber für unendlich ungenügend erkläre, freue ich mich, daß ich Augen habe, das, was ich nicht sagen kann, zu sehen, und eine preiswürdige Fähigkeit, nach jedem neuen Blick in Staunen und Entzücken versetzt zu werden.

„Leider ist's eine Gräfin. Aber gottlob keine regierende. Auch nicht die Tochter eines Besitzers mächtiger Herrschaften, sondern das Kind eines quiescirten Beamten, der von seinem Gehalte und einer mäßigen Rente ein einfach anständiges Haus macht. Dies läßt eine Bewerbung meinerseits, von der man jetzt natürlich noch gar keine Ahnung hat, nicht so ganz unvernünftig erscheinen, als sie es außerdem wäre. Gabriele ist achtzehn Jahre alt, hat Sinn für Kunst, Literatur, wo nicht gar Philosophie, und sieht aus, nicht nur als ob sie noch nie etwas Unangenehmes erfahren hätte, sondern dergleichen überhaupt nicht zu erfahren gedächte. Papa und Mama sind mir gewogen. Dies könnte gleichfalls zu Hoffnungen berechtigen, wenn man nicht aus Beispielen wüßte, daß die Freundlichkeit gewisser Personen ihre Grenze hat und auf einmal eben da Halt macht, wo wir gemeint hätten, sie müßte erst recht in Gang kommen. Aber der wahrhaft Liebende hofft immer und findet, wenn er Alles wohl erwägt, Alles möglich. Was glaubt man denn auch, daß ich von mir selber halte? Manche Schöne hat mir schon gelächelt — und mehr als Ein Elternpaar hätte mir schon vertraut! In der That, wenn ich bedenke, was ich einer Geliebten sein und werden könnte, dann erscheint mir die

Geliebte, die mich wieder liebte, beneidenswerth. Ist es nichts, von allem Großen und Schönen in allen Sphären Kunde zu haben und von Allem auch Kunde geben zu können? Ist das nur des freundschaftlichen Gesprächs, wäre das nicht der liebevollen Hingabe werth? Mit wem in aller Welt möcht' ich tauschen? Mit Niemand. Und an einem Manne, der dies von sich sagen kann, wollte man den Mangel einer Aeußerlichkeit — einer Kleinigkeit rügen?

„Lächle, mein Freund, es ist dir gestattet.

„Unter allen Umständen wird jetzt der bloße Schriftsteller nicht mehr genügen. Man muß Professor zu werden trachten und die Aussicht geben, endlich Geheimrath zu werden. Man muß der sogenannten Welt ein Zugeständniß machen, damit sie einem erlaubt, nicht mehr blos allein zu stehen, sondern noch einige lebendige Wesen um sich zu versammeln. Der Zweck heiligt das Mittel, und um die Einzige sein zu nennen, kann man am Ende auch das Katheder besteigen und die Jugend erleuchten und Saatkörner des Geistes ausstreuen, die lieblich aufgehen und Früchte tragen sollen allenthalben.

„Gehörte man nicht der deutschen Nation an, so könnte man sich die Sache noch überlegen. Ich

glaube die Fähigkeiten zu haben, die großen Wahrheiten, die gegenwärtig Jeder wissen sollte, auch Jedem eindringlich zu sagen. Ich habe Ideen zu Einkleidungen, worin ich das Höchste auch dem Geringsten faßlich an die Hand zu geben hoffte. Denn die Wahrheit, wenn man sie nur einmal selbst errungen hat, ist den einfachsten Menschen um vieles leichter klarzumachen, als diejenigen, die stets vor ihr zurückgewichen sind, vermeinen. Bedenk' ich, daß ich zu lehren vermöchte, was jetzt alle Welt lernen müßte, daß ich's zu schreiben und die Boten der neuen Heilswahrheiten auszusenden vermöchte in alle Welt, so wäre die Annahme, daß mir dafür auch der einigermaßen entsprechende Lohn eingehen sollte, an und für sich nicht ganz unnatürlich. Aber ich bin ein Deutscher, und dann hab' ich Dinge zu sagen, die, wenn sie auch noch so lebensvoll, ja noch so reizend in Scene gesetzt wären, doch immerhin einiges Denken in Anspruch nähmen. Ich bin ein Deutscher, und ich muß fürchten, daß man gerade dem, was man gegenwärtig am nöthigsten ins Haus brauchte, am eifrigsten die Thüren verschlösse, da es nicht nur in der Form eines Buches erschiene, sondern eines Buches, welches an den Gebrauch der Geisteskräfte appellirte. Es geht nicht. Ich muß mich verdoppeln,

ich muß die beiden Metiers vereinigen, und in einer Nation, welche zwar die Buchdruckerkunst erfunden hat, aber bis heute noch nicht die Kunst, der gedruckten Bücher sich zu bedienen — vor allem an eine „Stelle“ mich heften und den „Stand“ erlangen, den die geistvollen Deutschen allein begreifen. Ich muß — und darum werde ich es.

„Disputiren pro venia legendi, mich herumzanken mit den Inhabern veralteter Weisheit, vor das Tribunal derer mich stellen, die ich vor das meine ziehen müßte, eine kleine Zahl von Schülern lehren, was ich alle Völker lehren möchte und sollte — ich will's thun, um *sie* zu gewinnen. Nimm mir das nicht übel, geborener Professor.

„In dieser Welt wird so mancher Fehlversuch gemacht, und fast an Allem, was aufwächst, können wir Mängel wahrnehmen. Zuweilen gelingt aber der Natur und dem schaffenden Geiste, dem liebevollen Zusammenwirken beider ein Wunderwerk, das uns nicht nur überschwenglich hold ins Auge leuchtet, sondern auch von dem allgemeinen Gesetze des Wandels und der Vergänglichkeit ausgenommen scheint. Und ist es dies nicht auch, wenn die Götter gnädig sind? Bleibt nicht eben das Wesentliche und ändert sich nicht eben das Unwesentliche, welches reizend ist in der Veränderung, wie

das Wesentliche schön ist in der Beständigkeit? Und ein solches Leben für sich zu gewinnen und von der guten Mutter Natur sich reicher und stets reicher beschenken zu lassen! Sie, die Theure, in neuen Gestalten erscheinen und in jeder lieblich zu sehen, bis sie zuletzt ehrwürdig sein wird und doch noch lieblich! Alles das kann sein, kann in dieser Welt sein, wie es schon gewesen ist in bewunderten Exempeln, wenn die Geister danach sind und die Herzen und die Liebe fortglüht in ihnen — die wunderthätig ewig verjüngende, ewig verschönende! Wenn der Verstand sich dazu gesellt und der Humor und jene Poesie, welche den Menschen gegeben ist, mit göttlichem Flügelschlage sich über jede Lebensprosa hinwegzuschwingen und mit sonnigheitern Augen auf sie herniederzuschauen!

„Du siehst, mein Lieber, ich hoffe. Ich erwäge, was ich bin und bieten kann, und stelle es dem gegenüber, was Andere bieten können. Ich schmeichle mir, daß der Geist, der seine Macht beweist vom Innersten aus, etwas ist und bedeutet neben Vorzügen, womit der Mensch nur angethan ist wie mit Gewändern. Ich schmeichle mir, daß das Licht, welches heute zu leuchten vermag, mehr Ehre gibt als das, welches aufgegangen ist in vergangenen Zeiten und nur noch einen schwachen Schein in die

Gegenwart herüberwirft. Wird man das aber auch einsehen? Wird man so klug sein, um die Klugheit, welche das Product für sicherer hält als den Producenten, in ihrer ganzen Verkehrtheit aufzufassen? Wird man den Muth haben, mit mir glauben und glaubend zu wagen?

„Schicklicherweise, das ist klar, sollte ich diese Fragen nicht mehr aufwerfen, sondern alles Gute ohneweiters voraussetzen. Darum thu' ich's denn auch.

„Wir leben doch eigentlich in einer Zeit, wo man in das Hergebrachte verschiedene Zweifel setzt und auf den schöpferischen Geist einiges Vertrauen. Und sollte derjenige nicht hoffen, dem zuliebe das gütige Geschick bereits das Allerunglaublichste geleistet hat? Nach dem Wunder, die Holde, die ich meinte, wirklich vor mir erscheinen zu lassen, ist es zwar immer auch noch eines, die Gefundene mir in die Arme zu führen, aber offenbar ein geringeres. Ich glaube, mein Freund, ich glaube — weil der Zweifel Sünde wäre!

„Und nun, lieber Adolph, leb' wohl! Du bist glücklicher als ich, aber ich bin glücklich. Funken umsprühen mich, Lichter umglühen mich, Wohlgerüche strömen auf mich ein von allen Seiten. Ich bin in einem Zaubergarten — auch dieser ist

Wahrheit. Alle Träume, welche die Phantasie träumt, nehmen im wirklichen Leben Gestalt an, nur ein bischen anders, als man sie zu träumen liebt. Und die Wirklichkeit, wenn sie nicht so ätherisch ist wie der Traum, ist dafür solider, unvergleichlich frischer und erquickender. Man kann sich besser daran halten und sich selber aufgeben gegen sie, die etwas für sich ist! — Ewig der Deinige, Paul."

Adolph, nachdem er diesen Brief gelesen und wieder auf das Pult gelegt hatte, saß in einem tiefen und schönen Nachdenken. Er freute sich des ungewöhnlichen Glückes und der ungewöhnlichen Schilderung. Er erwog die Möglichkeit, die sich dem Freunde erfüllen mußte, wenn er ihm gleich werden sollte — und er glaubte mit dem Glaubenden. Die Frucht hing allerdings etwas höher als bei ihm; aber dafür war Paul auch Philosoph und Poet und hatte Schwingen und alle Geisteskühnheit sich ihrer zu bedienen.

Sein Erstes war, die Verlobte aufzusuchen, sie, in die mit dem Philosophen ehemals geführten Gespräche noch mehr einzuweihen und ihr das Wesentliche aus dem Briefe mitzutheilen. Margarete nahm an dem Seitenstücke ihres eigenen Verhältnisses einen sehr vergnügten Antheil. Sie erinnerte

sich, den Schreiber als Studiosus gesehen zu haben, wo er ihr gefiel, obwol er ohne die Mütze und das Band eines Corps aufgetreten sei. Ein Mann von solch einnehmendem Wesen und — ein Genie werde ja wol eine norddeutsche Gräfin gewinnen, deren Schönheit sie natürlich gar nicht bezweifle, die aber doch vielleicht nicht alle ihre Landsleute mit den Augen des bezauberten Süddeutschen ansehen dürften. „Es wär' gar zu schön," rief sie, „wenn er sie eines Tages uns zuführte und wir Freundinnen würden. Ich möchte diejenige, von der ein Philosoph so poetisch reden kann, sehen — wenn sie mich auch tief in Schatten stellte. Ich bin nicht eitel."

Adolph konnte nicht umhin, auf die Lippen, welche dies mit schelmischem Lächeln sagten, einen zärtlich tröstenden Kuß zu drücken. Dann ging er nach Hause und schrieb:

„Gefunden also? Sie, die Fee, welche schon ich gefunden zu haben glaubte? Doch ich bin ein Thor, und Gott ist reicher und größer, als wir kleinen Menschen in unserer Eitelkeit uns einzureden lieben. Hab' ich das unvergleichlich Beste bekommen, dann kann ein Anderer ganz gut eben dasselbe auch bekommen. Nur dieses einem Jeden zu geben, ist unseres Herrgotts würdig. Meinen

Glückwunsch also, theurer Paul, zum Gegenwärtigen und meinen Segenswunsch zum Künftigen. Muth, mein Freund, und Selbstgefühl und rechte Werthschätzung dessen, was du bist! Wirkliches Unterschreiben und stetes Festhalten dessen, was du mir geschrieben hast! Denn der Stand ist etwas, und er glänzt uns in die Augen und imponirt uns immer noch. Aber der Geist, der schaffende Geist ist mehr. Der Geist ist Gottes, der Stand ist nur von der Welt, und es wäre die verkehrte Welt in ihrer anmaßlichsten Verkehrtheit, den Stand erhöhen zu wollen über den Geist. Den Stand zu stellen über den Geist, das ist Superstition — ein kindischer Götzendienst in Verleugnung des Einen wahren Gottes und seiner unmittelbaren Erweisungen. Wenn wir dies auch zusammen durchgesprochen haben, Freund Philosoph — lass' dir's immerhin wieder zurufen und deine eigene Stimme verstärken durch die meine! Denn in gewissen Momenten wandelt auch den Ueberzeugtesten wieder der Zweifel an, und es bedarf des Beistandes einer intacten Ueberzeugung, um ihn niederzuschlagen und besiegt am Boden zu halten.

„Wenn dich deine Fee nicht wiederliebt, weil sie einen Andern liebt, dann ist's ein Unglück. Wenn sie dich aber nicht wiederliebt, weil sie

Gräfin ist und du Philosoph, dann ist's ein Glück. Daß sie dich liebt als Gräfin, gibt dir allein den Beweis, daß sie nicht blos Gräfin ist, sondern zugleich Fee, gute Fee, oder (wenn du das lieber hörst) Engel in Menschengestalt. Wenn sie dich nicht wiederliebt, weil sie Gräfin ist, dann glaub' ich nicht nur nicht an die Schönheit ihrer Seele, ich glaub' nicht einmal an die Schönheit ihres Leibes. Du bist dann nur berückt von einem Blendwerk. Und dann, mein Freund, gratulire ich dir, wenn du mit der leichten Beschämung eines Korbes davonkommst und die Eitle, auf welche du nur den Glanz deines Geistes geworfen hast, an dir vorübergeht, um zu verschwinden.

„Von gräflicher Seite könnte man mir freilich ein Wort entgegenstellen! Warum liebt ihr denn so häufig eben uns, ihr bürgerlichen Dichter und Denker? Es muß am Ende doch ein eigenthümlicher Vorzug in uns, in dem Stande und in der Herkunft liegen. Allerdings! Aber ein Vorzug, der gegen denjenigen keineswegs aufzukommen vermag, den der gottbegabte Mensch in die Wagschale legt. Ein Vorzug, welcher sich Glück wünschen darf, wenn er sich vermählen kann mit dem, welcher im Himmel wie auf Erden, in der Zeit mehr und mehr, in der Ewigkeit Alles gilt.

„Du siehst, lieber Paul, ich nehme ganz für dich Partei. Die bloße Möglichkeit, welche du auch schon hast gelten lassen, daß man dich verschmähen könnte aus Gründen einer entwertheten Romantik, bringt mich auf. Romantik! Hat sie was! Ihr Schleier ist bereits durchlöchert, und wir sehen durch ihn auf das wahre Gesicht. Mit dem Geiste sich zu vermählen, nimmt der Stand noch Anstand; aber das Geld läßt er gelten. Das Geld stellt das Gleichgewicht her — wenn es recht viel ist! Ich protestire gegen einen Stolz, der klein beigibt vor dem Golde. Ich verlange von dir, daß du mit dem Geiste wagst, was Andere mit dem Golde wagen zu können glauben, und daß du, wenn dir das Schlimmste begegnen sollte, es ohneweiters für das Beste hältst.

„Vergebung, mein Freund! Ich muß mir sagen und ich sage mir, daß diese Art, mich deiner anzunehmen, dich nicht freuen, sondern eher verletzen und verdrießen wird. Andere von ihrem Stande mögen weltlich denken und handeln — sie nicht. Sie gehört zu den Ausnahmen und ist die herrlichste von ihnen. Sie ist nicht nur schön und hold — ihr Geist ist erleuchtet, ihr Gemüth vom echtesten Adel. Sie liebt nur den Geist und die Wahrheit und den Mann. Komme jede Prüfung

an sie heran, ihr Herz wird sie bestehen. Das sind deine Gedanken, müssen es sein, und das sind auch die meinen. Was du liebst, muß probehaltig sein: das ist der Grund, auf den ich baue. Was vor deinem Blick, wenn es auch der Blick der Liebe ist, siegend aushält, das kann kein Scheinbild, kann keine Täuschung sein.

„Ich glaube an dein Glück, weil ich dir's nicht nur gönne, sondern aufs dringendste wünsche; weil ich dir wünsche, was ich habe. Der Glückliche, wenn er gut ist (und kann Einer, der nicht gut ist, glücklich sein?), macht gern Proselyten! — Poet und Philosoph, ich habe nicht deine Gabe, das Glück zu schildern, welches ich fühle; aber glaube mir, es ist unendlich reich! Mich hat es schon öfter dünken wollen, als hätten die Poeten noch lange nicht alles Schöne nach der Wahrheit gemalt und gesungen, und gegenwärtig ist mir, als sei dem Brautstand noch nicht die gebührende dichterische Ehre geschehen. Wenn wir uns mit einer Jungfrau, die wir aus der Ferne verehrt und geliebt haben, verloben, dann ist sie uns zu gleicher Zeit heiliger und traulicher. Gegen das Bild, das jetzt vor unseren Augen steht, ist das frühere ein Phantasiebild — ein Nebelbild. Es ist ein unglaublicher Schritt, den wir gemacht haben: wir

stehen vor den Thoren des Himmels! Und wenn wir die Geliebte, die unsere Braut geworden ist, im ersten Augenblick noch eine Fee nennen können — später, um es aufrichtig zu sagen, ist uns dieser Name nicht mehr gut genug, und wir sehen uns nach einem anderen um, der zugleich weihevoller und menschlicher klingt. Mögen die guten Genien dich die Erfahrung machen lassen deines ewig treuen Freundes Adolph."

IX.

Wenn Adolph glaubte, daß der Freund ihm in nicht zu ferner Zeit entweder seine Verlobung oder irgend eine Entscheidung werde melden können, täuschte er sich. Er selbst war freilich schnell zum Ziele gelangt, aber unter ganz anderen Verhältnissen. Bei ihm war im Grunde Alles zustimmend und kaum etwas zu wagen; dort hatte die Bewerbung, trotz aller Ueberzeugungen der Freunde von der Würde des Talentes, ihre vielfachen Bedenken: der Liebende konnte immer wieder Gründe finden, noch an sich zu halten, die Beziehungen mehr reifen zu lassen und den entscheidenden Schritt hinauszuschieben.

Zwei Jahre vergingen, und noch hatte Adolph keine Nachricht von einem Ausgange.

Was Paul in dieser Zeit erlebte und warum er seine Erklärung immer wieder vertagte, erhellt am besten aus einer Reihe von Briefen, die er

dem Freunde schrieb, offenbar um sein Herz zu erleichtern. Wir theilen die wesentlichen Stellen daraus mit, welche für sich selber sprechen mögen.

„Mein lieber Freund, du hast gut reden. Entweder — oder? Das geht nicht so leicht, wie du dir's vorstellst. Du sprichst — wie ein Jurist!

„Ich soll mein Recht fordern — das Recht des Geistes! Ich soll die Charaktere prüfen, ob sie des Geistes auch werth sind! Ich soll, wenn das Schlimmste eintritt, es ohneweiters für das Beste halten!

„Das klingt recht logisch. Aber es ist nur gar zu logisch!

„Du hast sie eben nicht vor Augen. Wärst du in meiner Lage, du — sogar du — würdest anders urtheilen und anders handeln.

„Und wenn sie mich nicht liebte, weil sie Gräfin ist — löblich könnt' ich's nicht finden, aber verdammen könnt' ich sie darum auch nicht. Im Grunde würde sie mich dann auch nicht lieben, wenn sie keine Gräfin wäre; sie würde mich dann allenfalls nur heiraten! Wenn sie mich aber nicht liebt, weil ich eben nicht der Rechte bin, dann ist's ganz natürlich, daß sie mir gegenüber auch nicht die Gräfin vergißt; das Natürliche aber ist verzeihlich! Kurz, wenn sie mein Anliegen hörte und

sie ginge an mir vorüber, dann wär' es immer eine Sache, über die ich mich von keinem Gesichtspunkt aus freuen könnte, sondern die ich vielmehr auf's innigste bedauern müßte und würde."

* * *

„Der Mensch thut manchmal wohl daran, sich an ein Sprichwort zu erinnern. Das Beste zu verlangen, das uns ferne steht, und das Gute d'ran zu wagen, das uns beglückend nahe getreten ist, wär's nicht unweise? — Warum ihr mich erklären? Warum, anstatt das holde Spiel weiterzuspielen, mit Einemmal Alles auf's Spiel setzen? Wenn ich dieses Spiel verliere, dann hab' ich ausgespielt, mein Freund!"

* * *

„Der frühe Lenz der Liebe ist so schön! Die bescheidenen Veilchen des Glückes duften so süß! Die Luft, in ihrer köstlichen Unentschiedenheit, fächelt so labend — und damit nichts fehle, die Hoffnungen aus der Ferne, die Hoffnungen auf den Rosenmonat, winken so wonneverheißend! Nein, diese Zeit kürzt man nicht ab, um im besten Falle das Glück, das man haben soll, früher zu erlangen, im schlimmsten aber das Unglück, das man erlangen soll, gleich zu haben und zu behalten.

„Nicht nur die Liebe ist schön, sondern auch das

heitere, herzliche Wohlwollen. Auch die Neigung, die zunächst keinen Ernst machen, sondern nur tändeln will — die aber lieblich tändelt. So lange das Wort nicht gesprochen ist, leben wir im Paradies, in einem Stande der Unschuld, worin alles Paradiesische erlaubt ist. Man kann sehr freundlich sein, so lange die Freundlichkeit keine Bedeutung zu haben scheint und zu nichts verpflichtet; ja, man kann in gewisser Weise lieben! Und man folgt dem naiven Drang und gibt und nimmt jene tausend kleinen Freuden, die so unschuldig sind und doch so wunderschön.

„Das Bild, welches die Seele sich vorgemalt hat, um am Ende doch nicht daran zu glauben, wirklich zu sehen, vor sich herumgehen zu sehen und daran glauben zu müssen — das ist an und für sich ein unglaubliches Glück! Immer wieder, wenn sie fern ist, von Zweifel befallen zu werden, und immer wieder, wenn sie erscheint, die selige Gewißheit zu erlangen, daß sie existirt. Meine Augen, in Verbindung mit dem liebenden Herzen und der lodernden Phantasie, sie haben und fühlen eine Augenlust, welche mich ganz allein und vollkommen befriedigt — weil ich liebe.

„Ja, mein Freund, ich halte an mich, nicht weil mir die Liebe mangelt, sondern weil sie über

alle Maßen in mir vorhanden ist. Ich verlange nicht nach mehr, weil ich schon jetzt unendlich reich bin an Glück.

„Wer das nicht verstünde, der würde nicht lieben — nie geliebt haben! Du verstehst mich also! Auch in der Liebe ist Geben seliger als Nehmen. Die gebende Liebe strömt im Herzen unerschöpflich empor und durchgießt es unaufhörlich mit den edelsten, lichtesten Freuden.“

* * *

„Wenn sie mich auch nicht liebte, um ihr Loos an mich zu knüpfen — gewogen ist sie mir, das ist über allen Zweifel erhaben, und in meinem Umgange gefällt sie sich. Sie hat eine bezaubernde Manier, ihr Wohlwollen kundzugeben, und ebenso, meine Huldigungen anzunehmen. Wie das Alles in den zierlichsten Grenzen bleibt und eben in ihnen so schön ist! Auch der Zuschauer, der unbetheiligte, ruhige Zuschauer, kann über ihre Art, den Liebenden zu beglücken, nur Freude fühlen, weil vor seinen Augen Bilder erstehen, welche ihn an die lieblichsten Schöpfungen der Kunst gemahnen.

„Aber nicht immer ist sie blos freundlich und folgt sie blos einem Triebe, die Verehrung anmuthig zu lohnen. Daß sie recht gut weiß, wie es mit mir steht, ja, daß sie eine Ahnung hat von

der Tiefe meines Gefühles, das brauch' ich dir nicht erst zu sagen. Nun können die Zeichen dieser wahren und in Achtung schweigenden Liebe sie rühren — und dann schaut sie mich an mit glänzenden, bewegt glänzenden Augen! Freilich hat ihr Blick immer noch etwas von dem einer Prinzessin, welche gütig auf den huldigenden Vasallen blickt. Es ist Wohlwollen, es ist Liebe darin; aber einigermaßen herablassende, welche doch nur eine Gabe gibt und nicht sich selber. Gleichwol kommt dieser Blick dem der wirklichen Liebe sehr nahe, und einmal ist es mir gewesen, als ob es dieser selber wäre. Es hat sie übermannt, und die Güte floß über. Es war über alle Maßen hold!

„Mein Adolph — ich würde gerne mehr verlangen von ihr, wenn das, was sie spendet, nicht schon gar so reich und gar so schön wäre. Man muß es ehren, indem man sich — einstweilen dabei begnügt."

*
* *

„Ich bin ein Süddeutscher — von Urvätern her, wie ich mich durch Nachforschungen überzeugt habe. Ich liebe unser süddeutsches Wesen, bin selbst eine sonderlich süddeutsche Natur, hab' uns alle studirt und von unseren Vorzügen mir klare Begriffe erworben. Ich weiß die süddeutsche Schön-

heit zu schätzen, und die mitteldeutsche, die so Vieles mit ihr gemein hat. Es ist eine belebende Frische, eine reizende Lebendigkeit in ihr, und die Musterbilder können nicht genug gepriesen werden. Aber die norddeutsche Schönheit, wenn die Natur freigebig ihre Gaben gespendet hat, besitzt einen eigenthümlichen Zauber. Man rühmt die Engländerin wegen ihrer schlanken und doch kräftigen Gestalt, wegen ihrer lichten und doch gesundheitglänzenden Farbe, wegen ihres classisch-edlen und doch romantisch-anmuthigen Profils. Der Engländerin bester Art ähnelt die Norddeutsche, von der ich rede, nur möcht' ich ihr mehr Geist und Seele zusprechen. Vergleiche ich sie mit ihren Landsmänninnen, die lebhafter sind, als man sich's bei uns vorstellt, zuweilen aber doch auffallend gemessen und ruhig, so möchte ich sagen: sie hat etwas von dem Temperament einer Süddeutschen. Aber freilich pulsirt in ihr nur mehr Blut! Die zur anderen Natur gewordene Haltung zeigt jene klare, glückliche Noblesse, die vom regierenden Geiste stammt und im Norden mehr als im Süden zu gedeihen scheint."

*
* *

„Ja wol, mein Lieber — ich bin ein Thor! Ich bewundre die «klare, glückliche Noblesse» und die gelassene Ruhe, weil sie so schön ist an ihr.

Aber dabei kann's doch nicht bleiben! Sie muß die Ruhe doch verlieren, sie muß aus dieser edlen Haltung doch herausgehen. Ihr Herz, in feuriger, süßer Bewegung, muß Macht erlangen über den Geist, und der holde Ungestüm der Leidenschaft muß sie über die Linie führen, die sie jetzt so schön einhält — an das Herz des Liebenden."

*
* *

„Ich will dir nicht widerstreiten, Freund. Sehnsucht ist gut, Erfüllung ist besser. Im Geiste glücklich zu sein, ist ein herrlicher Anfang; aber es im Geiste und in der Wahrheit zu sein, das ist die Vollendung. Der Brautstand ist ein Fortschritt, ein unendlicher Fortschritt.

„Zuweilen, wenn ich meine jetzige Situation, die mir so viele Freuden schafft, erwäge, muß ich lächeln — lächeln über mich selber. Mein Glück ist denn doch allzusehr mein Werk und allzuwenig das ihre — mit aller Hochachtung von ihrem Beitrag sei es gesagt! Und so erscheint's mir denn manchmal gar zu duftig, gar zu poetisch, gar zu paradiesisch. Ein Verlangen wandelt mich an, wie es die Urmutter Eva gefühlt haben muß, und ich begreif' in solchen Momenten sie, die ihm nachgegeben und für ungewisse neue Güter die gewissen, aber ihr allzu bekannten hingegeben hat. Das Beispiel sollte

freilich abschrecken. Denn wenn uns die Augen aufgehen, dann kann auch hier der Engel mit dem Flammenschwert erscheinen und uns hinaustreiben aus dem Garten, in den wir uns ferner nur mehr zurückzuträumen vermögen."

„Es giebt Menschen, die nach ihrer Erfahrung sagen zu können glauben, daß die sehnende Liebe das Schönste sei, was wir in diesem Leben haben; daß die Erfüllung zwar Neues bringe, aber keineswegs Besseres. Das wonnige Verlangen der Neigung schwinde in der gestillten Seele, und an ihre Stelle trete ein anderes Gefühl, das zwar höchst respectabel sei, aber, mit dem Zauber der sehnenden Liebe verglichen, doch ungemein viel Irdisches, wo nicht Hausbackenes habe.

„Ich protestire gegen diese These. Die Erfahrung mag häufig gemacht werden, aber wer sie macht, der spricht sich selber das Urtheil. Er hat in die Epoche der Erfüllung nur phantastische Meinungen und thörichte Hoffnungen, aber nicht Vernunft, edles Denken und inniges Empfinden gebracht. Kein Mensch, der einen Blick in die Natur der Dinge und in die Welt gethan hat, wird in irgend einem Verhältnisse jenen ewig fließenden Strom von Glück erwarten, welcher der Erde nicht eigen sein kann. Dagegen zeigt sich die

wahre, in sich selbst ruhende Natur eben darin, daß sie jedem Verhältnisse gewachsen ist und jedes aus sich zu verschönen weiß. Für mich stehe ich gut. Ich bin kein Schwächling, der nach unverdienter Freude trachtet, sondern ein Mann. Ich habe, mein Weib und mich zu beglücken, in unerschöpflicher Fülle nicht nur Zärtlichkeit, sondern auch Humor — den Geist und den Stolz des Humors. Ich fühle nicht nur eine Güte in mir, die ich für ausdauernd halten muß (Ehre Vater und Mutter, von denen sie mir vererbt worden), sondern auch einen Willen der Pflicht, daß ich sogar das Ideal des Weisen von Königsberg begreife.

Mit mir könnte das Geschick es wagen. Mit mir könnte sie es wagen!"

* * *

„Wenn ich mir vorstelle, daß ein Anderer das, was ich mit Seligkeit schaue, aus der Ferne schaue, zum Eigenthum gewänne, und daß ihm die Liebe schwände und er es nicht mehr zu schätzen wüßte! Wenn ich mir denke, daß sie, die für mich alle Zauber besitzt, für ihn alle verlöre! Daß sie ihm keine Freude mehr zu bieten vermöchte, weil er keine mehr würdigen und fühlen könnte!

„Und doch: entweder — oder. Entweder

trachten wir nach dem Innern und Ewigen und wollen nicht blos empfangen, sondern auch geben und, weil wir Männer sind, mehr geben als empfangen: dann erschaffen und schaffen wir Freude ihr und uns, dann machen wir uns ihrer werth, und dann erlangen wir sie in unerschöpflich neuen Gestalten; — oder wir trachten nur nach Lust und wollen nur empfangen: dann hält nichts Irdisches vor uns aus und der Ueberdruß ist unvermeidlich.

„Der furchtbare Wahn, der immer wiederkehrt, besteht darin, daß man das Glück nicht nur erlangen, sondern auch behalten zu können meint, ohne es zu verdienen: durch Anstrengung, durch Entsagung zu verdienen! Aber dies kann, darf nicht sein. Das Glück ist eine Aufgabe, ein Preis, der errungen werden muß. Es ist immer da, es winkt uns immer wieder, ist immer wieder zu erreichen, wenn wir uns zu ihm erheben und die neue Möglichkeit mit neuer Erkenntniß, neuem Verlangen und neuer Kraft in That und Leben wandeln.

„Die ewige Liebe ist die ewig strebende, das ewige Glück ist das immer wieder eroberte.“

* * *

„Wer nach Glück strebt, ohne nach Verdienst zu streben, der findet das Glück; aber das gefundene wandelt sich ihm in Unlust und Leid, und diese behält er — nach Verdienst. Wir kennen

Paare, die von einer unwiderstehlichen Liebe zusammengeführt worden sind und sich nach einiger Zeit wieder scheiden ließen. Andere leben, aus Gründen, als Enttäuschte zusammen und dulden, was nicht zu ändern ist, und seufzen und verklagen die Ehe und verklagen das Leben, und führen jenes Dasein, wo man phantasirende Poeten herbeirufen muß, damit sie die in öde Prosa Verstrickten hilfreich täuschen und ihnen in schönem Lichte zeigen, was sie selbst nur mehr in schlimmem zu erblicken vermögen.

„Gegen diese Erfüllung allerdings ist die sehnende Liebe — die ewig ungestillte — ein Göttergeschenk. Denn das Bild der Geliebten bleibt dem Liebenden ewig; es bleibt ewig in der lichten Schönheit, in der er sie gesehen. Und ewig bleiben ihm die Freuden, die sein Herz empfunden hat und die er immer wieder in sich erwecken kann. Ewig ersteht in ihm zu dem Bilde, das im Glanze der Jugend vor seine Seele tritt, wieder die Liebe — die gerührte, staunende, glückselige Liebe! Nichts, was er einmal aufgefaßt hat, verliert der treue, zum Geben begabte gute Geist; Alles ist sein Eigenthum und bleibt es in Ewigkeit.

„Wenn die Geliebte einem Anderen zu Theil würde, dem das Verlangen nicht aushielte im Be-

sitz und im Glück, so wäre ich, der Liebende, der reiche Mann und er wäre der Bettler."

* * *

„Sinnlichkeit! Schöne, holde Sinnlichkeit! Dem Geiste, der Seele, der Liebe lieblich dienende Sinnlichkeit!

„Strebendes Leben, das in holdseligem Wesen, in Schalkheit, in süßem Lächeln, in Güte — in wallender Freude sich offenbart!

„Wo du bist und dem herrschenden Geiste deine Fülle vermählst, da sind alle Zauber des Lebens! Wo du bist und selbstsüchtig wild emporstürmst und den Geist vom Throne wirfst, da ist das Verderben!

„Weh' dem Manne, der die Erwählte als Geliebte verliert, weil er sie zum Weibe genommen hat! Soll sie vollkommen werden für sich und für ihn, so muß er sie zum Weibe gewinnen. Aber sie kann nur vollkommen werden, wenn er jene aushaltende Liebe beweist, welche zugleich die erziehende, erhebende, verklärende Liebe ist für Beide."

* * *

„Es ist ein großer Fehler, daß man die sehnende Liebe vorzugsweise oder gar ausschließlich Liebe nennt und nun, wenn man auch in der Ehe

Liebe haben will, eben diejenige will, die nicht mehr möglich ist. Wenn es nur eine Liebe giebt zum Versagten und Ersehnten, dann muß die Liebe natürlich schwinden in der Fülle der Gewährung, und man hat sich dann eben wieder umzusehen nach einem neuen Versagten. Aber es giebt eine andere, höhere Liebe; ich denke mir sie und ich fühle mich ihrer fähig. Das ist die Liebe zu dem, was man erreicht hat und besitzt; die Liebe, die von dem Drange, zu geben und zu beglücken, von Dank-, ja von Pflichtgefühl immer wieder in frohes, wonniges Leben gerufen wird. Es ist die Liebe, welche dem Gatten die Gattin immer theurer macht; die Liebe, von der ich mir vorstelle, daß sie im Herzen des Greises gegen die Greisin lodert, welche treu mit ihm durchs Leben gegangen ist.

„Aber werth freilich muß die Gattin dieser Empfindung bleiben, und was die höhere Liebe immer wieder erweckt, muß sie sich erhalten. Ihre Jugend kann sie verlieren und ihre glatten Wangen, aber nicht die Güte des Herzens, nicht die treue Sorge für die Ihrigen und nicht die edle Zärtlichkeit, welche so schön aus dem Auge der Betagten leuchten kann wie aus dem Auge der Jungfrau.“

* * *

„Jeder hat seine Weise, zu lieben, und ich habe die meinige. Ich liebe, indem ich denke. Ich sehe und sage mir, was andere Liebende nicht sehen und sich nicht sagen, weil ihre Liebe dadurch eine Störung erlitte. Die meinige erleidet aber keine Störung und wird nicht kleiner, sondern größer und reicher, heller und schöner.

„Je mehr ich über die Liebe nachdenke, desto lieblicher und heiliger erscheint mir die Geliebte. Die Liebe hat mich Weisheit gelehrt und mir die wunderbarsten Aufschlüsse gegeben; dafür schärft mir aber die Weisheit das Auge für die Geliebte und lehrt sie mich sehen und fühlen in ihrer holdesten Eigenthümlichkeit.

„Wie grundverkehrt, Weisheit und Liebe nicht nur für zweierlei, sondern für unvereinbar zu halten! Freilich gibt es eine Liebe ohne Weisheit, und eine Weisheit ohne Liebe. Und die Liebe ohne Weisheit kann sehr schön sein und die Weisheit ohne Liebe sehr groß; denn Vieles ist möglich auf Erden, und auch mit Einer Gabe, wenn sie recht ergiebig ist, kann man es weit bringen. Aber der Weisheit, wenn sie die Liebe nicht kennt, wird immer das Beste fehlen, und die Liebe, wenn sie stehen bleibt vor der Weisheit, wird stehen

bleiben vor der Weihe. Weisheit und Liebe werden nur vollkommen sein, wenn sie zusammenkommen.

„Sonderbare Menschen, welche glauben, das Denken müsse die Liebe kühler und schwächer machen, und wenn der Denkende liebe, sei es nicht die rechte Liebe! Können glühende Leidenschaft und gewaltige Kraft des Geistes nicht in Einem Manne beisammen sein? Kann das Denken nicht selber ein Denken der Liebe sein? Und wenn der Geist freilich der Despot und Gegner des Gemüthes und der Sinne werden kann, ist es nicht sein eigenes Ideal, ihr Verbündeter und ihr Freund zu sein? Erschließen sich nicht eben dem Geiste die höchsten Ziele, welchen der Liebende sich selbst und die Geliebte zuzuführen hat? Und schöpfen wir nicht eben aus diesen Zielen und Idealen die Kraft, in einem Leben, das so viel des Ueblen bringt und so viel des Schönen raubt, nicht nur auszuharren in Liebe, sondern sie stets ernster, inniger und heiliger werden zu lassen?

„Die Welt ist dem Liebenden nicht ganz ohne die Geliebte, welche für ihn die Krone der Schöpfung ist im ganz besonderen Sinne. Aber auf der anderen Seite ist ihm auch die vollkommene Schätzung der Geliebten nur möglich, wenn er

hinaussieht in die Vollendung der Dinge und die Erwählte sich denkt in unvergänglicher Schönheit! Wenn er die Geliebte nicht nur liebt für dieses irdische, flüchtige Leben, sondern für das ewige und vollkommene, das er erkannt hat als das Ziel der Schöpfung.“

* * *

„Glaub' nicht, lieber Adolph, daß ich mich ihr gegenüber nicht fühle. Ich weiß vollkommen, was ich bin und kann — und was ich können werde. Die höchste Kraft der Menschheit — die Wissenschaft entwickeln zu helfen, daß sie der Welt endlich ihre größten und mächtigsten Dienste leiste; die Geister zu klären, die Gemüther zu bilden und das Geschlecht emporzuführen in die Sphäre der Erkenntniß, wo es, bisheriger Vorurtheile ledig, erst seiner edelsten und segensreichsten Thätigkeit fähig wird; durch das Licht, welches von der Wissenschaft auf das Leben fällt, alles Leben in tieferer Bedeutung, in frischerem Glanze erscheinen zu lassen; mitwirkend an dem großen Werke der Zeit nicht nur einen Namen zu erlangen und Ehre vor der Welt (das ist Nebensache) — sondern im eigenen tiefsten Innern ein Organ und Ritter der Ehre zu werden und Andere dazu machen zu helfen — das ist etwas. Das allein ist etwas! Da-

gegen ist alles Andere Tand, gleißender, werthloser Flitter der Erde!

„Ich sage mir das Alles. Und ich sage mir auch, was sie ist mir gegenüber. Denn meine Liebe ist keine blinde, sondern eine sehende, die ihre Ehre nicht in phantastischen Glauben, sondern in das Erkennen und Schauen der Wirklichkeit setzt.

„Sie ist der Sprößling eines alten Geschlechtes, von der Natur aufs reichste ausgestattet. Aber eigentlich hat sie doch, wo ich die Antworten habe, nur die Fragen, und nichts würde ihr besser gedeihen, als wenn sie auf ihre Fragen meine Antworten hörte und sie zu den ihrigen zu machen wüßte. Was ich ihr geben kann, würde sie mit allen Zaubern, die sie schmücken, in eine höhere Sphäre erheben. Ich könnte ihr die Hoheit und Schönheit ewiger Dinge erschließen und sie in ihrer angebornen Tugend befestigen, daß sie den unvermeidlichen Kampf mit der Welt siegreich bestünde. Mit meiner Liebe, mit der Kraft meines Geistes und Herzens würde ich ihr der beste Schützer werden, der beste Führer in die Regionen, die wir, die Ankömmlinge Gottes, alle erreichen sollen, Männer und Frauen.

„Was sie mir zu opfern hätte, wäre nur die äußere Zier, die sie mit Vielen gemein hat. Die

Ehre, die ich ihr dafür zu geben vermöchte, würde sie mit Wenigen theilen.

„So denk' ich, weil ich muß. Und man ist hier nicht ganz ohne eine Ahnung davon. Man weiß, daß in unseren Tagen dem Talente immer mehr Aussichten sich öffnen, und man traut mir kein gewöhnliches zu. Man knüpft an den Erfolg dessen, was ich bereits geleistet habe, schöne Hoffnungen für mich, und die Freundlichkeiten, die ich bei dieser Gelegenheit zu hören bekomme, haben den Klang der Wahrheit. Möglich wär's, daß man an mich glaubte und glaubend wagte. Möglich! Aber allerdings mehr nicht.

„Wenn sie nun trotz allem und allem das Ihre doch höher schätzten als das Meine? Wenn das Ueberlieferte und das Wesentliche im Geiste derer, die vor allem auf die Welt zu hören gewohnt sind, die Rollen tauschten? Die Ehre des Standes ist eine Thatsache, die Ehre des Geistes soll es erst werden. Kann man erwarten, daß diejenigen, die in anderen Traditionen aufgewachsen sind, glauben, ohne zu schauen, und mit einem Muthe in die Zukunft sehen, wie ihn nur der Genius zu haben pflegt?

„Freilich sollte diesen Muth auch die Liebe ha=

ben! Aber ich habe nicht den Muth, an eine solche Liebe zu glauben."

* * *

„Meine persönlichen Eigenschaften zieren mich in ihren Augen — vielleicht weil ich keine Ansprüche darauf gründe. Meine Leistungen machen mir Ehre, weil ich sie nicht in die Wagschale lege gegen ihre Besitzthümer. Ich bin ihresgleichen, weil ich nicht ihresgleichen sein will. Ein Wort, ein einziges Wort — und Alles kann ins Gegentheil umschlagen."

* * *

„Wann braucht der productive Geist Vertrauen und Liebe? Wenn er strebt und ringt, wenn der Gedanke in seiner Seele lebt, aber von dem Ziele ruhmreicher Auswirkung noch weit entfernt ist. Da hat es Verdienst, an ihn zu glauben, ihn durch treuen Antheil zu fördern, mitwagend ihn zu begeistern und emporzuheben. Die Ehre des Triumphes zu theilen mit dem endlich Triumphirenden, wäre es nicht eines Wagnisses, wär' es nicht ausdauernden Muthes werth? Die edle Seele wird sagen: Ja! Das Weltkind aber wird mit Bedenken lächeln und für «Hoffnungen gewisse Güter hinzugeben» denn doch gar nicht räthlich finden."

* * *

„Ich zweifle nicht, ich glaube. Ich spreche den

Zweifel nur aus, um ihn zu bezweifeln. Ich glaube und ich hoffe. Zuversichtlich kann ich nicht sein. Man hat nichts dagegen gethan, aber auch nichts dafür."

* * *

„Das muß ich mir sagen: man würde an mich glauben und das Opfer bringen, wenn man mich kennte. Aber wer vermag Anderen sein innerstes Wesen aufzudecken? Wer kann sie von seinen tiefsten Fähigkeiten überzeugen und ihnen eine Sendung klarmachen? Der Eingebildete verheißt eben so viel, wie der ehrliche Mann, ja mehr. Und so müßte für das, was man nicht sieht und nicht sehen kann, doch wieder der edle Entschluß des Glaubens eintreten."

* * *

„Du kannst mich nicht verstehen, was ich auch sage, weil du sie nicht siehst. Wenn ich sie nicht immer wieder sähe, dann käme ich rasch zu einem entscheidenden Schritt. Aber indem ich sie sehe, muß ich mir sagen: das hast du noch niemals gesehen, und wenn du ihr dein Loos abforderst, wirst du sie vielleicht nie wieder sehen.

„Eine gewisse Feigheit ist hier am Platze. Ihre Rechtfertigung liegt in einem Liebreiz, von dessen Licht, wie meine Seele glaubt, man sich beglänzen

lassen muß, so lange es mit der Ehre irgend vereinbar ist.“

* * *

„Ueber Eines wundere ich mich: daß noch keiner erschienen ist, sie mir wegzunehmen. Ihre Schönheit ist anerkannt und gepriesen; fast Alle, die in ihre Nähe kommen, sind in ihren Banden. Darunter sind junge Männer, die Alles bieten können, was die Familie sich wünschen mag. Warum halten sie sich zurück? Haben sie ähnliche Motive, zu schweigen, wie ich?

„Wenn ich das Benehmen Gabriele's gegen mich betrachte, könnte ich mir wahrlich mit Hoffnungen schmeicheln. Ich weiß, daß ich beneidet werde. In der That wendet sie mir die meiste Freundlichkeit, das meiste Vertrauen zu, und meine Unterhaltung scheint sie jeder anderen vorzuziehen.

„Wenn aber plötzlich Einer käme, der in diesem frohen Herzen die Flamme der Leidenschaft zu entfachen wüßte?“

* * *

„Mein lieber Freund, mit mir wird's schlimmer und schlimmer. Von meiner Weisheit wollen wir nur gar nicht mehr reden. Die Leidenschaft wächst von Tag zu Tag, wirft mich aus einer Verwirrung in die andere und übermannt mich ganz.

„Wenn ich in einer Gesellschaft bin, wo sie nicht ist, fühle ich Langeweile — tödtliche Langeweile. Ich muß die Flucht ergreifen. Niemand interessirt mich mehr und an Niemand kann ich mehr Antheil nehmen. Sinn und Gedanken hab' ich nur für sie, gegen alle Anderen bin ich herzlos geworden. Ich finde die Geringschätzung alles dessen, was ich sonst geschätzt habe, verwerflich, aber ich kann sie nicht ändern.

„Daß ich in diesem Zustande noch lange aushalten werde, ist nicht wahrscheinlich.

„Wie für die Menschen, so hab' ich auch allen Sinn verloren für die Bücher, sogar für diejenigen, die ich selber habe schreiben wollen. Neben der Einen Frage, die ich allein und immer vor Augen habe, sind alle die anderen, die mich sonst beschäftigten, zu einer Bedeutungslosigkeit herabgesunken, die mich lächeln macht, die ich an mir aber auch wieder als eine Sünde rügen kann.

„Ich muß eine Aenderung machen. Aber wie? — Das erfordert noch ernstliches Nachdenken!"

Während Paul in eine Leidenschaft sich vertiefte, die ihm reiches Glück erschloß, aber ihn zuletzt doch nur vor's Ungewisse stellte, war Adolph auf seiner

Bahn fortgeschritten, und die Krönung aller seiner Wünsche stand bevor.

Nach einem Jahre der Praxis hatte er mit Glanz promovirt und als Docent in kurzem eine treue Schaar von Zuhörern um sich versammelt. Sein Buch, worin er ein Problem des Staatsrechts behandelte, war erschienen und hatte dem Verfasser die Aufmerksamkeit ebenso der Behörden wie der Gelehrten zugewendet.

Nach dem dritten Semester seiner Lehrthätigkeit wurde durch einen Ruf ins Ausland eine außerordentliche Professur des Faches erledigt. Der Director bot all seinen Einfluß auf, um sie für den Bräutigam seiner Tochter zu erlangen. Adolph selbst ließ es an Schritten, welche die väterlichen Bemühungen unterstützen konnten, nicht fehlen, und man konnte hoffen, den Zweck zu erreichen, obwol eine so frühe Anstellung zu den seltenen Ausnahmen gehörte.

Unser Freund sehnte sich dem Decrete entgegen, denn ihn verlangte außerordentlich, seine Margarete heimzuführen.

Der schöne Brautstand hatte denn doch allmälig auch seine minder erfreuliche Seite vorgekehrt. Im Grunde ist es ein Verhältniß, das vorübergehen soll und muß und darum nicht allzu lange währen

darf. Auch das treueste Herz kann den Wiederholungen des Lebens nicht immer das erste Verlangen entgegenbringen, und nicht auf dem Wege, nur am Ziele kann man Halt machen und weilen.

Die Sehnsucht, die in den ersten Zeiten eine heitere und liebliche gewesen, begann endlich für Adolph eine unruhige, schmerzende zu werden. Denn eben das tiefere Gemüth, welches die Abnahme der anfänglichen Glücksgefühle sich übelnimmt, trachtet nach dem Verhältnisse, wo es der Geliebten Alles werden zu können sicher ist.

Auch Margarete hatte an ihrer schönen Lebhaftigkeit eine Einbuße erlitten. Der Frohsinn, der ihr so wohl stand, hatte einem sanfteren, gesetzteren Wesen Platz gemacht, und hie und da zeigte ihre Miene etwas Nachdenkliches, wo nicht Unbegnügtes. Adolph machte sich dafür verantwortlich. Er glaubte, die Verlobte nicht mehr so gut unterhalten zu können wie im ersten Jahre, und setzte alle Hoffnung auf die Verbindung, welche ihr die Würde der Hausfrau und in rühmlicher, geliebter Thätigkeit alle Befriedigung gab.

Ein häusliches Leben in stillem, gleichmäßigem Glück stand vor ihm als das Ziel seiner innigsten Wünsche. Ein Weib nach seinem Herzen, der heilige Bezirk der Familie, consequente Thätigkeit zum

Wohle seiner Mitmenschen und der Seinen — das erwartete ihn und das war das Ideal seines Lebens.

Begeisternd erschienen ihm dabei die Aufgaben der Wissenschaft, die seinem Geiste sich darstellten. Indem er eine nach der andern in Angriff nahm und löste oder lösen half, wollte er das Glück verdienen, das ihm verheißen war.

X.

An einem heiteren Tage des Herbstes wurden im Salon des Directors Hartlieb Jubelrufe gehört. Adolph hatte der Braut seine Anstellung gemeldet, und diese war ihm entzückt um den Hals gefallen.

Es war dennoch eingetroffen, was sie zwar gehofft, aber auch wieder bezweifelt hatten. — Die herbeigerufenen Eltern theilten die Freude, und der Director, obwol ihm in den letzten Tagen die tröstlichsten Versicherungen zugegangen waren, erwog die vollendete Thatsache doch mit reinster Zufriedenheit. Man berieth sich über die Maßnahmen für die nächste Zukunft, und Adolph einigte sich mit der Mutter über den Tag der Hochzeit.

Wieder in seiner Wohnung angekommen, saß unser Freund in jenem seligen Behagen, in welches uns die Erfüllung der theuersten Wünsche zu versetzen pflegt. Sein Glück, als er es überlegte, erschien ihm überschwänglich, und er sagte sich, daß

er nun vom Geschick lange nichts mehr fordern dürfe. Indessen heute war ein Glückstag. Ihm war noch eine Freude aufgespart, die ihm geradezu aus den Wolken fiel. Nach einer halben Stunde ließ ein „Herr" sich anmelden, und ins Zimmer trat — Paul Werder.

Seit länger als einem Vierteljahre war Adolph ohne Nachricht von dem Freunde und darum wegen seines Geschicks in Sorge. Als er ihn jetzt unerwartet vor sich sah, ging er mit einem Schrei auf ihn zu, der die freudigste Ueberraschung ausdrückte. „Paul!" rief er. „Gesund und wohlbehalten! Und du kommst heute! Weißt du, was für ein Tag das ist?"

Paul, der mit einem eigenthümlich gehobenen Ernst erschienen war, sah den Froherregten an. „Du bist —?"

„Ich bin Professor geworden an der hiesigen Universität, und in sechs Wochen heirate ich Margarete! Beides hat mir der heutige Tag gebracht."

Das Gesicht des Freundes klärte sich freudig, zärtlich auf. Er umarmte den Glücklichen und rief: „Das ist ja eine herrliche Neuigkeit! Ueberdies eine Mittheilung, die ich mit ganz eigenthümlicher Sympathie zu würdigen im Stande bin."

Adolph betrachtete ihn. „Was bedeutet das?"

rief er. „Ist's entschieden? Bist du in meiner Lage? — Paul! Hast du die Fee — die Gräfin gewonnen?"

Jener, nach einem leichten Erröthen, lächelte melancholisch, mit einem gewissen durchscheinenden Humor: „Nicht so fast," erwiderte er. „Und es wird mir dies überhaupt nicht mehr gelingen könnên; denn die Gräfin ist seit einem Monat — Baronin!"

„Wie?" rief der Freund beinahe erschrocken. „Verheiratet!"

„Die Gemahlin eines jungen, hübschen, wohlhabenden Mannes von Stande."

Adolph sah ihn mit wahrer Trauer an. „Das ist ja schlimm!" entgegnete er. „Und du hast's ertragen? — Du stehst vor mir, ernst allerdings und mit einer Feierlichkeit, die ich nicht an dir gewohnt bin; aber gefaßt!"

Paul, mit einer Miene, die schwer zu charakterisiren war, versetzte: „Die Philosophie muß doch zu etwas nütze sein! — Aber die wiedererlangte Ruhe dank' ich allerdings nicht ihr allein. Es hat noch allerlei Anderes dazu geholfen! — Vor Allem der Zorn, der mich befiel, als ich mein Schicksal erkannte — der sich aber hauptsächlich gegen mich selbst richtete. So eine Woche in Rasereien ver-

bracht, mein lieber Freund, ist von unwiderstehlicher Wirkung. Das letzte schwarze Körnchen geht mit dem austobenden Sturme fort — und endlich, man weiß nicht wie, ist wieder Stille, ja eine Art milden Sonnenscheins in uns gekehrt! Die Natur ist eine große Göttin. Von gewissen brennenden Wunden kann sie das Herz ganz allein heilen!"

„Und doch! entgegnete Adolph. „Wenn ich an deine Briefe denke! Du hast dieses Mädchen geliebt — mit Wonne, mit Entzücken geliebt! Du hast sie vergöttert!"

„Das bekenn' ich," entgegnete Paul, „und werd' es immer bekennen! Ich sollte sie vergessen — es wäre mir in jeder Hinsicht gerathen; aber es gelingt mir nicht!"

„Wie ist's aber zugegangen?" rief der Freund. „Hast du dich zu lange besonnen und ist der Andere dir zuvorgekommen?"

„Dessen," versetzte Paul, „kann ich mich nicht rühmen. Im Gegentheil, ich war ein Mann der That! Ich wagte frisch — und verlor. Ich verlor, während der Andere noch schwieg. Meine Niederlage ist so rein, wie man sich's nur wünschen kann!"

„Armer Freund! — das ist ein bitterer Trank! — Und sie konnte dir ihn reichen! Sie!"

„Nicht einmal!“ entgegnete Paul. „Ich richtete meine Erklärung an sie, die Antwort ertheilte mir der Vater.“

„Eine höfliche, wie ich hoffen will!“

„Ein Musterstück diplomatischer Behandlung des Gegenstandes! Mitten unter den Blumen der Hochschätzung und des Bedauerns fühlte sich aber der Schreiber doch gedrungen, zu erklären, daß er seine Tochter zu ganz anderen Verhältnissen erzogen habe, als ihr von mir geboten werden könnten. Lieber Adolph, wir sind von diesen Leuten immer noch durch eine Kluft geschieden, von der wir uns keine Vorstellung machen. Sie kann von ihrer Seite überbrückt werden durch Noth oder durch Laune; sonst ist sie unüberschreitbar. Sie können zu uns herüber, wir aber nicht zu ihnen hinüber. Und am allerwenigsten derjenige, der vorläufig nichts besitzt als Geist. Wo Don Quixote noch Hoffnung hätte, da kann Cervantes den Korb als gewiß annehmen.“

„Nun,“ erwiderte Adolph mit einer Miene des Unwillens, „das kann dich trösten. Und das, wie ich sehe, hat dich getröstet. Der junge Mann, den sie dir vorgezogen —“

„Ist kein Cervantes! Aber allerdings auch kein Don Quixote — sondern ein so nüchterner, elegan-

ter, verständiger Durchschnittsjüngling, wie nur jemals einer auf dem Sande gewachsen ist!"

Adolph ging in der Stube auf und ab. „Paul," rief er, „das ruinirt deine ganze Charakteristik! Du hast dich versehen; du hast diesem Mädchen einen Geist und ein Gemüth beigelegt, von denen sie keine Spur besaß."

Paul schüttelte den Kopf. „Es wäre nicht das erstemal, daß ein ungewöhnliches Weib einen gewöhnlichen Mann heiratete, der ihr unbedingt ergeben ist. Für ihren Geist hat sie die Welt und die Gesellschaft, die Kunst, die Literatur, und was nicht sonst noch alles. Für ihr Gemüth hat sie ihre Kinder, wenn sie kommen; nebenbei den Vater derselben."

„Vergiß sie!" entgegnete Adolph mit Nachdruck. „Schüttle die Erinnerung von dir — und wähle dir eine Andere, Bessere."

Paul schwieg, in sich gekehrt. „Unmöglich!" entgegnete er.

Adolph sah ihn an. „Wie versteh' ich das? Willst du dich in einem sentimentalen Cultus verzehren? Willst du in derjenigen, die sich so ganz als Weltdame entpuppt hat, eine Göttin anzubeten fortfahren? Willst du, weil du einer Täuschung erlegen bist, resignirt und freudlos durchs Leben

gehen? Das wäre unmännlich und würde sich am wenigsten für einen Mann schicken, der seine Stelle haben will unter den Reformatoren des Zeitalters. Deine Liebe zu dieser sogenannten Fee war ein Traum der Nacht. Suche dir ein Weib für den Tag; ein Mädchen aus unsere Sphäre; eine Frau, welche dir eine Gehilfin sein kann bei einem edlen, segens- und ehrenreichen Tagewerke."

„Mein lieber Freund, du weißt nicht, was du verlangst. Es ist unmöglich, sag' ich dir."

Indem Paul diese Erklärung gab, hatte eine leichte Röthe seine Wangen überzogen. Er lächelte — mit einem herzlichen, liebevollen, schelmischen Blick auf Adolph. „Kurz," fuhr er fort, „ich kann nicht suchen, was ich schon gefunden habe."

Jener machte die Augen weit auf. „Du hast gefunden?" rief er. „Gefunden?" wiederholte er, indem seine Miene drollig zu werden begann.

„Gefunden, ja, gefunden, ohne gesucht zu haben; gefunden auf eine wunderbare Weise."

Nun, da er sah, der Freund scherze nicht, brach Adolph in ein lautes, herzliches Lachen aus. „Das nenn' ich ein Schicksal!" rief er. „Unter diesen Umständen waren Sorge und Rath von meiner Seite freilich überflüssig bis zum Komischen. Den

Ersatz finden — in einer Spanne Zeit — für eine verlorne, himmlische Huldin! Für ein Ideal!"

Paul sah ihm ins Gesicht mit einem Ausdruck überlegener Laune. „Du wirst dich erinnern," entgegnete er, „daß ich deren zwei hatte!"

„Und du hättest das zweite gefunden? Die schöne Seele? diejenige, welche dich liebt?"

„Eben die!"

Adolph wehrte sich vor diesen Nachrichten. „Freund," rief er, „das klingt unglaublich. Mach' mir nichts vor und spiele nicht mit meinen Gefühlen. In wenig Wochen ein Non plus ultra verlieren und ein anderes nicht nur finden, sondern gewinnen! Denn das soll ich annehmen — du hast sie gewonnen, sie ist dein?"

„Ganz und gar," versetzte Paul. „Sie ist meine Braut, und in einer Zeit, über die ich jetzt noch nichts bestimmen kann, aller Wahrscheinlichkeit nach aber in einer bald erscheinenden, wird sie meine Frau sein."

Der von diesen Nachrichten Ueberstürzte schwieg. „Seltsam, seltsam!" rief er dann.

„Lieber Freund," entgegnete Paul, „höre mich. Was dir jetzt verwunderlich erscheint, und was du, wie ich sehe, gerne tadeln möchtest, das wirst du

natürlich, ja rühmenswerth finden. Du wirst mich begreifen — und beneiden."

„Das Letztere," entgegnete Adolph mit einem Lächeln, „dürfte im gegenwärtigen Moment für mich eine Kunst sein. Ich werde mich begnügen, dich zu begreifen und dein Glück dir zu gönnen. Aber nun erzähle. Gespannt, mein Bester, hast du mich genug."

Paul, nachdem Beide auf dem Sofa Platz genommen, begann:

„Du erinnerst dich wol noch meines letzten Briefes? Die Sache war so weit gediehen, daß eine Entscheidung nicht ausbleiben konnte. Mein Leben war einfach nicht mehr zu ertragen. Das von Dichtern mit glühenden Farben gemalte Schicksal, ein Raub der Leidenschaft zu sein vom Wirbel bis zur Sohle, ich hab' es erfahren und bin, von ihm belastet, aufs Aeußerste verwirrt durch meine Tage gegangen. An sie denken, ihr nachspähen und ihr nachgehen, das war das Einzige, was ich noch vermochte. Gegenüber der Welt, gegenüber der Wissenschaft, gegenüber meinen Lebensaufgaben und meinen heiligsten Pflichten war ich nichts geworden. Wenn ich sie nicht sah, verzehrte mich die Sehnsucht; wenn ich bei ihr war, hatte ich zu ringen mit unsinnigen Anwandlungen. Es war eine Ver-

zauberung, wie sie nur jemals einen Menschen zu einer willenlos leidenden Maschine gemacht hat!

„Sie mußte gebrochen werden. Soll ich ganz exact sein, so darf ich nicht verschweigen, daß bei der Ausführung des Entschlusses das Schicksal mit im Spiele war. Denn meinen Brief an sie schrieb ich zunächst nicht, um ihn abzusenden. Ich wollte — lache mich aus, wenn du willst — nur sehen, was ich ihr eigentlich zu sagen hätte; nur eine Möglichkeit verwirklichen für mich und die Entscheidung mir vorbehalten. Als er aber geschrieben vor mir lag — übrigens mit aller Mäßigung, nur das einfache Geständniß meiner Neigung, meine Wünsche und Hoffnungen aussprechend — da sagte ich mir: es sind meine Gedanken und Gefühle — sie sollen an ihre Adresse gelangen!

„Die Antwort hab' ich dir im Wesentlichen mitgetheilt. Ich muß aber noch etwas nachtragen. Ein Passus darin sagte ungefähr: Wenn er (der gräfliche Vater) hätte bewogen werden können, von einer anderweitigen Bestimmung seiner Tochter abzusehen, so wäre es nur möglich gewesen bei einer ernstlichen, tiefen Neigung derselben. Eine solche habe sie ihm aber keineswegs zu bekennen vermocht!“

Adolph ergriff die Hand des Freundes. „Armer Paul!“ rief er.

Der Erzähler schwieg. Dann sagte er: „Das war so ziemlich der bitterste Tropfen für mich. Eine Tochter Eva's hatte demnach ihr Spiel mit mir getrieben. Sie sah meinen Ernst — und spielte weiter! Du gibst mir zu, daß ich ein Recht hatte, diesem Liebeszauber mich zu entringen, und keinerlei Pflicht, mich fortzuhärmen und Pein zu leiden in den Gluten unglücklicher Liebe!“

„Du hattest das Recht, ihr mit Indignation den Rücken zu kehren!“ rief Adolph.

„Das,“ erwiderte Paul, „konnte ich mir nicht zusprechen. Jugend, aristokratisches Bewußtsein und Verwöhnung entschuldigten sie bei mir. Sie wollte spielen — spielen mit einem Manne von Geist (du erlaubst mir wol, mich dafür zu halten), und es ist nicht unmöglich, daß sie es schon für eine Gunst angesehen hat, so hübsch und — so lange mit mir zu tändeln. Was willst du? Hätte ich statt Paul Werder Kuno von Drachenfels geheißen — Alles wäre anders gegangen.“

„Es ist besser so!“ entgegnete Adolph mit dem Nachdruck des Unmuths.

Paul, mit einem eigenen Humor in seiner Miene, zuckte die Achseln. „Es sollte nicht sein —

und so ging ich. Nach den erwähnten acht Tagen, wo ich mich dem Heilbade der Wuth ergeben hatte, verließ ich die Stadt, in der sie athmete.“

„Gottlob!“ rief der Freund.

„Und dies hatte eine seltsame Folge. Ich wollte in Leipzig Halt machen, und hoffte von dem Aufenthalt in dieser geistig anregenden Stadt viel. Aber schon auf dem Wege veränderte sich meine Empfindung und ging mein Herz der Genesung zu. Das Bild der Zauberin stand vor mir — als ein bloßes Bild. Es hatte alle äußere Schöne, alle Reize ihrer ätherischen Sinnlichkeit; aber es hatte keine Seele. Und ein Gefühl erstand in mir, das mich lächeln machte: das Gefühl, wie es ehmals christliche Asketen durchdrungen haben muß. Die bezaubernde Fee erschien mir nun als eine böse Dämonin, die mich blenden und von meinem Streben nach Wahrheit und lichter Thätigkeit hatte weglenken sollen. Und wenn ich diese Vorstellung, als zu stark, von mir abwies, so blieb doch ein Wesen, dem der Herzpunkt des Menschenthums fehlte — eine Natur, welche Hingebung zu fordern, aber nicht selber zu gewähren vermochte. Nun, sagte ich zu mir, das ist's offenbar nicht, was du gesucht hast und was du begehrst. Du willst ein Mädchen, die der Liebe, der Treue —

der Leidenschaft fähig ist: der Leidenschaft für dich! Wo diese Flamme brennt, da ist Leben und lebendige Schönheit; wo sie fehlt, da berückt uns ein Scheingebilde. Es ist des Mannes, es ist dreifach des Philosophen unwürdig, am Scheine zu hängen, wie bezaubernd er sei. Heilige Pflicht gebietet ihm, das Kleinod seiner Liebe zu bewahren für die Würdige: für die Liebende!“

„Bravo! Bravo!“ rief Adolph.

„Als ich in Leipzig ankam, war ich in meine Gesundheit, in das Heil meines geistigen Lebens wieder zurückgekehrt. Ich hatte in Gabriele gesehen, was allein der Liebe und Treue werth ist; und da ich nun, sie erkennend, das einzig Liebenswerthe aus ihr geschwunden sah, so schwand aus mir auch die Liebe. Was ich ihr in meiner Seele gelobt hatte, war nur unter dieser Bedingung gelobt. Die Bedingung fiel — ich war frei. Zu denen, die ihre Ehre darein setzen, die Lieblose zu lieben und in eigensinnigem Leide sich aufzureiben, gehöre ich nicht und will ich nicht gehören. Ich halte dies nicht nur für eine Schwäche, sondern für eine Sünde.“

„Sag', ein Verbrechen!“ rief Adolph. „Ein Verbrechen gegen den Geist und gegen die Liebe! Eine Tugend machen aus diesem armseligen Unfug

nur eitle Weiber und schlechte Poeten. Die Männer, die sich in unerwiderter Leidenschaft verzehren, sind werthlos — ohne Beruf, ohne Lebenszweck, ohne Schöpferkraft, ohne Pflichtgefühl. Gegenüber dem männisch gewordenen, lieblosen Weibe ist der Mann, der sich vor ihr auf dem Boden krümmt, nicht nur ein Weib, sondern der Wurm — die Schande des Geschlechts."

Paul betrachtete den Freund, dessen Wangen die Röthe der Entrüstung bedeckte, mit Verwunderung. „Du drückst dich immer stärker aus als ich," versetzte er. „Indessen Eines darf ich jetzt wol annehmen: daß du fähig bist, mich zu begreifen, und meine Entzauberung und wiedergewonnene Empfänglichkeit für eine wahre Liebe mir nicht mehr zum Vergehen anrechnest."

Adolph's Miene hellte sich auf. „Zur höchsten Tugend!" rief er. „Du hattest das Recht, dein Herz augenblicklich wieder zu vergeben."

„So schnell," erwiderte Paul, „ist es keineswegs gegangen. Mein Schicksal erfüllte sich Schritt für Schritt, ohne alle Ueberstürzung. Vieles und das Schönste kann in wenigen Wochen geschehen, wenn echte Herzen sich erkennen und näher treten."

„Nun? Ich bin unendlich begierig!"

„In Leipzig," fuhr Paul fort, „lebt ein Ver-

leger, mit dem ich väterlicherseits einigermaßen verwandt bin. Was war natürlicher, als daß der Schriftsteller den Buchhändler aufsuchte, der mit seinem Vater einen Ur-Ahnherrn gemein hat? Schon war glücklicherweise mein Ruhm auch zu ihm gedrungen; der hoffnungsvolle Cousin wurde mit wahrer Herzlichkeit begrüßt und auf den nächsten Tag zu Tische geladen. An diesem nächsten Tage, im Speisezimmer des gastlichen Vetters, entschied sich mein Lebensloos."

„Du sahst das zweite Ideal?"

„Diejenige, die es werden sollte. Es ist die Tochter meines Verwandten, aus erster Ehe; ein Mädchen von achtzehn Jahren, an Zügen und Gestalt mit meinem ersten Ideale in vollkommenem Widerspruch. Schwarze Haare, bräunlicher Teint, ziemlich breite Stirn und ein Stumpfnäschen."

Dem Bräutigam der schönen Margarete entfuhr ein „Ah!" das fast einen bedauernden Klang hatte.

Paul sah ihn heiter an. „Beruhige dich, mein Freund. Das Ensemble ist auffallend und anziehend. Gewachsen ist sie in ihrer Art so schön wie die Fee, nur etwas runder, frauenhafter, und wenn ihre Gesichtsfarbe nicht blühend ist, sie ist so gesund wie die blühendste. Figur und Benehmen erwecken

unbedingtes Vertrauen. Als wir beim Kaffee angelangt waren, hatte sie das meinige bereits vollständig gewonnen. Sie zeigte im Gespräche Bildung, Verstand und einen natürlichen Sinn für höhere Interessen. Heutzutage, wo die Zeitungen uns immer wieder auf öffentliche Fragen bringen, kann auch ein Mädchen, wenn sie in der Familie mitreden gelernt hat, leicht verrathen, weß Geistes Kind sie ist. Dorothea (so nennt sie sich) offenbarte lebendigen Antheil und ein gerechtes Urtheil, überdies den nicht genug zu schätzenden Muth, in Gedanken und Worten sie selbst zu sein. Alles kam von Innen heraus, und in diesem Innen wohnen Empfindung und edler Sinn und der Friede eines guten Gewissens.

„Du wirst begreifen, daß ich das gastliche Haus von nun an jeden Tag besuchte. Ich miethete mich in der Nähe ein, arbeitete die Frühstunden hindurch und verbrachte Nachmittag und Abend bei meinen Verwandten. Das Verhältniß zwischen Dorothea und mir begann von keiner Seite mit dem, was man Liebe nennt. Sie schenkte mir ihre Theilnahme, ich ihr meine Achtung und mein Vertrauen. Da sie meine Arbeiten kannte, so hatten wir ein ungezwungenes Thema zu ernstern Gesprächen. Wir philosophirten — erschrick nicht vor

dem Worte: es war ein Gedankenaustausch, wobei sie den Ton angab und ich mich ihr fügte. Manchmal war mir doch, als ob ich meine Ideen klarer machen könnte durch Beispiele. Die besten Beispiele, gegenüber einem Mädchen, bietet aber das Material der Herzenserfahrungen; und so kam ich unvermerkt dazu, philosophische Gedanken zu erläutern durch meine eigenen Erfahrungen, und nach und nach verrieth ich mich und gab Andeutungen von meinen jüngsten Erlebnissen. Bei Gelegenheit war mir auch wol ein Seufzer entschlüpft; die Neugier des Bäschens wurde rege, sie fragte, machte mich zutraulich, drang in mich — und ich beichtete. Ich beichtete Alles, ausgenommen die Namen.

„Das charakterisirt nun ihr Wesen, daß ich mich gereizt sah, ihr das Bild meiner Seele und die Erfüllung desselben in Gabriele rückhaltlos zu schildern. Die Zauberin mit Farben zu malen, von welchen sie, die Hörerin, erregt und ergriffen wurde. Nicht Einen Zug schenkte ich ihr; denn sie sollte mich verstehen — sie sollte sich überzeugen, daß ich die Liebe kenne und die Leidenschaft und das Leid und die größten Bitterkeiten des Herzens!

„Wir waren, als ich ihr diese Geständnisse

machte, allein. Sie hatte fast nichts dazwischen gesprochen und ihr großes Interesse nur durch ihre Miene verrathen. Als ich schwieg, sagte sie: „Ich bedaure Sie von Herzen, lieber Cousin, denn Ihnen kann nicht mehr geholfen werden. Die Eine Gabriele, als ein wirkliches Geschöpf, ist schon ein Wunder gewesen. Nun müßten Sie ihr Gleichniß finden und überdies von ihr geliebt werden. Dies ist sicher möglich; aber, da Wunder sehr selten sind, nicht ebenso wahrscheinlich."

„Sie nehmen also an," erwiderte ich, „daß mein Herz nur wieder von einer Gabriele ergriffen und gerührt werden könnte?"

„Nachdem Sie mir Ihr Ideal geschildert haben," versetzte sie nicht ohne einen Zug wohlwollenden Spottes, „kann ich anders?"

„Aber bei der Verkörperung dieses Ideals," entgegnete ich, „bin ich sehr übel angekommen. Es ließe sich nun doch wol denken, daß jetzt eben ein von ihm abweichendes Bild auf mich eine Wirkung übte."

Dorothea schüttelte den Kopf. „Der Idealist wird jedes wirkliche Bild mit seinem Ideal vergleichen, und dann wird ihm keines gut genug sein."

„Meinen Sie? — Auch nicht unter gewissen

Bedingungen? Gibt es nichts, was besser ist, als das Ideal des idealsten Idealisten?"

„Sie sprechen in Räthseln. Etwas deutlicher, wenn ich bitten darf."

Ich schaute sie mit dem Humor des guten Gewissens an und sagte: „Sie halten mich für engherziger, als ich bin. Aber auch in meiner Brust wohnen zwei Seelen. Kurz, schon bevor ich Gabriele kennen lernte, hatte ich nicht nur Ein Ideal, sondern zwei."

Ihre Miene hellte sich nach diesen Worten auf, sie betrachtete mich lachenden Angesichts. „Das ist etwas Anderes!" rief sie. „Und dann hab' ich Sie allerdings verkannt: ich hatte vergessen, daß Sie ein Mann sind! Also noch ein zweites Ideal? Und durch welche Art fabelhafter Reize ist dieses charakterisirt? An welche Göttin sollen wir durch dieses zweite vorzugsweise erinnert werden?"

„Nur nicht zu satirisch," entgegnete ich, mit dem Finger drohend. „Denn ich werde Sie beschämen. Von allen fabelhalten Reizen wird hier abgesehen; nichts wird verlangt, gar nichts, als — Liebe. In der Voraussetzung, daß mit der Liebe eben jene Reize verbunden sein werden, die sich mächtiger und fesselnder erweisen, als alle fabelhaften."

Auf diese Erklärung ging in Dorothea's Ange-

sicht ein Licht auf, welches Vergnügen, aber immer auch noch Spott ausdrückte. „Ist das Ernst?“ rief sie. „Sind Sie wirklich so vernünftig? Darf man's glauben?“

„Da ich so viel Vernunft besaß vor meinen Erfahrungen mit dem ersten Ideal, so meine ich, nach ihnen für mich gutstehen zu können.“

„Dann ist für Sie Hoffnung — und ich wünsche Ihnen Glück.“

Dorothea hat mir nachher gestanden, daß sie bis zu diesem Gespräch für mich nichts gefühlt habe, als Wohlwollen und schwesterlichen Antheil. Jetzt stellte sich die Möglichkeit vor ihre Seele, daß sie meine Liebe gewinnen, meine Trösterin, mein Schutzgeist werden könnte — wenn sie mich liebte. Es leuchtete ihr ein, daß die Liebe das Schönste sei und das Liebenswertheste, und daß sie darum auch das Gewinnendste sein müßte. Und das erfüllte sie mit Vertrauen zu sich selbst und gab ihr das selige Gefühl der Macht und ein Verlangen, sie anzuwenden. Mein Geschick hatte ihr Mitleid erregt; da sie nun auch sah, daß ich besser sei, als meine ersten Geständnisse sie vermuthen ließen, daß ich nicht nur ein Auge habe für den schönen Schein, sondern auch ein Herz für die Hauptsache, für die Gesinnung, da entstand in ihr eine lebhafte Be-

gierde, mich der Freude, dem Glück des Lebens wieder zuzuführen. Dem Wohlwollen, das sie für meine Person empfunden hatte, gesellte sich der Glaube an sich und mich, die Güte, die Großmuth, ja die Dankbarkeit und die Freude darüber, daß sie mir die Bessere zu sein vermöchte. Und nun begann ihr Herz zu wallen, und gleich einer Zauberblume, in Einer Entfaltung, wuchs darin zu strahlender Blüthe die Liebe! Wie die Flamme nun in ihr loderte, konnte sie sich nicht verbergen. Gleich beim nächsten Wiedersehen kam aus ihren schwarzen Augen ein Blick, schimmerte um den Mund ein Lächeln und ging über das Gesicht eine Röthe des Glückes und der scheuen Scham — rosig, feierlich schön. Daß sie dann von gewöhnlichen Dingen sprach und sich eine unbefangene Miene zu geben suchte, irrte mich nicht. Ich hatte den Sonnenschein des Herzens gesehen und sah ihn von jetzt an immer. Die Gewißheit der Liebe, die ich erkannte, die Schönheit, welche das himmlische Gefühl der Liebenden gab, das Innere, das sich mir verrieth durch den bezaubernden Schein des Aeußeren — alles das ergriff, erschütterte und überwältigte mich, und ein Gefühl erstand in mir, von dem ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Lieber Freund, was ist aller Reiz und alle Schönheit der

lieblich Spielenden gegen die Schönheit der Liebenden! Aus jener sieht die Welt uns an, die lockende, berauschende, aber täuschende Welt — aus dieser sieht der Ewige selbst heraus, in dem heilig holden Lichte der Wahrheit! Wer diese Schönheit gesehen, der ist auf ewig fest gegen jene, die ihm nun klein erscheint, weil er sie messen kann mit der echten. Und wenn er daran denkt, daß er in jener die höchste gesehen, verehrt — angebetet hat, dann kann er Scham empfinden!

Es begreift sich, daß ich nun auch mit meinem Gefühl nicht hinterm Berge hielt. Am selben Abend noch verrieth ich mich durch einen Blick, der mir unwiderstehlich aus dem Auge drang, und sie erkannte mein Herz. Und daraufhin wurde sie noch schöner; denn es mischte sich zu der Liebe und zu dem Glück eine bezaubernde Schalkheit, ein hinreißendes Triumphgefühl. Und ich, jeden Widerstand aufgebend, ließ mich denn jetzt ohneweiters hinreißen. Noch bewahrte ich einige Haltung, und meine Stimme hatte einen Klang von Humor, als ich sagte: „Liebes Bäschen, wissen Sie denn, daß Sie heute über alle Begriffe schön sind?“

Sie lächelte erröthend und schelmisch. „Das müßte ja sonderbar zugegangen sein!“ entgegnete sie.

„Geschehen,“ fuhr ich fort, „ist allerdings etwas.

Aus nichts wird nichts — auch nicht ein solcher Zuwachs. Vorgegangen ist etwas. Und ich, liebe Dorothea, wär' unendlich glücklich, wenn ich einigermaßen mit im Spiele wäre."

Auf diese deutliche Erklärung wurde sie röther und sah mich an. „Ist das wahr? Glücklich wären Sie?"

Dies war immer noch mit Schalkheit, aber zugleich mit einer Güte, mit einer durchbrechenden Freude gesagt, daß meine Zurückhaltung mit Einemmale ein Ende hatte. „Dorothea," rief ich, ihre Hände fassend, „du liebst mich! Sprich's aus, wenn es so ist! Sprich, sprich, ich bitte dich!"

Sie, mit feuchten Augen und unbeschreiblicher Anmuth erwiderte: „Nun — und wenn's so wäre?"

„Dann wärst du diejenige, die ich gesucht habe! Die Zweite — die Wahre!"

„Und du," versetzte sie, „würdest mich wieder lieben?"

„Würde? — Nichts von Zukunft und nichts von Bedingung! Ich liebe dich schon gegenwärtig über alle menschliche Vorstellung!"

Und ich fiel ihr um den Hals — und zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie fiel mir um den Hals; wir küßten uns und betheuerten und stammelten uns die allerliebsten und allernärrischten Dinge. Ach,

daß es nur wenige solcher Momente geben kann! Ich hoffe aber doch noch einige ähnliche zu erleben."

Paul, während der letzten Mittheilung, war aufgestanden; Adolph erhob sich gleichfalls. „Gib mir deine Hand!" rief dieser, schüttelte sie und umarmte den Freund. „Du bist glücklich, und du verdienst es zu sein. Wäre nicht Margarete mein, ich würde dich um ein solches Herz beneiden!"

„Ich beneide mich selbst darum!" rief Paul mit triumphirendem Humor. Dann sagte er: „Noch immer kann ich's nicht fassen. Eine solche Erhebung nach einem solchen Sturze — es ist ein Märchen!"

„Ein vollkommenes," bemerkte Adolph; „eine Thatsache!"

„Das wird's auch bleiben in alle Ewigkeit. Die Gefühle, die wir uns bekannten, die Betheuerungen, die wir tauschten, haben sich schon bewährt. Der Vetter, als ihm Dorothea das Geschehene mittheilte, zeigte eine gar nicht angenehme Ueberraschung, eine keineswegs zufriedene Miene. Er hatte mit seiner Tochter auch andere Absichten gehabt, gerade wie der Graf. Aber hier traten dieser Absicht eine Neigung und ein Entschluß entgegen, denen er sich fügen mußte und nach mehrtägigem Sträuben auch gefügt hat. Sein Schwiegersohn, hatte er bei sich ausgemacht, sollte gleichfalls Buch-

händler, großer Buchhändler, oder wenigstens Kaufmann sein; an alles Andere hat er eher gedacht, als an einen Schriftsteller. Aber Dorothea sagte zu ihm: «Wir haben unser Vermögen durch Schriftsteller erworben, und weil sich's gerade so schön fügt, will ich nun eben einen Schriftsteller damit glücklich machen. Ich hoffe so den Dank abzutragen für das viele Gute, daß meine Großeltern und mein lieber Vater deutschen Genien schuldig geworden sind.»,,

„Reizendes Geschöpf!" rief Adolph. „Ich freu' mich unendlich, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Das wird auch in der That ein Vergnügen für dich sein," versicherte Paul. „Nun, ich bin mit dem alten Herrn jetzt gut Freund, und für seinen Widerspruch weiß ich ihm Dank. Denn eben bei dieser Gelegenheit hat sich Dorothea noch von einer neuen Seite gezeigt: sie hat nicht nur Charakter, sondern auch praktisches Urtheil und Geschick bewiesen. Daß sie mich dem Vater gleichsam abkämpfte, das ist denn doch unendlich schmeichelhaft für mich und war mir nach meinen anderweitigen Erfahrungen wohl zu gönnen. Sie hatte dabei eine eigenthümliche, delicate Aufgabe. Du mußt nämlich wissen, daß Dorothea, als das einzige Kind ihrer verstorbenen Mutter, wohlhabend, ja von un-

serem Standpunkt aus reich zu nennen ist. Bei einer angemessenen Einrichtung können wir ganz behaglich von unserer Rente leben."

„Ei!" rief Adolph. „Das ist ein sehr schönes Accidens zu einer solchen Braut!"

„Welches aber dem Vater gegenüber ihre Aufgabe moralisch erschwerte, weil sie das, was sie rechtlich fordern konnte, doch nur von seiner Güte mußte erlangen wollen! Nun, sie hat diese Aufgabe gelöst. Wie sie mir das glückliche Resultat meldete und den Stand der Dinge, von dem ich keine Kunde hatte, schilderte, schaute sie mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit auf mich her und sagte: „Mir ist's lieb für dich — und du sollst allen Vortheil davon haben. Schreibe was du willst — was dein Genius dir eingibt. Sei unabhängig und bleibe es, und gib der Welt nichts als Wahrheit. Das ist noch meine größte Freude, daß ich dir mit meinem Vermögen dienen und bei deiner Lebensaufgabe helfen kann."

Während Paul diese Worte der Geliebten wiederholte, füllten seine Augen sich mit Thränen der Rührung. Er verstummte und stand erschüttert. Dann, mit einem Lächeln sich ermannend, sagte er: „Ich bin über Gebühr glücklich, allein ich ergebe mich. Lieber Freund, wenn das Weib gut, wirklich gut im

tiefsten Herzensgrunde gut ist, dann muß jede Schönheit vor ihr die Segel streichen. Und da die Welt, die schwachsinnige, kurzsichtige Welt gleichwol die Sirene vergöttert, so wollen wir die wahrhaft gute Frau vergöttern, welcher damit nur ihr Recht geschieht."

Adolph, bewegt, ergriffen, schüttelte ihm die Hand.

Nach kurzem Schweigen fuhr Paul wieder mit einem Ausdruck von Laune fort: „Noch sind wir nicht über alle Berge. Die Verlobung mußte der Papa zugeben; aber die Verheiratung möchte er so weit als möglich hinausschieben. So sind nun die Menschen. Obwol er's durchaus nicht nöthig hat, so möchte er doch gewisse Vortheile noch länger genießen. Wir halten das aber für eine Schwäche, die wir zu respectiren nicht verpflichtet sind. Würde er's bedürfen, die Tochter würde ihm alle Zugeständnisse machen; aber von Bedürfen ist gar nicht die Rede, es ist für ihn nur eine Genugthuung in der Vorstellung, und unter diesen Umständen glauben wir hauptsächlich auf unsere Wünsche sehen zu müssen. Und unsere Wünsche gehen auf eine baldige Hochzeit. Der Papa meint, Dorothea wäre noch zu jung. Das will aber weder mir noch ihr selber so vorkommen. Ich bin fast

acht Jahre älter als sie, aber sie erscheint mir gereifter als ich. Ein längerer Brautstand mag sein Schönes haben, wenn man dazu gezwungen ist! Sonst —"

„Vermeid' ihn!" fiel Adolph ein. „Ein Jahr lass' ich gelten; das zweite widerrath' ich Jedem, der's anders machen kann."

Paul erwiderte: „Wir sind solche Egoisten, daß uns auch das Eine Jahr schon zu viel ist. Was mich betrifft, so hab' ich allzu lang in Gefühlen und Phantasien gelebt; und wenn ich auch auf Dorothea baue wie auf unsern Herrgott, so möchte ich sie doch mein nennen können in feierlich sanctionirtem Bündniß. Wir haben für uns ein Sprichwort und eine Ermahnung Salomonis. Demnach wünsch' ich sehr, daß sie auch den letzten Sieg noch erstreiten möge."

Adolph sah ihn heiter an. „Mir ist nicht bange!" rief er.

„Wir sind im Zuge," versetzte Paul, „und das gibt mir Hoffnung. Ich habe natürlich zunächst die Meinigen besucht, und wenn man so lächerlich reden dürfte, möchte ich fast sagen, daß sie noch glücklicher sind als ihr Sohn. Die äußere Sicherheit, welche die Morgengabe der Braut gewährt, hat eine wundersame Wirkung geübt. Was ist

doch der Mammon, lieber Adolph! Aber ich will den, der mir zufallen soll, verdienen. Ich will Dorothea rechtfertigen. Ich will mir und ihr damit Freunde machen im Himmel!"

Adolph erkundigte sich, wie lange Paul hier zu bleiben gedenke, und als dieser eine Woche zugestand, lud er ihn ein bei ihm zu wohnen. Seine besondere Freude sprach er aus, ihn mit Margarete bekannt zu machen, der er viel von ihm erzählt habe und die sich aufs lebhafteste für ihn interessire.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Duell und Ehre.

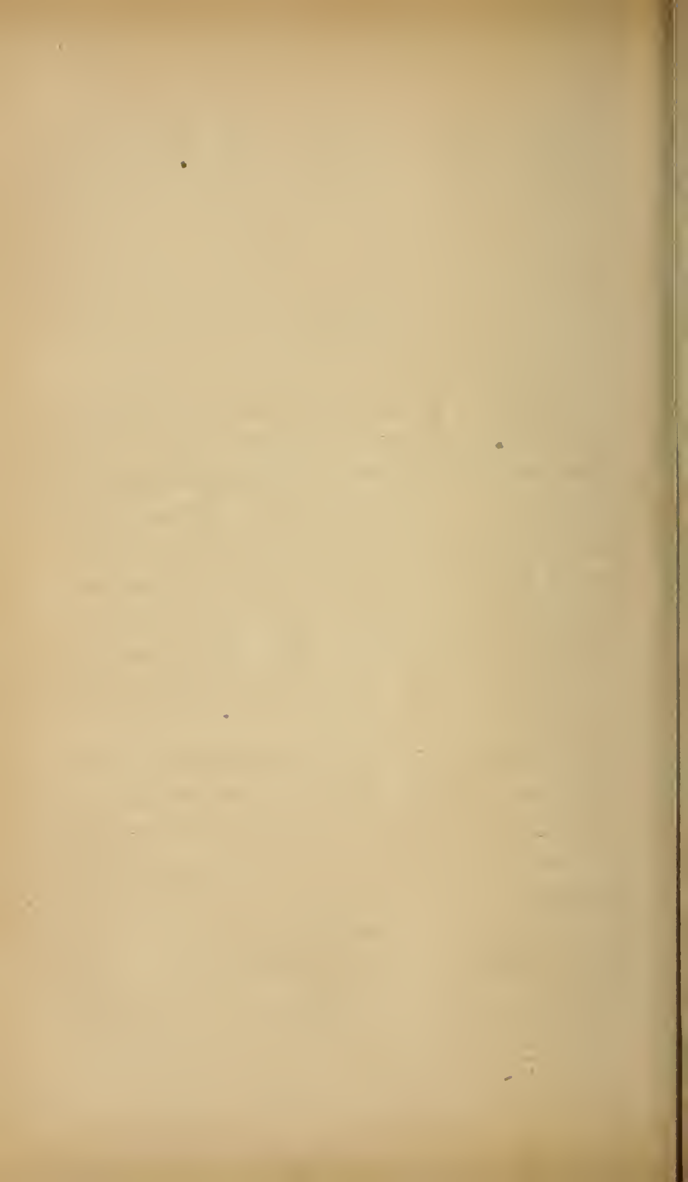
Roman

von

Melchior Meyr.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1870.



I.

Am andern Tag führte Adolph den Freund im Hause des Directors auf. Man empfing den „Schriftsteller, dessen Arbeiten bereits Aufsehen gemacht hätten", mit einer Artigkeit, die bald einen traulichen Charakter annahm. Paul, als er den Freund einmal allein sah, gab ihm die Hand und sagte: „Nimm den Glückwunsch eines Kenners. Die Schönheit deiner Braut gleicht der Gabriele's!"

„Und ihr Herz, wie ich hoffe, dem Herzen Dorothea's!"

Paul sah ihn an. „Du bist nicht blöde!" Mit Ernst setzte er hinzu: „Ich glaube fest daran."

Als beim nächsten Besuch die drei jungen Leute nach einiger Zeit sich allein sahen, richtete Margarete ihre Augen auf Paul und sagte: „Adolph hat mir verschiedene Stellen aus den Briefen mitgetheilt, die Sie an ihn geschrieben haben. Ich weiß mehr von Ihren Verhältnissen, als Sie glau=

ben. Und da Sie nun so glücklich und so zufrieden aussehen — darf man Ihnen gratuliren?"

Paul, nach einem Blick auf Adolph, lächelte. „Wozu meinen Sie?"

„Zu Ihrer Verlobung mit der schönen Norddeutschen!" Und vergnügt ihr Wissen verrathend, setzte sie hinzu: „Mit der Fee!"

Paul schüttelte bedächtig sein Haupt. „Die Fee," sagte er, „wie dies bei solch überirdischen Wesen zuweilen vorkommt, ist uns wieder entflogen. Gleichwol können Sie mir gratuliren — zu meiner Verlobung mit einer Andern!"

Margarete antwortete mit einem „Ah!" das nicht nur Bedauern, sondern wahre Mißbilligung ausdrückte. „Mit einer Andern!" rief sie. „Das ist ja nicht möglich! Ihre Briefe, so weit ich sie kenne, athmen eine Leidenschaft, eine Innigkeit! Sie haben dieses Mädchen geliebt —"

„Aber," fiel Paul ein, „dieses Mädchen hat mich nicht geliebt. Ich habe davon, mein bestes Fräulein, die sehr betrübende, sehr schmerzliche Erfahrung gemacht. Die Andere aber liebt mich."

Margarete konnte sich damit nicht zufrieden geben. „Verzeihen Sie mir, Herr Doctor," rief sie mit einer förmlichen Aufregung, „wenn ich mich in diesen Ausgang nicht finden kann. Ich habe

mich so sehr dafür interessirt, daß Sie die von Ihnen so hochgepriesene Schönheit gewinnen. Ich habe mich so darauf gefreut, sie kennen zu lernen. Ich hab' eine unendliche Neugierde empfunden, sie zu sehen! Und wir wären gewiß recht gut mit einander ausgekommen! Es ist schade! Wahrlich schade!"

Paul war ernsthaft geworden. „Mein Fräulein," entgegnete er, „um Ihretwillen muß ich bedauern, daß mein Schicksal keine andere Wendung genommen hat; — um meinetwillen kann ich's nicht!"

„Also ganz getröstet?" versetzte jene. „Und in solcher kurzen Zeit! Wie lang ist's her, daß Ihre Leidenschaft auf den höchsten Punkt gestiegen war?"

Paul kleidete die Ungeduld, die er zu empfinden begann, in Humor. „Nicht allzu lange," erwiderte er; „ich bekenne es. Aber ein Korb ist unter Umständen ein wunderbarer Lehrmeister!"

„Wenn man wahrhaft geliebt hat," rief Margarete, „dann tröstet man sich doch nicht — jedenfalls nicht so schnell!"

„Ausgenommen," entgegnete der Angegriffene, „wenn man wahrhaft wiedergeliebt wird!"

Die Miene der Gegnerin wurde nun beinahe satirisch. „Wenn Ihnen dies begegnet ist, sozusagen

im Umsehen, dann haben Sie in der That außerordentliches Glück gehabt!"

Paul, nachdem er einen Moment geschwiegen, sagte: „Das klingt fast, als ob Sie mir dieses Glück nicht zu gönnen vermöchten!"

„Ich hätte Ihnen das größte gegönnt," versetzte sie, „im Bunde mit Ihrer Gabriele."

„Da ich aber dieses nicht haben sollte, so würden Sie mich jetzt lieber unglücklich sehen?"

Margarete lächelte nicht ohne Bosheit. „Offen zu reden, das Unglück wäre mir wenigstens natürlicher vorgekommen. Aber," fuhr sie endlich mit einer gewissen Ermannung zur Billigkeit fort, „besser ist freilich besser. Und wenn man nach dem Verluste einer Schönheit gleich wieder eine andere findet —"

„Eine Schönheit," entgegnete Paul, „ist meine Braut keineswegs. Sogar der Bräutigam kann sie nicht dafür ausgeben."

Das Mädchen, auf diese ernste Erklärung hin, sah ihn an wie Eine, die nicht mehr weiß, was sie denken soll.

„Um so größer," fuhr Paul fort, „ist die Vortrefflichkeit ihres Herzens und die Schönheit ihrer Seele!"

Margarete schwieg, einen gewissen Schimmer auf ihrem Gesichte.

Adolph sah förmlich betreten auf sie. Er, der Alles wußte, fühlte, daß die Geliebte sich dem Freunde jetzt nicht von ihrer besten Seite zeigte. Paul warf einen Blick auf ihn — und seine Stimmung war ihm klar. Er fühlte sich gemahnt, großmüthig zu sein — und er war es.

„Mein liebes Fräulein," begann er mit allem Wohlwollen eines überlegenen Geistes, „Sie können mich jetzt noch nicht begreifen; aber ich begreife Sie und wundere mich darum nicht über Ihre Sprödigkeit. Sie können sich schwer von einer Vorstellung trennen, die Ihnen lieb geworden ist: darin liegt die Erklärung Ihrer Opposition. Aber Alles wird sich geben, und wenn Sie meine Braut kennen lernen, wird sie Ihr Herz gewinnen, wie sie das meine gewonnen hat. Dann werden Sie mich ganz begreifen, ja Sie werden mich loben!"

Margarete, mit einem Lächeln, das durch eine gewisse Schelmerei verschönt wurde, entgegnete: „Unter diesen Umständen muß ich mich freilich ergeben, und ich sag' Ihnen denn meinen herzlichen Glückwunsch!" Sie gab ihm die Hand. Dann richtete sie doch wieder einen Blick launigen Vorwurfs auf ihn und rief: „Männer! Männer!"

Als Paul mit Adolph heimging, sagte er: „Was doch die Feen zusammenhalten! Ich hätte das nie geglaubt.“

„Wenn du bedenkst,“ versetzte Jener, „daß Margarete von der natürlichen Art, wie sich bei dir Alles gefügt hat, ganz ohne Kunde ist, so wirst du ihr einiges Befremden über den schnellen Ersatz deines Verlustes zugute halten. Die Frauen lieben es, wenn die erste Liebe auch die letzte ist.“

„Und dies begreift sich namentlich bei derjenigen, die so glücklich ist, bei der ersten Liebe bleiben zu können, die sie gefühlt und die sie eingeflößt hat.“

So sagte Paul zu dem Freunde. Bei sich aber dachte er: „Schön ist sie, die Braut Adolph's, und ganz besonders reizend. Aber Dorothea ist ein Goldherz! Gott sei dafür gepriesen!“

An den folgenden Tagen, nachdem man über den ersten kleinen Stein des Anstoßes hinweggekommen war, unterhielten sich unsere Leute vortrefflich, und Margarete ließ nur noch ein paarmal neckende Bemerkungen einfließen über die tapfere Art, wie die Männer das Unglück zu ertragen vermöchten, das sie für ganz unerträglich, ja für tödtlich erklärt hätten. Adolph benützte aber eine Gelegenheit, seine Braut in die Schicksale des Freun-

des gründlich einzuweihen, und sie ergriff dann einen Anlaß, ihren Glückwunsch ernster zu wiederholen und ihm zu erklären, daß sie ihn schon jetzt begreife!

Da man in den Ferien war, so hatten die beiden jungen Männer freie Zeit zu wissenschaftlichen Gesprächen, und sie machten davon wiederholt Gebrauch. Der unglückliche Ausgang eines Duells zwischen einem Officier und einem jungen Beamten, der in diesen Tagen viel von sich reden machte, gab ihnen Gelegenheit, wieder auf das alte Thema zurückzukommen. Paul gestand, daß er sich mit einer gründlichen Untersuchung über das Duell beschäftige.

„Da wird es diesem schlimm ergehen!“ meinte Adolph.

„Nicht so ganz,“ erwiderte Jener. „Der Philosoph muß gerecht sein gegen Alles — und so bin ich gerecht auch gegen das Duell!“

„Zu erfahren, wie,“ versetzte Jener, „wär' interessant.“

„Du wirst's erfahren,“ bemerkte der Philosoph lächelnd, „wenn du seinerzeit meine Abhandlung studirst. Ich fange mit der Gerechtigkeit gegen das Duell gleich an. Ich sage: das Duell ist besser als etwas Schlechteres. Der geregelte Kampf

ist besser als der ungeregelte. Von dem letztern aus ist das Duell ein Fortschritt."

„Das," versetzte der Jurist, „wird man zugeben müssen."

„Aber," fuhr Paul fort, „das Duell ist auch schlechter als etwas Besseres. Der physische Kampf, auch der geordnete, ist schlechter als der geistige und sittliche. Und wenn die Fragen, die nur durch geistigen und sittlichen Kampf erledigt werden können, durch ein Duell ausgefochten werden sollen, dann ist das Duell Wahnwitz, Verbrechen."

Adolph schwieg. „Auch das ist nicht anzufechten," sagte er.

„Das Duell," rief der Philosoph, „muß in seiner Sphäre bleiben. Wenn es über diese hinausgeht, wenn das relative Mittel sich als absolutes geberdet und das bessere Mittel um seinen Credit zu bringen sucht, dann wird es verwerflich. Die Vorschriften des Comments, wenn sie sich allgemein geltend machen wollen, erscheinen lächerlich und verächtlich; und wenn derjenige, der sie von der Hand weisen kann, sich ihnen fügt, gehört er ins Narrenhaus."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, ein erwiesener Dummkopf sagt zu einem erwiesen gescheiten, edlen und verdienten

Mann: Mein Herr, Sie sind ein Dummkopf! Nach dem Comment darf dieser ihn nicht etwa darauf aufmerksam machen, daß ja vielmehr er der Dummkopf sei!"

„Beileibe," fiel Adolph ein. „Das wäre eine nicht zu duldende Retourchaise!"

„Er muß ihn also fordern und, wenn der Dummkopf obstinat bleibt, sich mit ihm schießen. Und wenn der Dummkopf nun, was ziemlich nahe liegt, mit den Waffen besser umgehen kann als er und ihn niederschießt, was ist damit bewiesen?"

„Daß der Gescheite der Dumme war und der Dumme der Gescheite."

„Ganz recht. Daß der Gescheite gegen sich und seine Sache das gröbste Unrecht beging, als er den Dummkopf, der ihn einen Dummkopf nannte, nicht auslachte."

Adolph saß nachdenkend. „Indessen," versetzte er, „wenn der Dummkopf dieses Auslachen der Welt mitgetheilt hätte, dann wäre die Welt, den Gescheiten für ehrlos erklärend, auf die Seite des Dummkopfs getreten."

„Und hätte damit," fügte Paul mit dem Nachdruck der Verachtung hinzu, „eben ihre Dummheit bewiesen. Diese Dummheit müssen wir bekämpfen. Wir müssen sie als solche entlarven, durch Wort

und That als solche schänden und die Welt von diesem Schandfleck zu befreien suchen."

Adolph, gewisser Vorwürfe gedenkend, lächelte zu den starken Ausdrücken. Dann sagte er: „Du scheinst also nicht der Meinung zu sein, daß man, weil man einmal in der Welt lebe, auch ihren Anschauungen und Gesetzen sich fügen müsse?"

„Ich bin der Meinung, daß diese Meinung die Maxime der Feigheit, der Niederträchtigkeit ist. Weil man einmal in dieser Welt lebt, hat man sich ihr zu widersetzen, wo sie im Unrecht ist; man hat sie aufzuklären und mit allen Mitteln vorwärts zu bringen. Die Welt, das ist die Masse der gewöhnlichen Menschen. Ihr, wenn sie auch das Gute besäße, fehlt immer das Bessere und Beste; und dieses, zumal wenn es die Zeit erheischt, ihr vorzuhalten und es im Kampfe mit ihr und ihr trotzend durchzusetzen, das ist des Denkers heilige Pflicht. Wer sich duellirt, beweist physischen Muth, und ich will ihm zugeben, daß er mehr werth ist als ein Anderer, dem auch dieser fehlt. Wenn er sich aber duellirt aus Fügsamkeit gegen die Welt und höhere Pflichten verletzend, dann beweist er moralische Feigheit und hat seine Stellung zu nehmen unter dem Trosse der Menschheit. Freilich wird die Welt, die den blos physischen Muth (weil sie

nur ihn begreift!) mit Ehre lohnt, den moralischen Muth mit Schmach lohnen! Aber darin besteht eben die sittliche Größe, diese Schmach, im Hinblick auf die bewiesene erhabene Pflicht, für Ehre zu nehmen und auf die sinnlose Verachtung der dummen Welt mit göttlich begründeter Verachtung herabzusehen. Das ist eben der moralische Muth, der aushält in seiner Verkanntheit und, von Unmündigen und Anmaßenden gelästert, fest bleibt, ja heiter, weil er die Gerechtigkeit für sich hat und die Wahrheit."

„Im Allgemeinen," entgegnete der Freund, „wird man das nicht bestreiten können. Je muthiger und ausdauernder sich der Mensch in seinem Rechte der Welt entgegenstellt, um so größer ist er. Aber du gibst mir zu, daß man in Verhältnissen leben kann, wo man der Forderung des Ganzen zu gehorchen gezwungen ist?"

„Bis zu einem gewissen Grade. Es gehört dies zur Tragödie des menschlichen Daseins. Aber du gibst mir auch zu, daß jedes Verhältniß gebrochen werden kann und daß der heroische Mensch, wenn es mit seinem höchsten Gedanken in Widerspruch tritt, es brechen wird."

„Womit er ein Märtyrer wird!"

„Das heißt eben ein Held — ein bewährter

Held des Geistes. Und warum kein Märtyrer? Wer sich duellirt aus Fügsamkeit gegen die Welt und aus Furcht vor ihrer Verachtung, der kann ein Märtyrer werden dieser Fügsamkeit und dieser Furcht. Und der edle Mann sollte das Märtyrerthum scheuen, das ihm entstehen kann aus der Erfüllung der heiligsten Pflichten? Nimmermehr! Geht's nicht ohne Schimpf und Leid, so wollen wir Schimpf und Leid haben. Wir tragen schon hier, umzischt von der Lästerung, die Krone der Ehre in unserem Bewußtsein, und am Ende wird sie uns vom Haupte strahlen."

Die Wangen Paul's hatten sich gefärbt; von seinen Gedanken ergriffen und getrieben, ging er in der Stube auf und ab. Dann hielt er an und fuhr fort: „Gott zu erforschen, den Einen ewigen Geist, und klar zu werden über seine höchsten Endzwecke; die letzten Ziele der Welt zu erkennen und sie aufzustellen gegen die dermalige Meinung der Welt und sie aufrechtzuhalten im Kampfe gegen Verachtung und Schmach von Seite der Welt, das ist unser, der Männer der Wissenschaft, der Dichter und Denker, heiligster Beruf. Niemals hat es mehr gegolten, diesem Beruf unbedingten moralischen Muth entgegenzubringen, als eben jetzt, wo die Traditionen der Vergangenheit sich in Wider=

spruch setzen mit den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, wo die Wahl zu treffen ist zwischen jenen und diesen. Wer die Wahrheit erkannt hat, der ist ihr verpflichtet, bedingungslos und auf ewig! Er muß um ihretwillen opfern können Gut und Blut, Weltvortheil und Weltehre, Leib und Leben."

Adolph hielt die Augen auf den Freund gerichtet mit hoher Verwunderung. In einer solchen Aufregung hatte er ihn noch nie gesehen; solche Leidenschaft hatte er ihm überhaupt nicht zugetraut. Er begriff sie und sie flößte ihm Achtung ein; gleichwol glaubte er beruhigend erwidern zu müssen. „Mein Freund," begann er nach einem Schweigen, „du hast eine gewisse Neigung, dich zu denen zu stellen, die von sich sagen konnten: der Eifer um dein Haus verzehret mich. Wenn du aber auf die Unbilden der Welt gerüstet bist, so möchte ich dir doch rathen, nur die unvermeidlichen an dich kommen zu lassen und die vermeidlichen nicht ohne Noth selbst auf dich herzurufen. Im Banne der Welt durchs Leben zu gehen, ist eine erhebende Vorstellung, aber eine schwer zu lösende Aufgabe. Als dein Freund muß ich wünschen, daß du der Welt die Wahrheit sagst und sie belehrst, ohne durch ihre giftige Feindschaft ausgezeichnet zu werden; daß du also darauf denken mögest, sie mehr

durch Gründe zu überführen und zu gewinnen, als durch Schläge, die du ihr applicirst, in Wuth zu versetzen."

Die Miene des Philosophen hatte sich aufgeklärt. „Keine Sorge!" entgegnete er. „Wenn ich, gottlob, grob sein kann, wo es nöthig ist, so wird es mir doch nicht begegnen, die Perlen meiner Grobheit vor die Schweine zu werfen. Ich werde der Letzte sein, mich zum Märtyrerthum zu drängen; aber — um es nochmals zu sagen — der Erste, es zu dulden, wenn es um ewiger Dinge willen nicht zu umgehen ist. Gewisse Martyrien sind jetzt allerdings nicht mehr möglich; die Welt hat allzu viel Cultur angenommen. Aber Eines droht immer noch und droht eben den Lehrern der Wahrheit: die Noth des Lebens! Das Unerträglichste für den schöpferischen Geist: die Abhängigkeit. Gott sei Dank — und Dank sei ihr, die mein Weib sein will! Durch sie bin ich frei; ich habe gegen die Welt den Punkt des Archimedes und hoffe, sie bewegen zu können — vorwärts auf der Bahn ihrer Entwicklung. Dem für mich unschätzbaren Glücke der Unabhängigkeit will ich danken durch die That. Ich will die Wahrheit erweisen gegen den Schein und die wahre Ehre gegen die Scheinehre. Ich will der Welt ihre Verkehrtheit, ihre Verblendung

und ihren unsinnigen Aberglauben, womit sie den Schein immer wieder für das Höchste und Wichtigste erklärt, unwiderstehlich klarmachen. Da sie derartige Dienste bekanntlich schlecht zu lohnen pflegt, — Heil dem Besitz, der mich in die Lage setzt, ihren Lohn entbehren und ihr die Wahrheit sagen zu können — umsonst!"

Adolph nickte mit freundlichem Antheil. „Diese deine Dorothea," versetzte er, „ist also für dich wirklich eine Gottesgabe, und daß du sie gefunden hast, ist providentiell!"

„Ist das ernst oder nur spielend gesagt?"

„Ernst, mein Freund. Ich glaube an deine Sendung wie an die meine, und ich glaube fest an eine Führung der Berufenen. Ueber das Duell hab' ich mir bereits ähnliche Gedanken angeeignet, gestehe aber gerne, daß ich durch deine heutigen Bemerkungen gefördert worden bin. Ist das Duell besser als etwas Schlechteres, dann ist es nothwendig, so lange ihm nur dieses Schlechtere gegenübersteht, und sein Bestehen bis jetzt erklärt sich. Ist es aber schlechter als etwas Besseres, so muß es weichen, wenn dieses Bessere siegreich aufgestellt ist. Wir müssen auf Mittel denken, das Mittel des Duells zu ersetzen; die Rechtswissenschaft ist dazu besonders gemahnt, und ich will ihr die

Specialweisheit ernstlich abfragen. Ueberleg' ich freilich den unaustilglichen Hang der Menschen: ihre Eitelkeit, ihre Hoffart und ihre blinde Willkür, ihren Zornmuth und ihre Bosheit; denk' ich daran, daß beiweitem die Meisten instinctartig bloß nach der nächsten Ehre trachten — nach der Ehre der Welt, und daß ihnen die fernstehende und spätkommende wahre Ehre äußerst luftig erscheint, wie dauernd sie sein möge — dann besorg' ich, daß unsere beiderseitigen Tendenzen auf mächtige Hindernisse stoßen werden. Die Welt muß mitthun, und sie wird nicht wollen. Und sie ist und bleibt die große Macht. Ihr Urtheil hat für die, welche mit den Ihrigen von ihr abhängen, für die ungeheure Mehrheit also, das verhängnißvollste Gewicht."

„Lassen wir sie thun," entgegnete Paul, „was sie muß, und thun wir auf unserer Seite, was wir sollen. Das annoch bestehende Ehrengesetz ist ein annoch bestehendes legitimes Mittel, wodurch der unnütze Bursche den Hochverdienten, der Alltagsmensch den Begabten und Berufenen, ja der Halunke den Ehrenmann schädigen und verderben kann, wann es ihm beliebt. Die Welt sanctionirt dieses Belieben; denn wenn der unnütze Bursche oder der Alltagsmensch oder der Halunke im Duelle

Sieger bleibt, so strahlt er vor ihr, der großen Richterin, im Glanze der reinsten Ehre. Dieses Ehrengesetz muß vernichtet werden, und ich hoffe in seine Paragraphen einen verhängnißvollen Riß zu machen."

„Meinen Glückwunsch dazu," rief Adolph mit Laune. „Wer etwas Besseres zu thun im Stande ist, der möchte sich nicht gern balgen um nichts und wieder nichts. Ich fühle gegenwärtig so wenig Lust dazu, wie der Philosoph, der es von jeher beiseite hat liegen lassen."

Eines Morgens, als die Freunde bei Kaffee und Cigarre saßen, brachte der Postbote einen Brief an Paul. In dem Gesichte des Empfängers ging nach einem Blick auf die Adresse ein seliges Lächeln auf. Bedächtig nahm er das Couvert ab, entfaltete das Papier und las für sich, oder besser, verschlang die Zeilen.

Als er fertig war, sagte er: „Da wir uns so gut als möglich kennen lernen sollen, namentlich wenn es der Mühe werth ist, so höre, was mir Dorothea schreibt."

Er las: „Mein herzlieber Bräutigam!"

Die Hand mit dem Briefe sinken lassend, das Auge zum Freunde gewendet, rief er: „Wie das wohlthut! Diese Worte! Von einem wirklichen

Weib an einen wirklichen Mann — an mich geschrieben! Daß ich das erlebe! Ich, den die Natur geschaffen hat, von solchen Aeußerungen in den zwanzigsten Himmel versetzt zu werden! Also nochmal: „Mein herzlieber Bräutigam! Triumph, wir haben gesiegt!"

Sich wieder unterbrechend, rief er: „Das hab' ich mir gedacht! Es überrascht mich nicht, freut mich aber unendlich!" Er las: „Wir haben gesiegt! Der Papa gibt nach; mir ist ein Vergleich gelungen. Ich habe unsere Sache so tapfer verfochten und (ohne mich zu rühmen) mit so viel Hausverstand, daß der gute Vater endlich lachend rief: «In Gottes Namen! Zu jung bist du nicht mehr zur Hausfrau — du kannst die Wirthschaft führen!» Darin hat er auch gewiß Recht, und deßwegen freu' ich mich unendlich, dir schreiben zu können: in sechs Wochen, wenn du willst, können wir uns trauen lassen. Ich fühle das innigste Verlangen, als deine Frau dir zur Seite zu stehen, denn das ist meine Bestimmung. In unseren Gesprächen hab' ich dich kennen gelernt. Ich weiß, was du willst, ich ahne, was du kannst. Daß du mich dazu nöthig hast, das ist für mich der süßeste Gedanke. Daß ich für dich etwas thun kann, mein höchstes und liebstes Glück. Sei du Philosoph und

arbeite an der Erleuchtung und Veredlung der Menschheit. Ich will von deiner Philosophie annehmen, was für mich paßt; aber die Hauptsache ist: ich will für den Philosophen sorgen. Du sollst dich durch nichts gehindert sehen auf deinem Wege — ich will ihn dir eben machen. Ich will mit dir gehen und du sollst mich immer bereit finden, so oft du meiner bedarfst. Wenn die Welt ungerecht ist gegen dich und dir Verdruß macht, so wird dein Weib gut sein gegen dich und dir Freude machen. Du sollst nie verzweifeln an der Menschheit, denn immer wirst du mich haben, die's in tiefster Seele gut mitdir meint. Ich kann in dieser Hinsicht für mich einstehen. Ich fühle eine Liebe in mir, die ausreicht für Zeit und Ewigkeit. Der Brunnen ist nicht zu erschöpfen, denn ewig wieder quillt er in mir auf. Mit welchen Freuden, welchen Entzückungen! Mit welchen Vorsätzen, dir Alles zu sein und Alles zu thun und Alles zu opfern!

Du hast mir einmal halb scherzend gesagt: eine Frau könnte in der Ehe so viel Ansprüche auf Unterhaltung machen, daß der Mann zu keiner ernsthaften Thätigkeit mehr gelangte, und das wäre dir keineswegs genehm. Tröste dich, mein Freund, von mir hast du das nicht zu fürchten. Ich unterhalte mich zwar außerordentlich gerne mit

dir und ich hoffe, du wirst nicht allzu karg gegen mich sein. Aber dein Beruf ist mir heilig, und du sollst ihn erfüllen. Ich liebe dich, und ich kann mir gar nicht denken, wie ich ohne dich leben sollte; aber deßwegen kann ich doch recht gut auch für mich sein. Denn — erlaube mir, das zu sagen — ich bin etwas für mich und kann sehr viel Glück aus mir selber schöpfen. Wenn ich mich mit dir unterhalten soll, brauch' ich nicht bei dir zu sein. Ich kann in der Einsamkeit mir vorstellen, wie du arbeitest und deine Gedanken schön und mächtig aufs Papier wirfst, und das wird mich aufs beste unterhalten. Dann, wenn du gesättigt und müde bist, dann wirst du zu mir kommen."

„Ja," rief hier Paul mit glänzenden Augen, „das werd' ich. Und ich glaube, das wird sehr oft geschehen." Er las weiter:

„Wenn ich so darüber nachdenke, überrieselt es mich mit Freude, daß meine eigentlichsten, tiefsten Wünsche erfüllt sind. Ich muß erkennen, daß Gott mich lieb hat; er gab mir Alles, um was ich ihn gebeten, und ich kann ihm nie genug dafür danken. Ich habe meinen eigenen Ehrgeiz. Seit ich daran denken durfte, ist's immer mein Gedanke gewesen, einen Mann zu haben, der mir nicht nur Liebe einflößt, sondern Hochachtung und eine begeisterte

Theilnahme. Einen ungewöhnlichen Mann wollte ich haben, ich will's nicht leugnen, um hinaufzugehen mit ihm in die Sphäre der öffentlich anerkannten Thätigkeit und eines weitreichenden, gesegneten Wirkens. Du bist mein Mann, lieber Paul, und du wirst es immer mehr sein!

Wenn man sich so liebt, wie wir uns lieben, dann sieht man der Zukunft mit inniger Zuversicht entgegen. Daß wir uns gefunden haben und gehören, das ist Alles. Wer wollte uns dies wieder nehmen? Die Welt kann es nicht und Gott will es nicht. Wenn uns aber das bleibt, dann kann alles Andere kommen und gehen — kein Verlust wird uns wahrhaft unglücklich machen.

Wir wollen aber Vertrauen haben. In dieser Welt gibt es viel Unglück, aber auch viel Glück. Und mir ist, als würden wir viel von dem letzteren haben. Wenn zwei gute und muthige Herzen zusammenkommen, kann's fast nicht anders sein. Mein Herz pocht mächtig, indem ich dieses schreibe, und dieses Pochen sagt mir: «Ja — ja!»

Also komm' bald wieder zurück! Den Deinigen und deinem Freunde mußte ich dich gönnen. Grüße ihn und seine liebe Braut von mir aufs herzlichste; es ist wunderschön, daß wir fast zur selben Zeit vor den Altar treten. Aber jetzt mußt

du zu mir kommen, denn wir müssen uns einrichten, und du sollst mir überall sagen, wie du's am liebsten hast. Dann, wenn wir Mann und Frau sind, wollen wir reisen und die Deinigen und deine Freunde besuchen. Komm', komm' bald, damit ich dir wieder ins Angesicht sehe. Fast muß ich sagen, daß ich dich nicht nur liebe, sondern daß ich in dich verliebt bin. Behalte das aber für dich, man würde mir's übel nehmen. Zu dir darf ich's wol sagen, du wirst mich verstehen und darum nicht geringer von mir denken. Sei also gut und hab' den Zustand und die Wünsche meines Herzens vor Augen. Deine dich ewig liebende Dorothea."

Paul hatte die letzten Sätze mit leuchtendem Gesicht und feuchten Augen gelesen, und Adolph hatte in tiefen Gedanken zugehört. Nach dem Schlusse erhob sich dieser, ging auf den Glücklichen zu und schüttelte ihm die Hand mit einem Blick ernster, feierlicher Freude. „Wenn ich deine Braut," rief er, „nach diesem Schreiben charakterisiren sollte, möchte ich sagen: sie ist ein Genie der Liebe und Güte."

„Dasselbe," erwiderte Paul, „würde ich sagen, wenn sich's für mich, den Bräutigam, schicken wollte!"

Nach kurzem Schweigen sah ihn Adolph mit einem eigenthümlichen Lächeln an. „Die schöne Gabriele," versetzte er, „hat sich gewiß nicht träumen lassen, daß sie sobald ersetzt werden könnte und so ganz."

„Gabriele!" rief Paul. „Ich denke an sie zurück. Ich sehe sie in ihrer glänzenden Schönheit und ich freue mich ihrer — in Seelenruhe. Es ist immer ein großes Glück, sie geliebt zu haben, aber ihr Andenken wird meinem Weibe nicht schaden. Von dem Engel der Liebe seh' ich auf die Reize der Sylphide zurück wie auf ein Märchen der Jugendzeit. Wird sich Jemand darüber wundern?"

„Nichts ist natürlicher!" versetzte Adolph. „Ich wünsche mir nur, daß Margarete mehr Dorothea als Gabriele sei."

„Sie sollen Freundinnen werden," rief Paul, „wie die Gemahle Freunde sind und bleiben werden."

II.

Die Hochzeiten Adolph's und Paul's fanden beide noch im October statt. Die Paare gaben sich ein Stelldichein in der Mitte zwischen ihren Wohnorten und verlebten mehrere Tage zusammen. In fröhlichem Umgang wurden Dorothea und Margarete Freundinnen, Dutzfreundinnen und gefielen sich sehr. Jene hatte ihre Freude an der lachenden Schönheit des Frankenkindes, die jetzt eben am lieblichsten blühte, und Margarete konnte der edlen, herzensfrohen Theilnahme Dorothea's nicht widerstehen. Die Gefühle des Glückes und der Liebe verschönten die minder Schöne so sehr, daß ihr die Schönere freudigen Beifall ins Angesicht lächelte und sie wiederholt mit zärtlichen Küssen umhalste. Es war freilich keine Kunst, daß beide sich so gut waren: beide waren über die Maßen glücklich. Auch hatte sich das richtige Verhältniß zwischen ihnen gleich am ersten Tage festgestellt.

Dorothea übte eine gewisse ruhige Herrschaft, Margarete, obwol ihr an Jahren voraus, schien eine jüngere Schwester zu sein, und beide spielten diese ihre Rollen mit allem Vergnügen der natürlichen Neigung.

Als man sich trennte, tröstete man sich mit dem Versprechen, den Verkehr brieflich fortzusetzen.

Diese Zusage hielten die alten Freunde besser als die jungen Freundinnen. Dorothea und Margarete schrieben sich je einmal, charakteristisch für beide, aber doch so, daß Betheurungen und häusliche Schilderungen den Hauptinhalt ausmachten. Die Freunde wechselten eine Reihe von Briefen. Sie hatten ein Thema und Ideen und einen Drang, ja einen Ehrgeiz, diese sich mitzutheilen.

Die Liebe, die Ehe, die Geschlechter und ihre Ideale, das Einswerden und der unendliche Reichthum von Gefühlen, die sich im ganzen und vollen Glück entbinden — das waren die Gegenstände, über welche die zugleich freudetrunkenen und denkenden jungen Männer sich ergingen, und zwar durchaus originell, weil sie ihr eigenstes Leben schilderten und dieses mit dem Lichte ihrer eigensten Gedanken durchleuchteten. Da Beiden die Glut seelenvoller Leidenschaft, freudige Kühnheit und genialer Humor die Feder führte, — da sich

Freunde schrieben, die kein Geheimniß vor einander hatten und keines haben wollten, so wurden diese Ergießungen ebenso bedeutend wie reizend. Für Jeden war's ein Fest, wenn eine neue ankam.

Paul, wie man weiß, lebte in Verhältnissen, die ihn jeder Sorge des Lebens enthoben. Er hatte keine andere Aufgabe, als glücklich zu sein mit dem Weibe seiner Jugend und in der Darstellung seiner Ideen.

Adolph und Margarete mußten ihren Haushalt ausrechnen; aber mit dem Beitrag des Directors waren die Einkünfte für den Anfang doch zureichend, und erlaubten dem Gelehrten sogar, in der Mehrung seiner Bibliothek fortzufahren. Margarete war mit dem Monatgelde für die Wirthschaft zufrieden, gefiel sich als regierende Hausfrau und rühmte gegen Freundinnen mit freuderothen Wangen das eheliche Leben.

Unter diesen Umständen begreift sich das Rosige in den Briefen der Freunde. Beide waren gut, beide hatten eine Neigung zu idealisiren und zu loben, und so wurden denn von beiden förmliche Hymnen auf „die Frau" gesungen.

Zuerst erlitt dieser Ton eine Aenderung in den Mittheilungen Adolph's. Paul, als er in einer derselben eine auffallende Mäßigung wahrnahm,

ein Zurückweichen der begeisterten Malerei gegen den etwas trockenen Bericht von Thatsachen, lächelte. Er wußte, daß Alles seine Zeit habe, daß die Zeit Rosen bringe, daß aber auch die Zeit der Rosen endlich vorübergehe und daß man nicht von Jedem verlangen könne, über die Gesetze der irdischen Entwicklung erhaben zu sein. Das nächste Schreiben des Freundes — aus der ersten Hälfte des zweiten Ehejahres — las er mit ernstem Gesicht, stand, als er fertig war, erwägend und schüttelte den Kopf. Eine Selbstironisirung, die einen förmlich bitteren Charakter hatte, und ein Humor, welcher eine unzufriedene, gekränkte Seele mehr verrieth als verdeckte, machten ihn wahrhaft bedenklich.

Die Thatsache dieser Aenderung zu erklären, müssen wir in das innerste Wesen der Freunde hinabgehen und beide vergleichend gegen einander halten.

Indem Adolph zum Juristen, Paul zum Philosophen sich bestimmte, kann man sagen: Jeder folgte damit seiner Natur und seiner Berufung. Das Recht aufzustellen gegen das Unrecht, jenes zu vertheidigen und sein Reich auszudehnen, dieses zu bekämpfen und sein Gebiet immer mehr einzuengen, das war bei Adolph Drang und Grundsatz.

Er nahm Partei für das Recht, und das Unrecht hatte in ihm einen leidenschaftlichen Gegner. Paul, seine Gefühle theilend, ging noch einen Schritt weiter. Er fragte nach den Ursprüngen des Unrechts, forschte nach seinen Gründen und gewann mehr und mehr Einsichten in sie; und wenn er nun gegen das Unrecht stritt, so urtheilte er doch über die That und den Thäter desselben billiger und machte sich überhaupt eine mildere Betrachtung zu eigen. Wie leidenschaftlich auch er sich auslassen konnte: je mehr dies geschah, umsoweniger blieb er dabei, um so rascher gewann in ihm die ruhige Prüfung der Thatsachen wieder die Oberhand.

Adolph cultivirte die Theorie seiner Wissenschaft; aber er hatte einen ungleich mehr zur Praxis neigenden Sinn und Geist als der Philosoph. Seine Theorie war die Theorie einer Praxis, deren gedeihlicher Fortgang ihm außerordentlich am Herzen lag. Er besaß eine öffentliche Stelle, welche rühmlich auszufüllen sein höchster Ehrgeiz war; und wenn er sich auch für die nächsten Jahre dem Lehrberuf und der Wissenschaft ausschließlich hingeben wollte, so schwebte ihm doch die Möglichkeit vor, seine Ideen und Kenntnisse einmal als Abgeordneter des Volkes direct nutzbar machen zu können.

Paul war der reine Theoretiker. Auch er hatte

die Fortbildung der Menschheit im Sinne, und seine Theorie sollte eben die Theorie der Wirklichkeit sein. Aber mit der Welt wollte er sich nur insoweit einlassen, als er ihr Wahrheit gab in Zeitschriften und Büchern. Dieser ausschließlichen Neigung konnte er glücklicherweise nachleben — als der Gatte Dorothea's. Und so hielt sein Geist sich in höheren Regionen und schaute von ihnen auf die Welt hernieder: frei, prüfend, vergleichend, ausgleichend.

Die Ideen strömten ihm zu, die Beobachtungen machten ihm Vergnügen; er machte und mehrte sie also mit Vergnügen; und so kam er vorwärts in stetiger, froher Thätigkeit, ohne sich irgend Beschwerden aufzulegen. Wozu andere viel Mühe und ebensoviel Zeit brauchen, das gelang ihm in glücklich rascher Production; und wenn er nun seine Pflicht erfüllte und Leistung an Leistung stellte, so blieb ihm doch noch Zeit genug übrig, um sich dem geselligen Leben und seiner Gattin zu widmen. Diese hatte sich eingerichtet, ihn seiner geistigen Arbeit so viel als möglich zu überlassen; aber den schönen Willen der Entsagung konnte er belohnen, indem er die Erwartungen, die sie hegte, übertraf. Je weniger sie darauf Ansprüche machte, je lieber und öfter war er bei ihr, je zärtlicher und fröh-

licher unterhielt er sie. Bei ihrem reinen Sinn, ihrem reichen Gemüth, ihrem treffenden Urtheil zog er davon den größten Gewinn für sich. Er lernte von ihr mehr, als er sie lehrte, und studirte mit Entzücken die Frau, die gute Frau, das Wunder der Schöpfung.

Darin bewährte sich seine Begabung und sein Standpunkt, daß ihm Alles etwas sagte — Alles auf die neuen Fragen neue Antworten gab, und das Bedeutendste und Schönste die bedeutendsten und schönsten.

Paul war offenbar einer der glücklichsten Menschen. Das Glück, welches ihm zu Theil wurde, reizte auch die Nemesis nicht, weil es von ihm selber gewürdigt und verdient — durch bewußte, Licht und Segen verbreitende Thätigkeit und eine liebenswürdig dankbare Hinnahme verdient war. Er wollte von sich aus nur glücklich werden durch Geben; aber er fand auf seinem Lebenswege die gebende Liebe, welche ihn auch glücklich werden ließ durch Empfangen und seine Freude vollkommen machte.

Adolph, wie productiv er in seinem Fache war, brauchte zu seinen Leistungen doch viel mehr als Paul die Leistungen Anderer. Er bedurfte der Gelehrsamkeit, der ausgebreiteten stofflichen Kennt-

nisse, die nur durch nachhaltigen Fleiß zu erlangen und zu bewahren sind. Dem Fleiß gab er sich auch gerne hin; das Material des Wissens reizte ihn; die Arbeit, ja, die „Schanzarbeit" machte ihm Vergnügen. Diesen Trieben zur Anstrengung gesellte sich noch ein berechtigter Ehrgeiz bei. Er wollte sich als Docent und juridischer Autor hervorthun und mit der Zeit unter den Ersten und Besten seine Stelle nehmen. Da galt kein Feiern. Wenn er Ungewöhnliches erreichen wollte, mußte er sich auch ungewöhnliche Mühe geben und Schülern und Fachgenossen ebenso durch Erudition wie durch Geist Achtung einzuflößen suchen.

Unter diesen Umständen erlangten in ihm die Interessen des Gelehrten allmälig das größere Gewicht. Unvermerkt kam er dazu, seine Arbeitszeit zu verlängern und, was er der Studirstube beilegte, der Wohnstube zu entziehen. Margarete schüttelte den Kopf und beklagte sich endlich. Der Gatte, der ihr nicht Unrecht geben konnte, entschuldigte sich ernsthaft und scherzhaft, begütigte, vertröstete sie und widmete sich ihr an einzelnen Tagen wie in den Flitterwochen. Nach und nach siegte doch wieder der Eifer des Professors. Wenn das Gebäude wachsen sollte, mußte Stein an Stein gefügt werden; je mehr geschah, um so dringender

mahnten die neuen Aufgaben; das eine gelöste Problem führte unwiderstehlich zum andern; der von ihnen in Anspruch genommene Forscher sah sich immer wieder auf sie gezogen, konnte nicht von ihnen loskommen und war auch in Gesellschaft bei ihnen — in seinen Gedanken.

Die junge Frau mußte sich zuletzt überzeugen, daß Adolph ein anderer geworden, daß sie ihm nicht mehr sei, was sie ihm gewesen — daß er sie vernachlässige. Sie fühlte sich gekränkt und beschwerte sich ernstlich, empfindlich. In Adolph erwachte alle Liebe und Güte. Er stimmte ihrer Anklage zu, bat um Vergebung und verhieß Besserung. Eine Reihe von Tagen währte seine Umkehr, und es gab Scenen fröhlicher Zärtlichkeit, in denen sich die Seelen aufs innigste wiederfanden.

Dies ist aber das Verhängnißvolle im Leben, daß Alles, was man sich abgewinnen muß, auf die Länge nicht Stand halten kann gegen den angebornen, tiefgewurzelten Drang. Ein solcher ist vornehmlich groß in der Selbstvertheidigung. Adolph, die Ansprüche der Gattin und die Forderungen des Studirtriebes einsam erwägend, sagte zu sich: „Wenn ich mich auszeichnen soll, dann muß ich mich anstrengen, und das zu rechter Zeit. Kommen aber die Erfolge meines Ringens nicht ebenso

meiner Frau zugute wie mir? Margarete sollte das bedenken und mir ein Opfer bringen. Bei ihr handelt es sich doch nur um Zeitvertreib, um Vergnügen; bei mir um Pflichterfüllung. Sie muß lernen, was meinem Freunde Paul die Braut verheißen hat und die Gattin sicherlich halten wird: sie muß für sich sein und sich allein beschäftigen, sich allein unterhalten lernen. Sie muß um der gemeinsamen ernsten Zwecke willen der Nothwendigkeit und meinen gerechten Wünschen sich fügen. Sie muß sich selbst überwinden und ihre Klagen unterdrücken und mich freundlich empfangen, wie spät ich auch komme: dann werde ich aus Erkenntlichkeit mehr thun, als ich mir jetzt abnöthige, nur um sie zu beschwichtigen, und ich werde es besser thun."

Dieser Selbstvertheidigung des Ehegatten sind wir nicht gemeint beizutreten. Adolph hielt seiner Frau nicht, was er sie hatte hoffen lassen; in seinem Verhalten lag etwas Egoistisches. Er hätte die Ungeduld, in der ihm nichts rasch genug werden mochte, bemeistern und sich den gemessenen Fleiß auflegen können, der, wenn auch etwas später, doch ebenso gut, ja besser ans Ziel kommt. Wenn es eine Schwäche ist, Alles auf den anderen Tag zu verschieben, so ist es keine Stärke, Alles

am heutigen thun zu wollen. Wir sollen frei werden auch gegen den Arbeitstrieb, und unter gewissen Umständen ist es männlicher, ihm zu widerstehen, als ihm nachzugeben. Die Welt ist unserer Ueberanstrengung auch gar nicht so benöthigt, als wir's uns vorstellen. Sie kann recht gut warten auf die Vollendung unserer Arbeiten; und wenn diese nur wirklich fertig sind, ist uns ihr Dank und unser Lohn gewiß. Das hätte Adolph seinerseits bedenken, danach hätte er verfahren und seine junge Frau behandeln sollen.

Auf der anderen Seite ließ es aber Margarete auch an sich fehlen. Hätte sie von dem Gatten, den sie kennen mußte, weniger und dieses mit kluger Freundlichkeit verlangt, sie würde ihre Wünsche erreicht haben. Bei der rechtlichen Denkweise und der Gutherzigkeit Adolph's war ihm durch eine wohlgemeinte Vorhaltung und liebenswürdigen Scherz viel abzugewinnen. Aber Margarete verließ sich auf die Vorzüge ihrer Person, die ihn so oft und so lange zu ihr hergezogen hatten und die ihre Kraft wieder bewähren sollten. Als sie sich darin getäuscht und die früheren Zauber nicht mehr wirken sah, fühlte sie sich beleidigt, und es kam ein eigener, tiefer Unmuth in ihr Herz. Sie zweifelte an seiner Liebe, an

seiner Achtung gegen sie. Die Anklagen, die sie gegen ihn richtete, kamen aus einer bitter verletzten Seele und verstimmten, verletzten auch ihn. Würde sie ihm die Aenderung seines Benehmens mit Ernst, aber zugleich mit Güte, mit der Anmuth der Güte vorgehalten haben, er hätte nicht widerstanden. Sie that es aber pochend auf ihr Recht und zwang ihn dadurch zur Vertheidigung, zum Kampf. Wie hatte sie liebenswürdig sein können, wenn es ihr Vergnügen machte! Jetzt, anstatt diese Kraft wieder aufzurufen, wo sie am Platze war und von dem rechten Gebrauch ihr Lebensglück abhing, jetzt verzichtete sie auf ihre Vortheile und wollte siegen durch Urtheile! Der Gatte sollte sein Unrecht fühlen und ihr nachgeben. Er fühlte aber nur das Ungenehme in ihrem Anspruch, ihrem Betragen und steifte sich im Widerstand.

So vollzog sich denn wieder nach dem bekannten Gesetz das bekannte Schicksal. Hätte man gegeben, so hätte man empfangen; wollte man gewinnend sein, so hätte man gewonnen. Allein man forderte — und man beraubte sich selbst.

Es leuchtet ein, daß den Conflicten, zu welchen es zwischen den Gatten kam, wieder Versöhnungen folgten, daß man sich wechselseitig um Verzeihung bat und mit feuchten Augen und zärtlichen Hände=

drücken sich die besten Zusagen machte. Aber aus diesen Versöhnungen erwuchs keine Verständigung: man fand nicht die Linie des richtigen Ausgleiches. Im Wesentlichen blieb es beim Alten, ja es wurde vielmehr schlimmer als vorher.

Die junge Frau sagte sich eines Tages: „Adolph hat mich betrogen — ja, fürwahr, betrogen! Er liebt seine Bücher mehr als mich! Er lebt ganz in seinem Ehrgeiz. Wie glücklich hab' ich ihn sonst machen können! Jetzt, obwol ich noch dieselbe bin, bin ich nichts mehr für ihn! Er kümmert sich nicht um mich, er verlangt nicht nach mir — er liebt mich nicht mehr! Es ist aus! Alle die schönen Reden und Verheißungen sind Täuschungen — ja, die Liebe selber, die er gezeigt hat, ist nur Schein gewesen. Ich, die ihm Alles war, bin ihm eine Nebensache geworden, die für den Herrn zu sorgen hat und die ihm zur Unterhaltung dient — wann es ihm gefällig ist. Wie ganz, ganz anders ist es geworden, als ich mir's vorgestellt habe!"

Thränen traten in ihre Augen, aber ein Trotz erfüllte ihr Herz. Sie sah in dem Gatten einen Uebelthäter, der Züchtigung verdiente, und süß erschien ihr der Gedanke, ihn für sein Vergehen zu strafen und sich zu rächen.

Unser Ehepaar war in der glücklichen Zeit

Abends entweder zu Hause geblieben oder es hatte zusammen Besuche gemacht. Dies war die Regel. Auch in der letzten Zeit — von den Geschäftsgängen der Hausfrau und gelegentlichem Vorsprechen bei Freundinnen abgesehen — hatte man es so gepflogen. Wenn Adolph das Mitgehen ablehnte, war die Gattin zu Hause geblieben. Jetzt dachte sie daran, die Unterhaltung, welche der Mann ihr weigerte, für sich selber auswärts zu suchen.

Sie hatte das Haus ihrer Eltern, und sie konnte Einladungen annehmen zu Verwandten und guten Bekannten. Dem Mann wollte sie vorschlagen, sie zu begleiten; wenn er sich sträubte, hatte sie das Recht, allein zu gehen oder ihn zu ersetzen durch einen ihrer Verwandten.

So that sie denn. Und Adolph, der eben an solchen Abenden eine dringende Arbeit zu haben pflegte, ließ sich nur sehr ausnahmsweise willig finden; in der Regel wünschte er ihr viel Vergnügen.

In gewissem Sinne fand sie dieses auch — mehr, als er's wünschen mochte.

Die schöne junge Frau war in Gesellschaft begreiflicherweise ein Ziel der Wünsche und galanter Aufmerksamkeiten. Die Beweise der Macht, die sie übte, erfüllten sie aber bald auch mit Genug-

thuung. Es that ihr wohl, die Freude eines Verehrers zu sehen, der sie unterhalten durfte, und sie lohnte die Artigkeiten, die man ihr spendete, mit froher Güte und lieblichem Lächeln. Was der Gemahl ihr unrechtmäßig entzog, das wurde ihr hier entgegengebracht — mit Freuden, in Fülle. Diese jüngeren und älteren Männer zeigten das angenehmste, wohlthuendste Bestreben, ihr gefällig zu sein. Durch freundliches Anschauen konnte sie Glückliche und die Glücklichen beneiden machen. Und hatte sie, die Beraubte, nicht das Recht, die Huldigungen anzunehmen, welche sie entschädigten?

Margarete war nicht streng, aber doch wohl erzogen und in Begriffen von Ehre und Sittsamkeit aufgewachsen. Ihr konnte eine Untreue gegen den Gatten auch nicht als Gedanke sich darstellen, und eine Leidenschaft, welche sie hätte überwältigen und zu einem Fehltritt hinreißen können, durfte man in ihr nicht annehmen. Allein sich von Huldigungen umgeben zu sehen, das schmeichelte ihr und ergötzte ihre Seele. Durch Schönheit und Anmuth herrschen ist süß, und reizend ist es, das Licht der frohen Empfindungen zu schauen, welches man durch sein bloßes Erscheinen auf die Züge ruft. Das echte Gefühl der Verehrung ist ein Geschenk, eine werthvolle Gabe, und es ist Pflicht,

dafür mit dem Blick der Güte zu danken. Und wenn Adolph das wahrnahm oder erfuhr — um so besser! Er sollte sehen, daß die Gefühle, die aus ihm geschwunden waren, in Anderen lebten. Er sollte sehen, wie sie das liebenswürdige Entgegenkommen belohnte. Er sollte eifersüchtig werden, ernstlich eifersüchtig, und das sollte seine Strafe sein.

Und freilich sah er es zuletzt und hörte es von guten Freunden, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihm aufs harmloseste mitzutheilen, wie der schönen Frau der Hof gemacht worden und wie vortrefflich sie sich dabei amüsirt habe. War er mit ihr in Gesellschaft, dann folgte sie einem Drange, das Spiel mit besonderem Nachdruck in Scene zu setzen und ihr Vergnügen dabei als das reinste erscheinen zu lassen. Adolph sah, daß die Sonne, die sich für ihn hinter Wolken verbarg, Anderen die lichtesten Strahlen zusendete, daß er, im Schatten stehend, übersehen und als gar nicht vorhanden angenommen wurde. Er fühlte Scham, Verdruß und Eifersucht — ernstliche Eifersucht!

Diese ließ er allerdings zunächst nicht merken, weder die Frau, noch die Gesellschaft. Er gab sich Mühe, ebenso vergnügt wie sie mit Anderen zu verkehren und auf dem Heimweg durch unbefan=

gene Artigkeiten ihr jeden Verdacht zu benehmen, als könnte er ihr zürnen. Aber der Unmuth, der in ihm erregt, der Geist der Prüfung, der in ihm aufgestachelt war, konnten nicht ohne Folgen bleiben.

In seinem Studirzimmer allein dachte er zurück an ihr früheres Benehmen als Mädchen; er ließ die Anschauungen und die Erfahrungen mit ihr an seinem Geiste vorüberziehen und beurtheilte sie vom Standpunkte seines jetzigen Mißgefühls. Da zeigte Margarete einen angebornen Hang zur Koketterie. Ihre Gefühle, wenn er es recht ansah, waren unbeständig, blieben auf der Oberfläche und neigten sich dem Scheine zu, welcher blendet.

„Ist es doch," rief er, „als ob eine gewisse Schönheit mit herzlicher Güte, festem Charakter und wahrem Seelenadel nicht vereinigt sein könnte. Mein Freund Paul kann sich gratuliren, daß er seine gräfliche Fee nicht zur Frau bekommen. Er hat das bessere Theil erwählt, oder vielmehr, das gütige Geschick hat es ihm zugeführt. Ich, der ich mir von Anfang an ein Weib wie Dorothea gewünscht habe, ich ließ mich blenden von dem Reize der glänzend Schönen — berücken und bestricken; ich wählte im Widerspruch mit meinen besseren Gedanken — und ich muß es nun büßen!"

Durch eine naheliegende Ideenverbindung kam ihm der Blick ins Gedächtniß, den in jenem Wirthsgarten Cousin Philipp auf Margarete gerichtet, und die Wirkung, die er auf sie geübt hatte. Ein Beben ging ihm durchs Herz. Er faßte die Tage, wo er mit dem Gegner um die Geliebte zu kämpfen schien, genau ins Auge, und ihm war, als ob er selber in der That nie mehr Geltung und Liebe gefunden hätte als Philipp. „Sie hat mich vorgezogen," sagte er sich; „aber nicht meiner Person wegen, sondern weil ich ein solider Gatte zu werden verhieß. Die Nachricht von dem glänzenden Examen hat auf sie gewirkt und ihr Herz zum Schmelzen gebracht. Ich habe," fuhr er nach einer Pause düsteren Nachdenkens fort, „mein Versprechen gehalten und verheiße ihr unvergleichlich mehr für die Zukunft. Und sie dankt mir's nicht! Sie will außer einem Mann, der über sie den Glanz der Ehre wirft, auch noch den Mignon — die Puppe, mit der sie tändeln kann. Ich soll der schaffende Geist und Gelehrte, der ihr ein gesichertes Loos bereitet, und zugleich der Müßiggänger sein, der ihrem Zeitvertreib dient und ihrer Eitelkeit schmeichelt; und da ich nur jenes bin, so kann ich nicht genügen!"

Eine Möglichkeit, die sich an den letzten Ge-

danken anschloß, stellte sich vor seine Seele; er fuhr zusammen. Aber gleich richtete er sich stolz wieder empor. „Bah!“ rief er mit einer verächtlich abweisenden Bewegung der Hand. „Es ist genug an dem, was ich erlebe!“

Der Zustand seiner Seele konnte sich auf die Länge vor Margarete nicht verbergen. Sie fühlte eine wahre Befriedigung darüber. „Sehr gut!“ rief sie. „Er hat, was er verdient! Und er soll noch mehr davon haben, bis er zur Einsicht gelangt.“

Sie leistete nun, was ein Weib leisten kann, die strafen zu müssen glaubt und des Mittels ihrer Justiz mit Neigung sich bedient.

Adolph ergrimmte. In mächtiger Aufregung erwog er die Lage und erkannte, daß Gleichgiltigkeit und Uebersehen nicht mehr am Platze seien, daß er die Sache mit ihr bereden müsse.

Eines Morgens — es war ein trüber, grauer Tag im Ausgang des Winters — begann er mit unverholener Ironie: „Du hast dich gestern, so viel ich bemerken konnte, wieder ausgezeichnet unterhalten!“

„O ja,“ erwiderte sie, den Pfeil ergreifend und zurücklenkend. „Man hat sich aber auch die lie-

benswürdigste Mühe gegeben, den Abend mir angenehm zu machen.“

„Und du würdigst das und verstehst entgegenzukommen!“ bemerkte der Gatte.

„Natürlich!“ erwiderte sie. „Es ist eine Ehre, die man mir anthut, und ich bin dafür dankbar.“

„Mit ganzer Seele!“ rief Jener. „Mit Wonne! Du dankst den Galanterien, die man dir sagt, mit wahrhaft entzückender Lieblichkeit!“

Margarete sah ihn an und lächelte zufrieden. „Bist du eifersüchtig?“ erwiderte sie.

Adolph, mit Ernst und Nachdruck, versetzte: „Nein; ich halte dich für eine Frau von Ehre und glaub' an dich unbedingt. Aber du hast Gewöhnungen an dir, die du dir abgewöhnen, jedenfalls sehr stark modificiren mußt. Es ist nicht genug, tugendhaft zu sein, man muß auch den Schein des Gegentheils meiden. Du geberdest dich aber, als ob es recht eigentlich deine Absicht wäre, diesen Schein dir zu geben. Dein Benehmen fällt auf! Man spricht davon.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Das bildest du dir wol ein!“ erwiderte sie.

„Davon,“ entgegnete er nachdrücklich, „hab' ich Beweise. Kennst du die Welt nicht? Die Welt urtheilt nach dem Schein, sie glaubt am liebsten

das Schlimmste, und wer einen gewissen Schein auf sich kommen läßt, der verliert seinen guten Ruf."

Aus dem schönen Auge ging ein ernstlicher Blick des Vorwurfs. „Das ist eine grobe Uebertreibung," rief sie, „wenn es mir gelten soll. Was thu' ich, das man übel auslegen könnte? Man ist liebenswürdig gegen mich, und ich bin freundlich, wie es meine Schuldigkeit ist. Ich kann doch auf die Artigkeiten, die man mir sagt, nicht mit Grobheiten antworten?"

„Aber du hast nicht nöthig, mit schmelzenden Blicken zu antworten."

„Das siehst du nur durch eine gewisse Brille, mein Freund! Es mag sein, daß mein Vergnügen über den schmeichelhaften Eifer der Anderen etwas lebhafter ist, seit mein Gemahl die schöne Tugend verlernt hat."

„Geh'!" rief Adolph unmuthig. „Du kennst meine Gesinnung!"

„Die Gesinnung allein, mein Freund, genügt nicht; man muß sie auch zeigen. Ich kann dir deine Lehre zurückgeben: man muß auch den Schein der Kälte und der verlornen Liebe meiden. Man muß gegen die Frau galant sein auch als Ehemann und als solcher erst recht keine Gelegenheit

versäumen, sie durch Aufmerksamkeiten zu erfreuen. Man muß eher an ihre Wünsche denken, als an die seinen. Kurz, man muß als Gemahl kein Despot und kein Egoist werden."

„Diese Ansprüche und Vorwürfe," entgegnete Adolph mit Schärfe, „klingen so unbillig, daß ich sie nur für Scherz halten kann. In der Ehe kann nur derjenige fortfahren, den Liebhaber zu spielen, der nichts zu thun hat, der Unfähige, der Tagedieb. Du hast einen solchen nicht zum Mann. Dein Mann hat eine Aufgabe, und ihr sich zu widmen, ist eine heilige Pflicht. Alles hat seine Zeit, meine Liebe: das Spiel — und der Ernst. Der Mann strebt nicht mehr nach Vergnügen, sondern nach Verdienst und Ehre; die Würde ist ihm das höhere Gut, und das soll sie auch der Frau, der Ehefrau — der «Hausehre» sein. Der häuslichen Arbeit und Sorge zu leben, den Mann in seiner Thätigkeit zu unterstützen, sie ihm bequem und leicht zu machen, das ist das schöne Ziel der Hausfrau — der bürgerlichen, der deutschen Hausfrau."

„Diese Reden alle," versetzte Margarete nach einem leichten Achselzucken, „beweisen nichts und können dich nicht entschuldigen. Der Mann, wenn er nur will, kann zwischen seinen Pflichten und der

Aufmerksamkeit gegen seine Frau, welches auch eine Pflicht ist, ganz gut einen Vergleich treffen. Das ist die schöne Aufgabe des Ehemannes. Wenn du mich liebtest, würdest du sie von selber erfüllen."

„Es ist geschehen," entgegnete Adolph, „und wird immer wieder geschehen. Aber wenn Vergnügen und Pflicht in Collision kommen, muß das Vergnügen weichen. Wir müssen die Pflicht vorziehen, auch wenn sie beschwerlich ist; das allein bildet uns und bringt uns vorwärts. Wenn du das noch nicht weißt und nicht kannst, dann mußt du's lernen."

„Professor!" erwiderte die Gattin nicht ohne ein bitteres Lächeln. „Ich sehe wol," fuhr sie fort, „um was es sich zwischen uns handelt. Du willst der Herr und ich soll die Dienerin sein. Du folgst deinen Neigungen nach deinem Gefallen und ich soll die meinen unterdrücken. Ich soll nichts verlangen und Alles erwarten, und wenn nichts eintrifft, geduldig sein und die Langeweile willkommen heißen. Aber das ist nicht meine Ansicht. Ich bin fest entschlossen, die Unterhaltung, die du mir versagst, in der Gesellschaft anzunehmen, die sie mir bietet und gerne bietet."

„Du willst mich also kränken und ärgern,“ rief der Gatte, „mit Fleiß?“

„Es kann dir gar nicht schaden,“ entgegnete sie, „wenn du dich ein wenig ärgerst.“

„Ich könnte mich aber viel ärgern,“ versetzte Jener streng, ja drohend, „viel mehr, als es dir lieb sein würde!“ Nach einem Moment fuhr er fort: „Margarete, ich warne dich! Man muß dem Anfang widerstehen. Manches fängt klein an, hört aber groß auf. Der erste Schritt drängt zum andern und dritten. Unschuldig beginnt's, unschuldig geht's fort — auf einmal sinkt man der Schuld in die Arme!“

Die Gattin sah ihn mit einem Blick des Unwillens an. „Willst du mich beleidigen?“ rief sie mit gerötheter Wange.

„Ich mache dich nur darauf aufmerksam,“ entgegnete der Mann, „was in der Natur der Dinge liegt und was manchem Weibe, das seiner selbst auch völlig sicher war, schon begegnet ist.“

„Du kennst deine Frau nicht,“ rief Margarete mit allem Stolz der Gerechtigkeit. „Ich weiß, was ich thue, und ich weiß ebenso gut, wie weit ich gehen kann. Mach dir keinen Kummer um mich. Die Sorge für meine Ehre übernehm' ich schon selbst.“ Sie schwieg und nickte für sich. „Das ist

gut," fuhr sie fort. „Erst seine Frau vernachlässigen und ihr dann die harmloseste Unterhaltung, die sie sich verschafft, weil sie dazu genöthigt ist, als Verbrechen anrechnen! Man muß gestehen, mir ist ein glückliches Loos gefallen!"

Ihre Augen waren feucht geworden, ihre Mienen waren die einer tief Gekränkten.

„Höre," rief Adolph mit Ernst, „lege mir keine Absicht unter, die ich nicht hatte und nicht habe!"

Die Frau ließ das Haupt sinken, eine Thräne rann über ihre Wange. Rasch erhob sie sich; Adolph desgleichen.

„Margarete," rief er mit einem Tone der Schonung, aber auch eben so nachdrücklich, „sei klug! Die Auseinandersetzung, die wir heute mit einander gehabt haben, war unvermeidlich; zum Schmollen soll sie mir aber nicht führen. Ich werde dies meinerseits vermeiden und erwarte es auch von dir. Was ich gesagt habe, war mir abgenöthigt; ich empfehle es dir zu ruhiger Ueberlegung. Und nun wünsch' ich dir guten Morgen."

III.

Durch den Schluß des ernsthaften Gesprächs war der äußerlichen Spannung zwischen den Eheleuten begegnet, aber nicht der innerlichen. Man sprach mit einander, was man zu sprechen hatte; allein das von einem instinctmäßigen Wunsche der Versöhnung eingegebene Wort hatte nicht den Naturklang des Herzens.

An den folgenden Tagen hatte es gleichwohl den Anschein, als ob sie sich verständigen würden. Margarete blieb zu Hause, und Adolph, der hierin ein stillschweigendes Entgegenkommen sah, kam von seinem Studirzimmer und leistete ihr Gesellschaft. Sein Herz war durch das Zugeständniß erfreut, gerührt, und es gelang ihm, wieder den warmen, frohen Ton des Liebhabers anzustimmen. Margarete, gutmüthig, erregt, ging lächelnd, anmuthig, ja zärtlich darauf ein. Es waren schöne Momente für Beide. Als aber Adolph seine Gefälligkeit einige-

male wiederholt hatte, blieb er das nächstemal bei der Arbeit und wiederholte auch dieses. Und Margarete, als sie den dritten Abend sich allein sah, ging wieder aus. Jedes nahm dem andern seinen Rückfall höchlich übel und beharrte dafür umsomehr in dem seinen. In Kurzem war Alles wieder beim Alten und die Gesellschaft, welche Margarete sehr ungern vermißt hätte, nannte sie wieder die Ihrige.

Der Streit, den Zwei mit einander führen, endet darum so schwer in Frieden, weil jedes nicht nur Recht zu haben, sondern auch siegen und das andere bezwingen zu müssen glaubt. Jedes trachtet nach dem Frieden, der aus der Unterwerfung des Gegners hervorgeht, und so bleibt es beim Kampf.

Adolph's Herz erfüllte sich mit Unmuth und tiefer Bekümmerniß. Als er eines Tages im Studirzimmer saß, blieb das aufgeschlagene Buch unbeachtet — sein Geist war versenkt in die verhängnißvolle Situation, in den Conflict mit der Gattin. Traurig starrte er auf den Tisch. „Was hab' ich in der Ehe mit der schönen und geliebten Jungfrau erwartet," rief er aus, „und was ist mir geworden! Alles winkte mir, Alles! Die reichsten Freuden, das innigste Zusammenleben, zärtliche Liebe! Und dazu Behagen, Verabschiedung alles Zagens und

Bangens, siegender sonniger Humor. Und ich hab' das Alles eine zeitlang gehabt und war glücklich über Alles! Auf einmal ist der böse Feind gekommen und hat mein Eden zerstört. Was ich nicht für möglich gehalten habe — es ist gelungen!

„Margarete ist nur ein Weib für das sorglose Dasein des goldenen Zeitalters, nicht für den Ernst des Lebens. Sie will sich nur freuen und in leichtem Zeitvertreib den Tag verbringen. Die Ehre, die aus der Entsagung und dem Opfer aufblüht, und die Schönheit dieser Ehre kennt sie nicht. Sie setzt ihre Ehre darein, ihren Kopf zu behaupten.

„Nicht zu glauben! Die Geliebte zur Frau haben, das untadelig schöne, frische, reizende Weib — und nicht glücklich sein! Beneidet zu werden — und nicht glücklich sein!

„Und ich kann's nicht ändern! Ich darf nicht! Meine Aufgabe ist, sie zu erziehen, den Charakter, der unentwickelt in ihr liegt, hervorzubilden und festmachen zu helfen. Nachgeben von meiner Seite würde sie nur verderben.

„Ist Alles Täuschung in dieser Welt? Soll die sehnende, glaubende Hoffnung immer beschämt werden? Soll die Erfüllung, statt ihr zu gleichen, immer nur ihr Zerrbild sein? Man sieht sie, die Blühende, Strahlende — und das schönste Glück

ist's, einen freundlichen Blick von ihr zu erhalten. Man erhält ihn — und, entzückt und entflammt, will und erstrebt man ihre Liebe, das Geständniß ihrer Liebe! Und man erlangt auch dies; die Geliebte wird Verlobte — und die Welt ist unser! Aber in Wahrheit sind wir vielmehr der Welt; die Welt gebietet, die Welt und die Zeit, und in ihr welken, schneller als man's ahnen konnte, die schönsten Blüthen dahin. Allein das, wozu alles nur Vorspiel ist, steht ja noch aus. Das Ziel! Das Glück am Ziel! Und dieses Glück muß vollkommen, unerschöpflich sein, weil mit ihm Alles geboten und alles Gebotene heilig ist. Diese Zuversicht ist aber eben noch der größte Selbstbetrug! Die Enttäuschung ist tragisch!"

Niedergedrückt von dieser Vorstellung, schwieg er. Dann setzte er hinzu: „Wäre sie wie Dorothea, die Enttäuschung wäre nicht erfolgt. Wir würden glücklich sein!"

Er konnte das sagen. Dorothea würde ihn behandelt haben, wie er's erheischte, und die Ehe wäre eine gute, ja freudenreiche geworden. Aber Paul, hätte ihm das Geschick Margarete zur Frau gegeben, würde nicht minder ihre Neigungen ergriffen und gelenkt, ihre Seele an sich gekettet und

sie zum frohen Weibe gemacht haben: und das sagte der Freund sich nicht!

An dem Zerwürfniß ihrer Ehe waren aber nicht nur die beiden Gatten schuld; auch das Schicksal trug sein schwerwiegendes Theil dazu bei. Margarete schenkte dem Manne keine Kinder. Paul konnte dem Freunde noch im ersten Jahre seiner Verheirathung in einem glückseligen Schreiben melden, daß Dorothea ihm einen Sohn geboren habe. Adolph, nach beinahe zweijähriger Ehe, hatte dazu nicht einmal Aussicht, und er quälte sich nun auch mit dem Gedanken, seine Ehe würde überhaupt kinderlos bleiben.

Eine Ehe ohne den Kindersegen hat manchmal zur Folge, daß die Gatten um so inniger sich aneinander anschließen und sich geistig in Eins leben. Aber die schöne und gesuchte Frau, die nicht Mutter wird, hat nur einen Grund mehr, das öde Haus zu fliehen und die Zerstreuung des geselligen Lebens anzunehmen. Und der gelehrte, denkeifrige Gatte, wenn ihm Vaterglück nicht das Herz erfüllt, hat einen Grund mehr, sich in Studien zu vertiefen und sich den Ersatz zu schaffen durch lohnende Anstrengungen des Geistes.

Im dritten Jahre wich unvermuthet noch eine Schranke, welche dem Vollzug der Geschicke unseres

Paares entgegengestanden. Der Director wurde an einen höheren Posten in einer entfernten Stadt versetzt. Er und seine Gattin, als das Mißverständniß der Kinder sich ihnen nicht mehr verbergen konnte, hatten mahnende und begütigende Worte an beide gerichtet, und beide hatten vor ihnen Scheu getragen und sich Mühe gegeben, nach Außen den Schein eines guten Vernehmens zu erhalten. Auch dieser Rücksicht waren sie nun enthoben.

Eine Zeit nach der Entfernung der Eltern sah es aus, als ob die jungen Eheleute sich über die Art, wie jedes den Tag verbringen sollte, geeinigt hätten. Adolph, während er meist für sich lebte, ließ Margarete ihre Muße gebrauchen, wie es ihr gefiel. Er hatte aber dabei eine Absicht: er wollte auch dieses Mittel prüfen. Das Unverbotene (so nahm er an und so hoffte er) konnte seinen Reiz verlieren, die Leerheit des alltäglichen Treibens konnte sich ihr fühlbar machen, und sie konnte von selber zu ihm zurückkehren. Er nahm sich vor, ihr dann mit aller Güte entgegenzukommen und sich ihr mehr zu widmen als bisher.

Dieses letzte Mittel hatte aber nicht den gewünschten Erfolg. Das Erlaubte schien der jungen Frau ebenso zu behagen, wie das Beanstandete, und die Leerheit des geselligen Verkehrs (die freilich

auch nicht so groß war, als Adolph annahm) schien sich ihr gar nicht bemerklich zu machen. Im Gegentheil, sie wurde diese Art von Unterhaltung immer mehr gewohnt, der Umgang mit Anderen schien ihr ein Lebensbedürfniß geworden. War es ihr Ernst? Hatte sie in ihrem Innern keinen geheimsten Gedanken? Dem Gatten zeigte sie ein ruhig zufriedenes Gesicht, und das nahm ihr dieser noch am meisten übel. Kinderlos — ohne die trauten Freuden der Häuslichkeit — ohne bildende Beschäftigung und Interessen: und vergnügt, befriedigt! Das verräth eine oberflächliche, eitle, weltliche Seele: die Seele des gewöhnlich schönen, gefallsüchtigen — gefallenden Weibes! — Die Hoffnung schwand aus seiner Seele fast ganz.

Eines Tages, als er über die Straße ging, trat ihm sehr überraschend sein alter Freund Heinrich entgegen. Dieser war hier, sich um die Stelle eines Concipienten beim ersten Advocaten der Stadt zu bewerben, indem er dann sobald als möglich selbst ein solcher zu werden hoffte. Vorsichtig (denn er hatte gehört, daß der Freund mit seiner Frau nicht glücklich lebe) fragte er ihn, wie's ihm gehe. Adolph entgegnete: „Ich bin zufrieden. Meine Zuhörer mehren sich und sind eifrig — es ist eine Freude, ihnen zu dociren. In meinem Hause frei-

lich entbehr' ich etwas: meine Frau schenkt mir keine Kinder!" Heinrich, der froh war, nichts Uebleres zu hören, versetzte: „Das hat gute Wege. Wie lange bist du denn verheiratet? Geh', du brauchst noch nicht zu verzagen." Und scherzhaft setzte er hinzu: „Zacharias hat noch länger gewartet."

Adolph, erheitert, schüttelte dem Freunde die Hand.

Wenn er gegen Heinrich nicht sogleich bekannte, so begreift sich das. Aber er hatte bis jetzt auch zurückgehalten gegen Paul. Dieser hatte zwar aus den erwähnten Briefen sein Ungenügen, seine Freudlosigkeit herausempfunden; als er aber, wie theilnehmend und schonend immer, sich nach den Ursachen erkundigte, fühlte Adolph eine Scham, seine Enttäuschung einzugestehen und seine immer noch geliebte Frau bloßzugeben. Indem er das Glück des Freundes, Vater geworden zu sein, mit herzlichem Antheil pries, kam er wiederholt darauf zurück, daß ihm dasselbe versagt bleiben wolle, und gab sich mithin den Anschein, als ob hierin allein der Grund seiner Verstimmung liege.

Ein paar Tage darauf kam er wieder mit Heinrich zusammen. Dieser berichtete froh, daß er die Stelle erhalten und bald hierher übersiedeln werde. Er kannte durch Adolph auch die Erfolge

Paul's und sagte nun behaglich: „Wir Schulkameraden kommen vorwärts! Was glaubst du? Sogar von Philipp hab' ich etwas Gutes gehört. Er hat sich in Algerien ausgezeichnet und ist Officier geworden."

Adolph, durch die Nachricht überrascht, blieb einen Moment stumm, dann sagte er: „Dafür ist er geschaffen und das kann er." Lächelnd setzte er hinzu: „Gönnen wir ihn den Franzosen — und möge er bei ihnen General werden."

Heinrich schüttelte den Kopf. „Das ist, wie mir sein Vetter gesagt hat, nicht seine Meinung. Er will sich eine zeitlang herumschlagen und sich vervollkommnen, dann aber ins Vaterland zurückkehren, wo er mit seiner Fertigkeit in der Kunst bald an- und hinaufzukommen hofft. Er kann früher wieder da sein, als man's denkt."

Adolph stand ernst und beinahe verlegen. Seine Phantasie hatte ihm den Gegner (denn das blieb er für ihn) nach der Wiederkehr vorgestellt, und vermöge jenes dämonischen Zuges, welchem gewisse Geister ausgesetzt sind, hatte er ihn vor Augen, wie er ihn aufsuchte und seiner Base Margarete den Hof machte. Mit Mühe zwang er sich zu einem nachträglichen Lächeln und sagte: „Möge

es ihm dort oder auch hier nach Verdienst ergehen!"

Das Schicksal, wenn uns die Einbildungskraft durch eine bloße Vorstellung ein peinliches Gefühl eingeflößt hat, bringt uns nicht selten in die Lage, daß wir mit Beschämung darauf zurücksehen. Einige Wochen später traf Adolph zufällig mit einem alten Corpsbruder zusammen. Er brachte die Rede nun selbst auf den ehemaligen Consenior und wie es ihm, nachdem er das richtige Metier ergriffen habe, glücke und eine schöne Laufbahn ihm eröffnet sei. Der Andere schüttelte den Kopf. „Seine Carrière," entgegnete er, „hat schnell ein Ende genommen. Philipp ist in einem Treffen tödtlich verwundet worden und im Lazareth gestorben."

„Ist das sicher?"

„Ich hab's als gewiß gehört," erwiderte Jener, „von seiner leiblichen Tante. Es ist schade um ihn — er war doch ein ganzer Kerl. Ihn den Hieber schwingen zu sehen, war eine Lust. Von uns allen hat ihm keiner angekonnt, er war und blieb der Meister. Aber was hilft das alles gegen eine perfide Kugel!"

Als der Andere sich verabschiedete, ging Adolph langsam nach Hause. Ein dunkler Punkt, der sich immer wieder vor seine Seele gestellt hatte, war

zerflossen; er konnte nicht umhin, eine gewisse Genugthuung zu empfinden.

Zwar tadelte er sich darum. Er warf sich Selbstsucht vor, nannte sein Gefühl ein Unrecht und unterdrückte es. Aber es glückte ihm nicht ganz und nicht auf die Länge."

Konnte er nicht von sich abhalten, was er tadeln mußte, so fühlte er umsomehr einen Drang, Gutes zu thun — Jemand entgegenzukommen, gegen Jemanden großmüthig zu sein. Er traf — es war gegen Abend — Margarete zu Hause. Alle Liebe und Güte und alles Vertrauen, welches jemals in seiner Seele gelebt, erhob sich wieder in ihm wie durch ein Wunder. Als ob niemals ein Mißgefühl zwischen ihnen bestanden hätte, grüßte er sie mit dem Tone froher Herzlichkeit, mit der eigenthümlichen Unbefangenheit der wahren Güte. Sie, von seiner Miene und dem Klang der Worte getroffen, sah ihn an. Er trat zu ihr, nahm sie bei der Hand und sagte: „Margarete, ich freue mich, dich zu Hause zu treffen. Geh'! — wir sind thöricht alle beide."

Eine Röthe flog über ihre Wangen. Sie blickte fragend, aber ahnend, was kommen werde.

„Warum leben wir gespannt?" fuhr der Gatte fort. „Warum suchen wir uns nicht auf? Warum

haben wir nicht Vertrauen zu einander? Und, wenn etwas zwischen uns getreten ist, warum verständigen wir uns nicht und entfernen es? Warum versäumen wir, uns gegenseitig zu erfreuen, und haben fast ein Bestreben, uns Verdruß zu machen und uns wehe zu thun? — Das ist es doch wahrlich nicht, was wir einander versprochen haben!"

Die Frau war ernst geworden. „Nein!" entgegnete sie. „Aber," fuhr sie mit einem Aufblick fort, der einen Tadel ausdrückte, „wer ist schuld daran?"

Adolph lächelte gutmüthig. „Du scheinst geneigt," erwiderte er, „mir die Schuld allein — jedenfalls die Hauptschuld beizumessen?"

„Darin irrst du nicht," versetzte die Gattin. „Das ist wirklich meine Meinung."

„Und ich gebe dir Recht!" erwiderte er. „Ich trage die Schuld — ich will's gestehen!"

„Ah!" rief Margarethe — erfreut, aber zugleich verwundert und ein wenig betreten.

„Ich hab' den ersten Fehler gemacht," fuhr der Gatte fort, „darum bin ich schuld. Was willst du? Wenn man sich auf das Denken, Studiren und Schaffen einläßt, wird man davon gepackt und fortgerissen; man kann nicht mehr loskommen. Aber dann ist's eben eine Manie wie eine andere und

man muß ihr entgegentreten. Man muß den Strom fassen und eindämmen, damit er zwischen festen Ufern dahinlaufe. Der gelehrte Gatte," fügte er mit liebenswürdigem Lächeln hinzu, „muß auch an seine Frau denken!"

„Ei!" rief sie, nicht ohne einen gewissen Triumph, „das ist dir so auf einmal gekommen? Nachdem du es so lange vergessen hattest!"

„Lassen wir's!" entgegnete Adolph mit einem unwillkürlichen Blick der Rüge. Herzlicher setzte er hinzu: „Es ist noch nicht zu spät."

„Gottlob — nein!" rief Margarete. „Und wenn du dabei bleibst —"

„Das ist mein Wille!"

„Dann," entgegnete sie mit einem Lächeln, scherzend, „will ich dich wieder zu Gnaden annehmen."

„Und wirst dann," fuhr der Gatte fragend fort, „auch von deiner Seite etwas für mich thun? Wirst mir dein Vertrauen, dein Herz, deine Liebe wieder schenken?"

Margarete, gerührt, mit dem glänzenden Blick einer unerwartet Glücklichen, Triumphirenden, rief: „Alles, Alles sollst du wieder haben! Du willst dich also wieder um mich bekümmern?"

„Ich will dich," entgegnete Adolph, „unterhal-

ten, so viel und so gut ich's kann. Wo ich's nicht allein im Stande bin, will ich Andere zu Hilfe rufen. Ich will dich in Gesellschaft führen, und wir wollen unsere Freunde auch öfter, als es bisher geschehen ist, in unserm Hause sehen. Ich vertraue dir, ich baue unbedingt auf dich, weil ich dich liebe!"

Die junge Frau stand in tiefer, innigfroher Bewegung. Dann breitete sie ihre Arme aus, fiel dem Gatten um den Hals, zog ihn an ihre Brust und küßte ihn unter den zärtlichsten Benennungen.

Er, mit feuchten Augen, rief: „Du bist meine liebe Margarete! Die Scheidewand, die unsere Seelen trennte, ist gefallen! Gott sei's gedankt!"

IV.

Im Leben würde Vieles anders und besser sein, wenn der natürliche Hang so leicht zu besiegen wäre, wie man's in gewissen Momenten sich vorstellt. Aber dieser Hang ist eben das an uns, was nicht wir selber sind: das Gegebene, das instinctmäßig immer wieder sich Genügende und darum stets wieder zu Bekämpfende! Wir glauben ihn in unsere Macht bekommen zu haben und lenken zu können, wir haben ihn aber bestenfalls nur modificirt, und wenn er zunächst unserm Willen sich fügt, so wird er bald wieder mit Ansprüchen hervortreten und nicht ruhen, bis er sie durchsetzt.

Unsere Eheleute, nach ihrer Versöhnung, lebten eine Art wiedererstandener Flitterwochen. Adolph hielt sein Wort und schenkte der Gattin und seiner eigenen Erholung Stunden des Tages. Und Margarete, ihres Sieges genießend, war erkenntlich, blieb zu Hause und ging nur mit dem Gatten

aus. In der trauten Stube, wenn sich ihnen der Stoff des Gespräches erschöpft hatte, las man sich abwechselnd vor. Adolph bequemte sich, von neuern belletristischen Werken, zumal von Erzählungen, genauere Kenntniß zu nehmen, als er's bis dahin gepflogen. War dies für einen Mann, der so ganz in seiner Wissenschaft lebte, ein Opfer, so brachte er's doch ohne allzu große Beschwerde und überzeugte sich, daß es nicht nur für Margarete, sondern auch für ihn selber eine ganz nützliche Beschäftigung wäre.

In Gesellschaft, wenn sie zusammen erschienen, zog ihre Harmonie die behagliche Aufmerksamkeit der Guten auf sich, während dieser und jener Verehrer der schönen Frau ein etwas verlegenes Lächeln in ein spöttisches zu wandeln strebte. Adolph besaß jedoch zu viel Tact, um sich nicht von ihr zurückzuziehen und die Gattin Anderen zu überlassen. Das hatte aber alles jetzt einen anderen Charakter. Margarete, zierliche Dinge hörend, lächelte freundlich und antwortete scherzend, konnte sich aber mitten im Discurs nach ihrem Manne umschauen, um, wenn er zufällig hersah, mit ihm einen frohen Blick zu tauschen. Wenn sie ihn allein sah, ging sie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und drückte sie mit einem Lächeln, das

ihm sagte: „Du bist mein Liebster!“ Ein älterer Herr, der einmal Zeuge einer solchen Scene war, nickte würdig Beifall und sagte zu dem Paare: „Das sieht man gerne, wenn Eheleute nach Jahren sich noch anschauen wie zwei Verliebte!“

Im Laufe des Winters gaben sie selber zwei größere Gesellschaften — die letzte zu Ehren des anwesenden Vaters Hartlieb. Die junge Frau machte die Wirthin mit großer Anmuth, und Adolph stand ihr mit Eifer und Freude bei. Während die Gäste sich amüsirten, schöpfte der Vater die beruhigende Ueberzeugung, daß die guten Geister in seinen Kindern die Oberhand erlangt hatten, und er sagte zu Adolph: „Ich sehe heute frohe Mienen ringsum; aber zwei davon freuen mich ganz besonders!“ Adolph, ihm die Hand drückend, erwiderte mit einem zärtlichen, etwas beschämten Lächeln: „Wir haben uns verständigt.“

Schon im Ausgang des Winters mußten aber die Ehegatten erfahren, daß ihre Zufriedenheit wieder gesunken sei: es zeigte sich an beiden eine gewisse Ermüdung. Sie hatten redlich ihr Wort gehalten und ausgehalten; aber der Lohn des Genügens war ihnen doch nicht zu Theil geworden Beide machten eben höhere und feinere Ansprüche, als daß sie hätten vorlieb nehmen können mit dem,

was der Tag ihnen bot; auf der andern Seite, bei aller Begabung, waren sie nicht geartet, des geistigen und gemüthlichen Zusammenlebens fähig zu werden, das in seiner Innigkeit für das mangelnde Elternglück einen Ersatz bietet. Sie bedurften dieses Glückes – und es blieb ihnen versagt. Unter solchen Verhältnissen gewannen die Unterhaltungen zwischen beiden nach und nach ein Aussehen des Verbrauchten; die Fortsetzung erheischte eine gewisse pflichtmäßige Anstrengung. Wer sich aber angestrengt hat, der trachtet wieder nach Erholung, und diese besteht eben in der Befriedigung des angebornen Hanges. Nach einiger Zeit finden wir Adolph wieder bei seinen Büchern und Margarete wieder in Gesellschaften, wohin der Gatte sie nicht begleitet hatte.

Freilich war's nun anders als früher und besser! Beide nahmen die Dinge leichter und sich die auseinandergehenden Neigungen um Vieles weniger übel. Die Zeit hatte sie geklärt. Nicht nur hatten sie mehr Welt angenommen und konnten sich mehr nachsehen — jedes sorgte auch dafür, daß die Befriedigung seiner Wünsche nicht über eine gewisse Grenze ging. Und so führten sie zusammen eine Existenz, wie gar manches Ehepaar. Sie fügten sich ins Unvermeidliche und freuten sich der

schönen Momente, die im Leben ebenso wiederkehren, wie die minder angenehmen. Und wenn der schönen weniger sind, als der unerfreulichen und unlieben: alle gehen zuletzt vorüber!

In den Briefen an Paul hatte Adolph mit Bedacht schon länger einen leichten, humoristischen Ton angeschlagen. Als Jener ihm die Geburt eines Töchterleins meldete, gratulirte er mit der herzlichen Theilnahme eines wahren Freundes; dann fuhr er fort: „Bei uns stehen sie noch immer aus, Knäblein wie Mägdelein. Mutter Natur ist uns nicht hold gesinnt. Vielleicht aber doch! Wenn man jahrelang vergeblich wartet, macht man sich mit dem Gedanken, einsam oder vielmehr zweisam zu bleiben, vertraut und denkt daran, den Bau seines Lebensglückes ohne jenes schönste Material auszuführen. Allein die Hoffnung gibt man freilich nie ganz auf, gefällt sich im Gegentheil darin, den Mächten, die unser Schicksal weben, eine eigen feine Absicht zuzutrauen. Erkennt man die Götter nicht an „gesparten, lange und weise zugerichteten Geschenken"? Vielleicht erwägen sie bei mir gnädig die Revenuen eines extraordinären Professors und behalten sich vor, erst zu dem Einkommen des ordentlichen die Nachkommen zu spenden. Befruchten wir also die Köpfe der Zuhörer und produciren

wir Bücher — und harren wir geduldig und gläubig, daß zu der stattlichen Unterlage vielleicht das Ersehnteste, das Beste kommt. Wenn uns dieses aber versagt bleibt, verdienen wir es, dann können wir es entbehren."

Paul hütete sich wohl, dem Freunde unter diesen Verhältnissen das häusliche Glück auszumalen, dessen er sich erfreute. Mit der Lust an den Kleinen kommen auch neue Arbeiten und Sorgen; wenn diese heilig sind, so haben sie doch für die Eltern, zumal für die Mutter, des Beschwerlichen genug, und eben diejenigen, die sich ihnen am treuesten widmen, sind am wenigsten geneigt, zu Anderen darüber viele Worte zu machen. Unsern glücklichen Vater kam es nicht hart an, gegen Adolph über sein häusliches Leben kurz und ruhig hinwegzugehen. Dafür sendete er ihm die Abhandlungen, in denen er sein „System" vorbereitete und skizzirte, und füllte seine Briefe mit Erläuterungen. Adolph machte ihm das Gegengeschenk seines zweiten Buches, welches dem ersten sich anschloß; so hatten die Freunde Stoff genug zu schriftlichen Unterhaltungen, welche sie über das unmittelbare Leben in die stets erfreuenden und tröstenden Regionen des Geistes führten.

Gelegentlich hatte Adolph dem Philosophen auch

die an ihn gelangten Nachrichten über Philipp mitgetheilt. In einem Briefe, den er im Laufe des Frühjahrs erhielt, kam Paul darauf zurück und schrieb unter anderm: „Mein Bedauern über das Ende Philipp's wirst du nicht besonders lebhaft verlangen, zumal wir darüber noch keineswegs Brief und Siegel haben. Hier bei uns ging ein Gerücht: der Abenteurer habe einen schlechten Streich gemacht, der ihm endlich einmal übel ausgeschlagen sei. Eine Kugel, aber nicht auf dem Felde der Ehre, habe ihn erreicht und niedergestreckt, und er befinde sich zwischen Leben und Sterben. Derjenige, der mir dies vom Hörensagen mittheilte, kannte ihn auch aus früherer Zeit und fügte hinzu: Wenn er davonkommt, wird wol das deutsche Vaterland wieder die Ehre haben, ihn zu besitzen. Unter der Voraussetzung des schlechten Streiches hat das auch alle Wahrscheinlichkeit für sich."

Durch diese Notiz wurde Adolph in eine sonderbare Aufregung versetzt. Unmittelbar nach der Lectüre sagte er sich: „Es ist nicht zu Ende mit ihm — der Mensch hat ein Sprichwort für sich!" Und was blos möglich war, behandelte seine Phantasie sogleich wieder als eine Wirklichkeit. Er stellte sich den Widersacher vor, wie er heimkehrte und

ihn aufsuchte. Und aufs ernstlichste ging er mit sich zu Rathe. „Wie mach' ich's, um die Reinheit meines Hauses vor diesem Flecken zu wahren? Die Verwandtschaft und alte Bekanntschaft mit meiner Frau berechtigen ihn zum Besuch. Wenn er einmal da ist, wird er aus guten Gründen nicht mehr gehen. Er ist die Anmaßung in Person und wird nicht weichen, außer der Gewalt. Wie soll ich —?" Kein wirksames Gegenmittel entdeckend, fühlte er sich in der Nothwendigkeit, den Verhaßten dulden oder sich davon befreien zu müssen durch einen widerlichen Scandal — und ein unmuthsvoller Ausruf entfuhr ihm.

Die ruhige Betrachtung kehrte wieder und behielt die Oberhand. Aber ganz konnte er sein Gefühl nicht loswerden. Es war ihm, als ob seine Geschicke sich noch nicht erfüllt hätten — ein Verhängniß schwebte über seinem Haupte. Zuweilen empfand er eine unerklärliche Unruhe. Einmal, als er nach Tische brütend vor sich hinstarrte, fragte ihn die Frau besorgt, was er habe? Er schaute auf wie ein Erwachender und sagte nach einigem Besinnen lächelnd: „Ein dummer Gedanke ist mir durch den Kopf gegangen. Senden wir ihn wieder dahin, woher er gekommen ist: zum Teufel!"

An einem schönen Vormittag im Sommer ging

er von der Universität, wo er zwei Stunden gelesen hatte, nach Hause. Er fühlte sich müde und trachtete heimzukommen; das Sofa und später das Mittagsessen waren ihm angenehme Vorstellungen. In seiner Seele herrschte Vergnügen. Die Zuhörer hatten sich in einer für das Sommersemester ermuthigenden Anzahl eingefunden und hielten aus; ihn beschäftigte der Gedanke, daß er auf Grund seines Lehr-Erfolges und des rühmlichen Namens, den ihm sein zweites Buch gemacht hatte, einen Angriff auf die ordentliche Professur unternehmen könnte; und in die Möglichkeit, welche sich ihm viel gefälliger darstellte, als sie in der That war, sich vertiefend, schlenderte er wie träumend auf dem Trottoir hin. Der Ecke zugehend, um die er in seine Straße zu biegen hatte, sah er auf und umher — eine Gestalt, welche sich jenseits des Fahrweges heraufbewegte, traf seinen Blick. Er folgte ihr mit starrendem Auge — es war keine Täuschung! Auf jener Seite, etwa fünfzig Schritte hinter ihm, ging sein alter Widersacher Philipp — Philipp Stürzer.

Diese Verwirklichung eines Phantasiebildes, das ihn schon wiederholt beunruhigt hatte, warf ihn in eine unglaubliche Aufregung. Er hatte sich mit den Folgen dieser Wiederkehr schon allzu vertraut

gemacht, als daß sich ihm jetzt nicht alle hätten darstellen sollen. Die Hölle hatte ihm den Feind seiner Ruhe zurückgesendet — Alles war möglich! Dort ging er — in Gedanken — nicht ahnend, daß ihm der alte Gegenstand des Neides und der Verfolgung so nahe stehe!

Unwillkürlich setzte sich der Stehengebliebene wieder in Bewegung, um den Ankömmling wenigstens nicht sogleich sehen und sprechen zu müssen. Aber dieser hatte aufgeschaut und ihn erkannt. „Ritter! Freund Ritter!" rief er im Tone großer Ueberraschung und eilte über die Straße. Adolph mußte Stand halten, und er benützte die wenigen Secunden, um sich zu fassen.

Philipp, als er gegen ihn hertrat, bot ihm einen auffallenden Anblick. Er war nicht nur sonnverbrannter und brauner, sondern auch viel magerer geworden und sah mit den entsprechenden Furchen im Gesicht entschieden älter aus als seine Jahre. In dunkelgrünem Rock, grauen Hosen und grauem Sommerhut glich er einem Forstmann oder Officier in Civil; aber Hut, Hosen und Rock, wenn auch reinlich gebürstet, waren ungewöhnlich verbraucht. Die ganze Gestalt machte den Eindruck eines ökonomisch, physisch und moralisch Heruntergekommenen.

Adolph begrüßend, zeigte er eine wirkliche, ungeheuchelte Freude. „Endlich," rief er, „das Gesicht eines Freundes! Wie geht's dir, alter Kumpan? Ich bin seit gestern hier und hab' noch keine bekannte Seele getroffen. Daß ich dich wieder seh', nehm' ich für ein gutes Zeichen. Ach!" setzte er mit einem eigenen empfindsamen Ton hinzu, „du glaubst nicht, wie wohl es einem thut, nach so langer Abwesenheit und so mancher unangenehmen Erfahrung da draußen wieder ein gutes, aufrichtiges deutsches Gesicht zu sehen. Es geht doch nichts über Jugendfreundschaft!" Und mit einer Vertraulichkeit, welche auf das widersprechende Gefühl des damit Beehrten einen äußerst fatalen Eindruck macht — mit der Zärtlichkeit, wie sie der gedemüthigten Hoffart eigen zu sein pflegt, legte er seinen Arm um die Schulter Adolph's und zog ihn an sich.

Adolph, in der vollen Empfindung des Mannes und der Situation, duldete das Unvermeidliche mit innerstem Widerwillen. Dem Gruße dankend, hatte er alle Freundlichkeit gezeigt, welche er sich abzugewinnen vermochte; und wenn sie auch einen sonderbar ernsten Charakter hatte, so brauchte Philipp in ihr doch nicht die Mühe zu bemerken, welche sie kostete. Hatte dieser nun von dem Seelenzustand

des Wackeren in der That eine Ahnung, so nahm er doch in keiner Art davon Notiz; mit ihm weitergehend, sprach er wiederholt sein Vergnügen aus, ihn wiederzusehen, und fuhr theilnehmend fort: „Wie lebst du denn aber, mein alter Freund? Daß du Professor geworden bist und Cousine Margarete geheiratet hast, wurde mir geschrieben.“ Mit einem Lächeln, das etwas Lauerndes hatte und nicht ohne Befangenheit war, setzte er hinzu: „Du hast Familie? Wie stark ist sie?“

„Verläufig,“ erwiderte Adolph, „besteht sie aus mir und meiner Frau.“

Ein nicht zu verkennender Schein ging über das hagere Gesicht; aber schnell unterdrückte der Gewandte sein Gefühl und tröstete den Freund mit einer der üblichen Versicherungen. „Vorderhand,“ setzte er hinzu, „wird Frau Margarete umsomehr ihre Schönheit bewahrt haben. Ich freue mich sehr, sie wiederzusehen — und dich, mein lieber Ritter, zu beneiden!“

Adolph schwieg. Dann sagte er: „Aber wie steht's mit dir, Freund Stürzer? Heinrich, dein Nachfolger bei der „Suevia“, hat mir im vorigen Herbst erzählt, du wärst auf dem besten Wege, eine schöne Carrière zu machen! Warum hast du sie

nicht verfolgt? Warum gibst du die Vortheile auf, welche du dort schon errungen hattest?"

Jener verzog die Lippe mehr bitter und geringschätzig, als beschämt. „Ich hab' sie satt bekommen, die Franzosen," entgegnete er. „Anfangs hatt' ich Glück, zeichnete mich aus, und alle waren sie artig gegen mich. Ein Duell mit krummen Säbeln, wobei ich meinem Gegner einen deutschen Hieb zu verkosten gab, setzte mich in Respect. Allein die höflichen und feinen Herren sind im Grund noch viel größere Egoisten, als die gröbsten Deutschen. Ihr Vergnügen und ihr Vortheil geht ihnen über Alles, und wenn sich ein Anderer hervorthut und hinauf will, sind sie so neidisch, wie's nur immer ein deutscher Professor sein kann. Verzeih' mir! Dich kann das nicht treffen, du bist in deiner Noblesse über jede Anwandlung dieses gemeinen Lasters erhaben. Später will ich dir meine Geschichte erzählen. Ich wurde es müde, unter Mißgünstigen und Eifersüchtigen mich erfolglos zu plagen, und dachte wieder ans deutsche Vaterland. Wir haben hier Narren und Pedanten die Fülle; aber die meisten sind wenigstens ehrlich. Das deutsche Gemüth ist kein bloßes Märchen; man lernt es verstehen und schätzen, wenn man draußen über seinen gänzlichen Mangel staunen und sich ärgern muß."

Adolph konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. „Früher warst du anderer Meinung und hast uns böse Titel gegeben!“

„Die Erfahrung,“ erwiderte Jener, „hat mich belehrt. Ich will's noch einmal versuchen im Vaterlande, und diesmal, hoff' ich, wird's mir besser glücken. Was mich betrifft, so hab' ich nicht nur allerlei gelernt, sondern auch etliches vergessen und bin vom Ausland namentlich mit jener Bescheidenheit nach Hause gekommen, im dem Deutschen so wohl steht und ihm in dienstlichen Verhältnissen so förderlich zu sein pflegt. Dann aber,“ fuhr er mit einem auf Adolph gerichteten Blicke fort, „hab' ich hier Freunde, wahre, treue Freunde, die mir, wie ich zuversichtlich hoffe, unter die Arme greifen werden.“

„Wenn ich dir in etwas dienen kann —“

„Ich rechne auf dich, denn ich kenne dich. Am meisten aber erwart' ich zunächst von meinem Vetter, deinem Schwiegervater, der dem reuigen Sünder hoffentlich vergeben und ihm zur thatsächlichen Bekehrung durch seine Protection den Weg bahnen wird. Begreiflicherweise möchte ich am liebsten in die Armee eintreten.“

„Im Frieden?“ entgegnete Adolph mit einem Tone der Anspielung.

„Nur nicht spitz, mein Freund!“ erwiderte der Verstehende. „Im Frieden kann ich unsere Soldaten lehren, was ich im Kriege gelernt habe. Umsonst bin ich nicht draußen gewesen, das magst du mir glauben; und wenn ich allerlei dort gelassen habe, namentlich das Fleisch meiner Jugend — meine Knochen und mein Hirn hab' ich mit heimgebracht. Pah! Das Verlorene wird bald wieder ersetzt sein.“

Im Verlaufe des Gesprächs hatte der Abenteurer seine ganze alte Sicherheit wieder erlangt; von dem Bewußtsein der Niederlage und schlechtgehaltener Verheißungen, das im ersten Moment über sein Gesicht eine mit dem Selbstgefühl ringende Verlegenheit gebreitet hatte, war nur noch ein leiser Hauch übrig.

Adolph blieb vor einem hübschen Hause stehen und sagte: „Hier ist meine Wohnung!“

„Ah!“ rief der Begleiter. „Mein Lieber,“ fuhr er nach einigem Besinnen mit dem Ausdruck besonderer Theilnahme fort, „ich bin außerordentlich neugierig, deine Häuslichkeit zu sehen, und wenn du erlaubst —“

Jener, statt aller Antwort, öffnete die Thür und hieß ihn vorangehen. Eine dumpfe Resignation hatte in seiner Seele Platz genommen: er konnte

sich Höflichkeit gebieten! Als er mit ihm in die Wohnstube trat, wo die Frau bei einer Arbeit saß, rief er dieser zu: „Mach' dich auf eine Ueberraschung gefaßt, Margarete! Hier kommt ein alter Bekannter."

Philipp trat vor und verneigte sich. Die Gattin, die sich erhoben hatte, schaute ihn an. „Philipp!" rief sie mit wahrem Vergnügen.

Der Wiedergekehrte ergriff ihre Hand und drückte sie, grüßend, mit einem Ausdruck von Dankgefühl, der fast den Charakter der Rührung hatte. Margarete wurde roth und zog ihre Hand sachte zurück.

In achtungsvoller Haltung sie betrachtend, rief Jener: „Sie sind sich in einer Weise gleich geblieben, verehrte Cousine, daß ich Sie mit Staunen sehe. Es ist kaum zu glauben, wie ich in Ihnen dieselbe wiederfinde, die ich verlassen habe."

Auf diese directe Schmeichelei antwortete die schöne Frau mit einem ziemlich spöttischen Lächeln und sagte: „Auch Sie, Herr Vetter, sind noch ganz derselbe: in der Kunst, galante Dinge zu sagen. Außerdem, wie ich Ihnen ungalant bekennen muß, seh' ich in Ihnen nicht mehr ganz den Früheren. Ihr Aussehen ist etwas fatiguirt."

Philipp nahm auf diese Rede sofort eine

frischere Haltung an und versetzte: „Sie können mehr sagen, beste Cousine. Ich bin abgezehrt und als halber Greis wiedergekommen. Aber was wollen Sie? Wenn man Jahre hindurch abwechselnd gebeizt und geröstet wird und zuguterletzt im Lazareth monatelang dem Tod entgegenschmachtet, da bleibt wol, wenn man auch gegen alles Erwarten das Leben davonreißt, einige Jugend zurück. Aber ich hab' dafür was Anderes heimgebracht. Ich hab' etwas gesehen und erlebt! Abenteuer, Frau Professorin!"

„Abenteuer?" wiederholte Margarete. „Da können Sie uns also was erzählen?"

„Viele und seltsame Dinge!" versetzte Jener. „Sie wissen, ich mach' meine Augen auf. Und da, wie ich Ihnen versichern kann, war's der Mühe werth."

Die Miene der jungen Frau drückte Vergnügen und Antheil aus. „Sie müssen uns das mittheilen!" rief sie. „Ohne Zweifel bleiben Sie eine zeitlang hier?"

„Die nächsten Wochen sicher. Vielleicht, wenn's gut geht, auf immer."

„Bravo!" rief Margarete. Sie hielt ihre Augen auf ihn gerichtet, und ihre Züge erheiterten sich. „Sonderbar sehen Sie aus, lieber Cousin! Wenn

die Abenteuer so interessant sind, wie die Veränderung groß ist, dann können wir schon etwas erwarten. Ich freue mich von Herzen darauf und sehe Ihre überraschende Ankunft für ein glückliches Ereigniß an. Haben Sie den Mittag frei?"

„Nicht mehr!" versetzte Jener. „Ich hab' ihn einem Reisegefährten zugesagt."

„Also den Abend?"

„Ganz zu Ihren Diensten."

„Kommen Sie um sieben Uhr — und besinnen Sie sich auf eine recht schöne Geschichte." Den Blick auf den Gatten richtend, welcher still und einen gewissen Ernst nicht verleugnend beiseite gestanden hatte, sagte sie: „Du hast keine Abhaltung?"

Adolph, sich verneigend, erwiderte: „Ganz zu deinen Diensten."

Die Züge Philipp's offenbarten eine tiefe Genugthuung und aus seinem Auge ging ungesehen ein Blick, der nicht zu mißdeuten war. Er hatte Erfolg, trotz Allem und Allem — und eine Aussicht. Nach langer Zeit wieder eine Freude, eine Labung der Seele!

Seine nächste Aufgabe war, dem Gatten das durchscheinende Mißtrauen so viel als möglich zu benehmen. Mit Würde und nicht ohne eine cheva-

lereske Anmuth wendete er sich zu ihm und sagte: „Nichts in der Welt ist mir angenehmer, als wenn ich euch, meine lieben Verwandten, einige Abende unterhalten kann. Ist das tolle Zeug, das ich mit angesehen, mitgemacht und für mich selber gemacht habe, doch noch zu etwas gut! Ich bin so vergnügt über das Glück, wieder unter Freunden zu weilen, daß ich in acht Tagen um acht Jahre jünger sein werde. Als ich dich heute sah, lieber Adolph, hatte ich nach langer Zeit wieder die erste frohe Empfindung."

Mit einem Lächeln, halb gutmüthig, halb spottend, versetzte der Angeredete: „Das gehört auch zu den Dingen, welche du in den letzten fünf Jahren zugelernt hast: dieses treuherzige Gefühl der Freundschaft zu mir. Sonst waren wir doch eigentlich nicht immer Ein Herz und Eine Seele!"

„Pah!" rief Jener. „Wir haben uns gebalgt und geschlagen — das gehört gerade zur Sache und ist eben der Kitt echter Freundschaft. Ich liebe keinen mehr, als mit dem ich mich einmal gemessen habe. Vor einem solchen hab' ich Respect — und ohne Respect kann ich nicht lieben."

Einen Schritt näher tretend, mit launig erhellter Miene, deutete er auf die linke Wange Adolph's und sagte: „Da! Die Narbe sieht man noch ein

wenig. Es hat mich verdammt viele Mühe gekostet, deinem Gesicht diesen Schmuck zu verleihen, und ebenso gut hätt' ich ihn von dir bekommen können. Jetzt kann ich's wol sagen: meine Herausforderung war ein Act der Freundschaft. Ich wollte dir Gelegenheit geben, dich mit der besten Klinge zu messen und dadurch mit Einem Schlage zum Renommée eines ganzen Studenten zu gelangen. Geh' mir," fuhr er nach kurzer Pause mit einem Ausdruck von Rüge und Resignation fort, „dieses Einemal hab' ich die Ehre davongetragen — in anderen Wettkämpfen, und in wichtigeren, bist du Sieger geblieben. Schweigen wir davon. Ich glaube, du hast keine Ursache, dich zu beklagen!"

„Ich klage auch nicht," erwiderte Adolph. „Nun," sagte er nach einem Moment des Besinnens, „komm' also und erzähl' uns deine Aventuren. Jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten. Du bist fortgegangen und ich bin im Lande geblieben. Da hab' ich allerdings gute Tage gehabt, aber auch nicht mehr erlebt, als was einem deutschen Professor eben begegnen kann. Du hast der Fortuna vertraut, und diese hat dich etwas wissen lassen, schickt dich aber mit einem Schatze von Märchen nach Hause, welche Wahrheit sind.

Deine Mittheilungen werden uns erfrischen und unseren Mangel decken."

Philipp, auf den ironischen Ton eingehend, entgegnete: „Es ist für mich tröstlich und thut mir in der Seele wohl, daß ich neben einem Manne, der schon unter den Berühmtheiten des Vaterlandes genannt wird, mit Hilfe jener sogenannten Glücksgöttin auch noch etwas zu bedeuten vermag. Erzählen wir denn, was wir gethan und gelitten haben — und sehen wir dann zu, ob wir auch im Vaterlande noch Einiges leisten können."

Margarete, mit allem Behagen eines Weibes und einer Herrin, sagte zu Philipp, der nun Anstalt machte, sich zu empfehlen: „Um sieben Uhr also! Punkt sieben Uhr! Von einem Soldaten erwart' ich Genauigkeit!"

„Auf den Schlag!" erwiderte Philipp mit einem Lächeln des Gehorsams.

Als er fort war, schüttelte Margarete heiter den Kopf. „Der gute Cousin," begann sie zu dem Gatten, „scheint sich ungeheuer verrechnet zu haben. Ordentlich erbarmt hat's mich, wie er aussieht. Mit seiner Börse muß es auch nicht zum Besten bestellt sein, denn sein Rock ist kaum mehr schicklich. — Es ist nicht unmöglich, mein Freund, daß du Gelegenheit findest, in die deinige zu greifen."

Adolph zuckte die Achsel wie über etwas nicht der Rede Werthes.

„Sein Mundwerk,“ fuhr sie mit Behagen fort, „ist aber noch ganz das alte. Und im Grunde, je verwitterter er aussieht, um so interessantere Dinge wird er uns erzählen und um so besser wird er uns unterhalten können.“

„Ich wünsche nur,“ bemerkte Adolph, „daß es auch anständig sein möge, sich von ihm unterhalten zu lassen.“

„Wie so?“ entgegnete die Gattin.

„Du erinnerst dich des Gerüchtes über ihn, das mir Freund Werder gemeldet hat!“

„Ich glaube nicht daran,“ erwiderte sie mit Bestimmtheit. „Kecke, tolle Streiche trau' ich ihm zu, keine Schlechtigkeit.“

Adolph, nach kurzem Schweigen, versetzte: „Es ist auch in meinem Interesse, den schlechten Streich nicht zu glauben; aber ich werde die Augen aufbehalten. Und dir, meine liebe Margarete, rath' ich das Gleiche!“

Nach einer Weile, in seinem Studirzimmer allein auf und ab gehend, hatte unser Freund ein seltsam aufgeregtes, im eigentlichen Sinne des Wortes tragisches Gefühl. Er sah ein Fatum im Laufe,

das er mit aller Vorsicht, allem Verstand und aller Willenskraft nicht aufhalten zu können schien.

„Niemand entgeht seinem Schicksal!" rief er endlich mit einem desperaten Lächeln. „Ich habe geglaubt und es gewünscht, daß der Mensch zu Grunde gegangen sei. Nun ist er da, so lebendig wie nur je. Er hat ihre Theilnahme gewonnen und droht mir nochmals ein Nebenbuhler zu werden. Wie beleidigend aber die Absicht sein möge, die er in seinem Innern hegt, ich kann ihm, so lange er sie nicht an den Tag gelegt hat, mein Haus nicht verbieten. Ich muß in Geduld — in stupider Geduld erwarten, was mir durch ihn kommen will! Verhängniß! Verhängniß!

„Vielleicht nehm' ich's aber doch zu schlimm — es gehört das zu meinen Eigenheiten, die ich beschneiden sollte. Margarete, wenn sie auch an Galanterien mehr Vergnügen hat, als mir lieb sein kann, ist ein ehrenhaftes Weib. Wenn der Bursche sich verleiten läßt, sentimental zu werden, dann lacht sie ihn aus. Seine Figur erweckt in der That ein Gefühl des Erbarmens, und von einem Verkommen sind gewisse Prätensionen doppelt widerlich. Es ist am Ende doch mehr auf meine Börse und auf Empfehlungen abgesehen, die ich dem Glücksritter vermitteln soll. Er will unterkommen

und wird zuletzt froh sein, mit einigem Anstand existiren zu können."

Nach längerem Schweigen richtete er sich auf und sagte mit Fassung: „Ich will's als eine Aufgabe ansehen, die das Geschick mir stellt. Je schwieriger sie ist, je mehr Ehre bringt die Lösung. Ich will meine Besonnenheit wahren, die Ruhe meines Geistes behaupten und wenn gehandelt werden muß, mit Selbstbeherrschung und mit der unangreifbaren Stärke des Rechtes handeln.

Wenn man entschlossen ist, seine Pflicht zu thun, dann kann die Hölle kommen."

V.

Es gehört nicht zu meinem Zwecke, die Kunst der Erzählung und Unterhaltung, welche Philipp an diesem und den folgenden Abenden bei den Ehegatten bewies, anschaulich zu machen und ihm ins Detail zu folgen. Seine Mittheilungen waren mannichfaltig und ebenso interessant durch die Gegenstände wie durch die Art des Vortrages, worin er ein früheres Talent gesteigert hatte. Er erzählte gern, spielte mit dem Stoffe und zeigte ein eigenes Geschick, in den Zuhörern erst das Verlangen anzuregen, namentlich in der jungen Frau die Neugierde zu wecken und ihr Fragen zu entlocken, auf welche er die Antworten hatte. Den Anfang machte er mit seinen persönlichen Erlebnissen, soweit ihm ihre Erwähnung nöthig erschien. Dann schilderte er Land und Leute von Algerien, charakterisirte durch Einzelgeschichten und Anekdoten, malte Gefechte, Streifzüge, Ueberfälle, Jagden und gab da-

zwischen seine Kritik in satirischen und in wohlerwogenen ernsten Urtheilen. Die letzteren fällte er mit dem Ansehen einer Autorität und hielt Franzosen, Spaniern, Deutschen, Beduinen und Kabylen einen Spiegel vor, der sie in ihren Eigenschaften und ihren Ansprüchen auf unsere Werthschätzung rücksichtslos darstellen sollte. Er verlangte viel, wußte darum viel mehr zu tadeln als zu loben, und sprach insbesondere den Franzosen alles Talent ab, dauernde und gedeihende Niederlassungen zu begründen, weil dazu schon ihre Eitelkeit, ihre Selbstsucht und ihre Unfähigkeit, Anderen gerecht zu werden, unübersteigliche Hindernisse bildeten.

Wie viel in seinen Erzählungen Wahrheit und wie viel Arrangement, Verschönerung, Erfindung war, lassen wir dahingestellt. Seinen Zweck erreichte er vollständig. Margarete horchte mit wachsender Theilnahme und hing mit glänzenden Augen an dem Manne, der alles das erlebt und gesehen hatte. Adolph selber war an den ersten Abenden unterhalten, und wenn er sich auch sagte, daß der Abenteurer manches angeblich Erlebte nur gehört haben werde, und ihm verschiedene Widersprüche auffielen, so mußte er ihm doch zugestehen, daß er auch solche historisch verdächtige Partien sehr lebendig und anschaulich zu geben verstand.

Ueber ihn, den Erzähler selbst, erfuhren die Hörer, was sein Emporkommen, seinen Weggang und seine Heimkehr erklärte. In Paris, wo er monatelang verweilte, brachte er sein Französisch in Fluß und hatte das Glück, nützliche Bekanntschaften zu machen. In die Fremdenlegion trat er mit Empfehlungen an dortige Officiere ein, begann als Gemeiner, that sich aber bei mehreren Gelegenheiten hervor und wurde im zweiten Jahre Unterofficier. Als solcher fuhr er fort, Strapazen auszuhalten, deren geduldiges Ertragen (wie er dem Professor zu bemerken gab) alle Tugenden des Menschen und Mannes erforderte, sammelte aber einen Schatz von Erfahrungen, der ihm stets das Herz erquicke, so oft er in seiner Erinnerung wieder auflebe. Im dritten Jahre wurde seine Compagnie gegen einen erkundeten Trupp Feinde in die Berge geschickt. Sie sollten überfallen, trafen aber den Trupp nicht mehr am Platze, wagten sich zu weit vor und wurden überfallen. Ein Drittel der Mannschaft deckte den Boden, sämmtliche Officiere waren todt. Da übernahm er das Commando, und durch einen glücklichen Einfall, den er kühn ausführte, gelang es ihm, die Hälfte der Leute gerettet heimzubringen. Er erstattete Bericht und diesmal erhielt er sein Recht: er wurde Officier. Nun traten aber die

Schattenseiten des französischen Charakters hervor. Armseliger Neid, welcher üble Nachreden gegen ihn ausheckte, suchte ihm zu schaden. Den keckſten Verleumder forderte er und zerschlug ihm das Gesicht, was ihm eine Zeit lang Ruhe verschaffte. Endlich wurde er das Opfer einer Schändlichkeit.

Bei diesen Worten sah ihn Adolph, der ihm aufmerksam gefolgt war, scharf an. „Einer Schändlichkeit?“ entgegnete er.

„Einer Schändlichkeit!“ wiederholte Philipp mit großem Nachdruck. „Die Sache an sich selbst ist sehr einfach. Ich pflegte mit einem Spanier, gleich mir naturalisirtem Franzosen, in der Nähe der Garnison bei Nacht längere Spaziergänge zu machen, um mich zu erquicken. Einmal, bei Mondschein, fielen aus einem Hinterhalt Schüsse auf uns, die uns Beide niederstreckten: meinem Freunde war eine Kugel in's Bein, mir durch die Brust gegangen. Wären es Halunken gewesen, die es auf Uhr und Börse abgesehen hätten, so wäre die Geschichte nicht der Rede werth. Aber man ließ uns unbehelligt, so daß Caballero, der nur eine Fleischwunde hatte, meine Wunde stopfen, zurücklaufen und mir Hilfe bringen konnte. Alle Gründe sprachen und sprechen dafür, daß es ein Act der Rache von unseren Feinden war, und daß speciell der von mir

gezeichnete Lieutenant seine Hand im Spiele hatte."

„Das ist sehr unwahrscheinlich," rief Adolph.

„Für mich ist's Gewißheit," entgegnete Philipp, „umsomehr, als der von mir blamirte Herr ein rachewüthiger Corse ist. Beweisen konnten wir aber nichts. Im Lazareth, gesteh' ich, wurde ich mürbe. Zu dienen und sich zu plagen, ohne die Hoffnung auf entsprechenden Lohn, das nahm mir den letzten Rest meines Eifers. Mein Hauptzweck, die Welt zu sehen und mich eine zeitlang in Abenteuern herumzutummeln, war erreicht; die Franzosen hatte ich kennen gelernt und satt bekommen: nun erschien meiner Seele das Vaterland so freundlich, so heimlich und so lockend, daß mein Herz in Sehnsucht schlug. Ich beschloß, mich loszulösen und heimzukehren. Es gelang mir — und so bin ich hier."

„Seien Sie nochmals willkommen!" rief Margarete nach einem flüchtigen Seitenblick auf den Gatten, der die Ungerechtigkeit seiner Meinung fühlen sollte. Sie glaubte dem Erzähler, und in der That war es auch schwer, seinem Ernste zu widerstehen und in einer so entschieden vorgetragenen Mittheilung etwas Anderes zu sehen, als Wahrheit.

Als Philipp einsam in seinen Gasthof zurückging, sagte er sich: „Wenn man diesen Menschen die Wahrheit sagte, würden sie sich tugendhaft entsetzen und mir die Thür weisen. Ein Unternehmen, das ehmals für ritterlich galt, ist jetzt eine Niederträchtigkeit, wenn es mißlingt; denn wenn man's durchsetzt, ohne daß man überführt werden kann, steht man hoch in Ehren, und die Leute dürfen's ahnen, ja wissen, es schadet nichts. Verfluchtes Mißgeschick in jener unseligen Nacht! Die geringste der üblen Folgen ist noch, daß ich den beiden Kindern hier Lügen sagen und diesen durch meine kecke Stirn Wahrscheinlichkeit verleihen muß. Glücklicherweise ist nur er argwöhnisch, und bei der Cousine lohnt sich die Fiction. Ihre gute Seele glaubt mir, und aus ihrem Auge sieht Mitleid, Achtung — ja Zuneigung. Wenn etwas gefehlt hat, das alte Gefühl in mir wieder aufzuwecken, so ist es dieses liebenswürdige Entgegenkommen. Ich empfinde ein reizendes Verlangen, das fühlende Herz an das meine zu führen, und hoffe wieder einmal eine Erquickung zu haben. Wir wollen's reifen lassen!"

Acht Tage gingen vorüber, und beinahe hielt der Glücksritter sein Versprechen, in ihnen um acht Jahre jünger zu werden. Es war ihm gelungen, eine Geldsumme aufzunehmen, und schon am vierten

Abend erschien er in einem neuen Anzug, der ihn um so besser kleidete, als ihm auch schon wieder ein Theil der verlornen Rundung und Farbe zurückgekommen war. Margarete betrachtete ihn mit Wohlgefallen und glaubte ihn durch ihren ausgesprochenen Beifall ermuthigen zu müssen. Philipp erwiderte lächelnd: „Ich hab's Ihnen ja gesagt, dies wird die Wirkung des Umganges mit Ihnen sein. Fahren Sie also nur in Ihrer Güte fort, Sie sollen Wunder sehen!"

Als er diesmal, um die zwölfte Stunde, in die Wohnung zurückging, die er sich gemiethet hatte, fühlte er ein tiefes Behagen, und seine braunen Augen leuchteten in die Nacht hinaus. Wir haben gesehen, daß er einigermaßen der Verlegenheit und der Scham fähig war, und dies könnte zu dem Schlusse verleiten, daß er doch in gewissem Grade auch besessen hätte, was man Gewissen nennt. In der That hatte er aber davon so gut wie gar nichts. Nur das Mißglücken einer Unternehmung konnte ihm Beschämung und Reue verursachen; jedes Unrecht, wenn es gelang, füllte ihn mit Stolz und mit Triumphgefühlen.

Auf dem einsamen Wege hinwandernd, ließ er seine Gedanken laut werden. „Reizendes Weib!" rief er mit dem Flüsterton der Begierde. „Sie

hat Blut, das holde Gretchen, und eine höchst schätzbare Gabe, die Dinge von der heiteren Seite zu nehmen. Ihre Gutmüthigkeit ist just so groß, um nicht zu sehen, was sie nicht sehen soll; wenn ich ihre Phantasie ergreife und an mich feßle, werd' ich sie vorurtheilslos finden. Wie köstlich, wenn sie schelmisch lächelt — mit Sinnlichkeit, mit schöner, glücklicher Sinnlichkeit lächelt! Man möchte ihr augenblicklich um den Hals fallen. Und was ist das für ein Hals! Was für eine Büste! Daß ein so bornirter Mensch wie dieser Adolph einen solchen Schatz haben soll, den er offenbar nicht zu würdigen weiß!

„Sie ist schöner, pikanter — berückender geworden, als sie gewesen ist. Oder scheint's mir nur so, weil sie einem Anderen gehört? Nein, sie hat wirklich gewonnen! Ihre Schönheit ist reicher, offener, einladender — verheißender geworden. Es ist die Schönheit des Weibes, die mit ihrem Glanze die blöde Schönheit der Jungfrau weit in Schatten stellt. Das Weib hat von dem Baume der Erkenntniß gegessen, die Augen sind ihr aufgegangen und ein seliges Bewußtsein leuchtet aus ihren Zügen. Sie ist unsersgleichen geworden. Ihr Lächeln ist nicht mehr das kindlich kindische der Unwissenheit, es ist das verständnißinnige der Eingeweihten.

„Welche Götterlust, sie zu erobern! Sie zur Mitschuldigen zu machen! Sie zu besitzen mit Leib und Seele — und den hoffärtigen Schulmeister auszulachen in ihren Armen!

„Er hat sie genommen und bekommen, aber er verdient sie nicht! Er ist zu stumpfsinnig und zu feige, um sich ihrer zu erfreuen. Pah! nicht einmal das Mutterglück hat er ihr verschaffen können. Es ist sehr begreiflich, daß sie nur in halbem Einverständniß leben und daß die beeinträchtigte Frau mit Entzücken meinen Märchen horcht. Ihre Ehe ist in Wahrheit keine Ehe — und wenn ich sie ihm abgewinne, kann ich nicht einmal eine Sünde begehen.

„Es ist Zeit gewesen, daß ich gekommen bin."

Nachdenklich ging er weiter. Dann, mit dem Tone eines ungerecht Verkürzten, scharf und stolz, fuhr er fort:

„Ich hab' ein Anrecht an sie. Er hat mit mir gerungen und mich besiegt, weil er die Vortheile des Philisters in die Wagschale legen konnte. Das ist kein legitimer Sieg, Freund Adolph — das sind gemeine Waffen. Ich erneuere den Kampf und führe ihn mit meinen persönlichen Mitteln. Wir wollen sehen, wer in diesem pikanten Zusammentreffen die Palme gewinnt.

„Ueberall bin ich auf diesen Menschen gestoßen, der besaß und erreichte, was ich gerne gehabt hätte. Für ihn die Ehre und der Genuß, für mich der Aerger, die Wuth und das Zähneknirschen. Jetzt kann ich's hereinbringen und mit Wucherzinsen heimzahlen. Schande soll er haben, der unverschämte Glückspilz. Die Krone soll er tragen, die ich ihm auf's Haupt setze. Dann hab' ich ihn unter mich gebracht ein- für allemal — und mein Zorn wird schwinden. Hier liegt der Schluß einer Rivalität, die aus den Bubenjahren datirt. Wäre dieser Mensch mit dem schönen Weibe glücklich, der Stachel des Neides würde mich ohne Aufhören peinigen. Ist aber das Weib mein und der Schmuck, der dem Schwächling zukommt, sein, dann wird meine Seele Ruhe haben."

Wer, mit der Kenntniß dieser seiner innersten Gedanken, den Schamlosen im Umgang mit Adolph und Margarete beobachtet hätte, der würde seinen Tact und die Beherrschung seines Gefühles bewundert haben. Er ging Schritt für Schritt gegen das Ziel vor, so daß Alles, was er that, ihn natürlich ließ und berechtigt erschien. Den höflichen und achtungsvollen Ton, womit er begonnen hatte, wandelte er ungezwungen in einen leichten, ja gelegentlich derben um, wie er den Gereisten und

den Soldaten kleidete. Er schilderte die Sitten in Frankreich und Algerien nach der Wahrheit, aber mit der geheimen Absicht, die Frau mit der Existenz leichtfertiger Beziehungen vertraut zu machen; und wenn man dieselben auch gemeinsam verurtheilte, so gewöhnte sich die Hörerin doch an den Gedanken, daß sie sind und in vielen Beispielen sind. Nach und nach erlaubte er sich unbefangen gegen sie kleine Vertraulichkeiten, wie sie der Vetter sich herausnehmen und wie sie die Base umsomehr gestatten konnte, als sie in der Regel die Form galanter Dienste trugen oder mit diesen im Gefolge kamen. Philipp that das Alles mit so guter Laune, daß an nichts Arges zu denken war, und Margarete ließ es eben darum geschehen, lächelte wol auch über ihn, und nur zuweilen begegnete seine dienstbeflissene Hand ihrer abwehrenden. Er wollte ihr gefallen, er bewarb sich um einen günstigen Blick von ihr, hing von ihren Einfällen und Geboten ab. Das konnte ihr von dem Wildfang nichts weniger als unangenehm sein! Sie hatte sich in ihren Gedanken einen Spielraum freier Bewegung zugesprochen; was in seine Grenzen fiel, das stand ihr zu — und so that und erlaubte sie, was sie ergötzte.

Adolph sah die Fortschritte wohl, die der Neben=

buhler machte, konnte und wollte aber nichts dagegen unternehmen. Noch erschien Alles harmlos; wenn er einschreiten sollte, mußten Ungehörigkeiten offen daliegen! Gegen ihn beobachtete Philipp ein eigenes Verfahren. Wenn er mit ihm allein war, sprach er über das weibliche Geschlecht mit der scherzenden Laune eines Resignirten, der froh ist, den Schlingen der Sirenen entgangen zu sein. Ja, er unterzog auch Margarete seiner Beurtheilung und machte humoristische Bemerkungen über sie, die seine gänzliche Unbefangenheit an den Tag legen sollten. Dazwischen erwog er mit um so größerem Ernst die Frage des Fortkommens und theilte dem Freunde mit, was er zu diesem Ende bereits angebahnt habe. Adolph mochte davon denken und glauben, was er wollte; er konnte einem Mann, der so an sich zu halten wußte und ihm solche Interessen kundgab, nicht unhöflich begegnen und noch weniger gegen ihn den Eifersüchtigen spielen.

Jede menschliche Klugheit hat aber ihre Grenze, wenn hinter ihr eine Leidenschaft steht. Und eine Leidenschaft glühte in Philipp, wenn auch eine verbrecherische. Allmälig gewann das wahre Gefühl gegen den angenommenen Schein an Boden und drängte ihn zurück, oder lag auch darin noch

eine Berechnung? Wie dem sein mochte, zuletzt konnte der Gatte deutlich sehen, daß die Unbefangenheit, die er bisher zur Schau getragen, den Hausfreund verlassen habe. Er saß in Gedanken; er ließ sich, wenn er in sie verloren schien, Seufzer entreißen, über die er sich nachher betroffen zeigte; er sprach in Zerstreuung verwirrt und bat mit einer gewissen Art um Verzeihung, als ob man ihm nicht mehr Alles zurechnen dürfte, kurz er stellte sich in allen Zeichen eines leidenschaftlich Ergriffenen dar, welcher sein Gefühl nicht mehr bemeistern konnte. Margarete schüttelte den Kopf; aber mit dem Ausdruck eines Bedauerns, das nicht ohne Interesse war. Adolph sah die Krisis herannahen.

Trotz der gefaßten Vorsätze war er in mächtiger Aufregung. Die Thatsache, daß „der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", empörte sein gerechtes Herz. Die Abhängigkeit des Ehrenhaften von dem Anmaßenden und Schlechten war ihm entsetzlich. „O Erdenleben!" rief er aus. „Wahrlich, es ist kein Märchen, sondern die reine Wahrheit: Satan, der Geist des Bösen, ist der Gott dieser Welt! Wir können mit allen guten Geistern gegen ihn kämpfen, es geschieht doch nur, was er will. Er stört

Alles, was wir erreichen und bauen, er befleckt und verderbt Alles, und er behält das letzte Wort. Wenn er nicht will, dann ist mein Weib nicht mehr mein, und mein Glück fällt in den Abgrund. Er sendet das Werkzeug gegen mich aus, und ich habe nur noch die Wahl, ein Wicht zu sein oder ein Verbrecher!" —

Die Zeit, mit Margarete eine ernstliche Zwiesprache zu halten, schien ihm gekommen; dennoch verschob er es von einem Tag auf den andern. Da erfuhr er, daß Philipp sein Haus nicht mehr blos aufsuche, wenn er selber daheim war, sondern ganz nach seinem Belieben, besonders aber in Stunden, die er auf der Universität verbringen mußte! Er konnte nicht länger säumen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte er: „Meine liebe Margarete, ich habe mit dir etwas zu besprechen."

Sie schaute fragend auf, nicht ohne Ahnung, was kommen werde.

„So lange es möglich war," fuhr er fort, „hab' ich geschwiegen. Jetzt muß ich dir sagen, die Rolle, die Philipp in unserm Hause spielt, ist nicht länger zu dulden."

„Ah!" rief die Gattin, durch den kategorischen Ton betroffen und verletzt.

„Er besucht uns," fuhr der Mann fort, „nicht nur jeden Abend, er besucht auch dich, wenn ich nicht zu Hause bin."

Margarete versetzte: „Ist das was Besonderes? Kann ich in deiner Abwesenheit keine Besuche annehmen? Und gar die Besuche eines Verwandten?"

„Mit diesem Verwandten," entgegnete Adolph, „hat es eine eigene Bewandtniß. Du kennst den Ruf, den er schon in der Heimat genossen hat. In Frankreich wird er die Kunst nicht verlernt haben."

„Ich weiß über ihn," versetzte die Gattin, „was ich von dir gehört habe, und du weißt auch nur, was du von Anderen gehört hast. Das kann mich nicht bestimmen. Ich glaube an das, was ich mit eigenen Augen sehe."

„Und damit siehst du noch nicht genug?"

„Ich sehe nichts, als daß er höflich, galant ist und mich zu unterhalten sucht."

„Und ich," versetzte der Gatte, „sehe außerdem noch, daß er von deinen Vorzügen geblendet und in Flammen gesetzt ist. Sollte dir das entgangen sein?"

Die Frau, nach einem Besinnen, entgegnete mit Ernst: „Ich habe nicht über seine Gefühle zu urtheilen, die ich nicht kenne, sondern über sein Be-

tragen. In diesem hab' ich aber bis jetzt nichts bemerkt, was mich verdrießen müßte und was ich nicht dulden könnte."

Adolph, nach einer Andeutung spöttischen Zweifels, erwiderte: „Mir scheint aber, es kommt in dieser Sache nicht blos auf deine Ansicht, sondern auch einigermaßen auf meine an. Und ich sehe durch diese Besuche meine Ruhe gestört, meine Ehre bedroht."

Margarete sah ihn an. „Du bist also wirklich eifersüchtig?" rief sie. „Weißt du auch, was das heißen will? Du traust mir also zu, daß ich deiner Ehre zu nahe treten könnte?"

„Mit Absicht? — Nein!"

„Aber aus Schwachheit?"

Adolph zuckte die Achsel. „Sprechen wir nicht über Dinge, die möglich oder nicht möglich sind, sondern betrachten wir die Sachlage. Du hast in dem Betragen dieses Herrn noch nichts gesehen, was dich verletzen könnte. Ich aber, meine Beste, ich habe sehr deutlich gesehen, was mich verletzt und verletzen muß. Und ich glaube, das wäre für dich Grund genug, gegen ihn ein anderes Betragen deinerseits anzunehmen."

„Und was für eines?" fragte die Gattin. „Was ist dein Wunsch?"

„Daß du ihm zu verstehen gibst, sein Benehmen, wie er es namentlich in der letzten Zeit sich erlaubt hat, kränke und beleidige dich, und er habe dich mit solchem Spiele zu verschonen.“

„Du verlangst also, daß ich sage, was nicht ist?“

„Ich verlange, daß du mein Gefühl zu dem deinen machst und danach handelst.“

Margarete sah mit widerstrebender Empfindung nachdenklich auf den Tisch. „Mein Herr Gemahl,“ versetzte sie dann mit der Miene eines gefaßten Entschlusses, „diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen. Ich will dir aber ein Versprechen geben. Meine Ansicht und meine Sorge ist's nicht, daß Philipp sich etwas herausnehmen könnte gegen mich, was mich beleidigen müßte. Ich glaube nicht an eine Passion und noch weniger an eine Absicht, wie du sie ihm beizulegen für gut findest. Ich glaube, daß er, wie Jeder, der sich in der Welt herumgetummelt hat, glücklich ist, von seinen Erlebnissen und Thaten reden zu können, daß er sich im Umgang mit uns von seinen Strapazen erholen und speciell durch seine Erzählungen mir gefällig sein will. Seine Zerstreutheit in der letzten Woche, die ich freilich auch bemerkt habe, läßt eine ganz andere Auslegung zu. Aber nehmen wir Alles als mög-

lich an und setzen wir den Fall, deine Vermuthung wäre richtig, dann muß ich doch warten, bis sie sich mir, mir selber bestätigt. Erst dann hab' ich das Recht, ihm zu sagen, daß ich mir dergleichen verbitten müsse. Und dann werd' ich's auch sagen, darauf kannst du dich verlassen."

„Und hernach?"

Margarete sah ihn befremdet an; der Gatte fuhr fort: „Wenn du jetzt dein Betragen danach einrichtest, ihm jede Hoffnung zu benehmen, dann wird er verdrossen werden, von dem aussichtslosen Unternehmen abstehen, und wir sind ihn los. Läßt du ihn aber durch fernere Nachsicht den Muth gewinnen zu einer Erklärung, dann wird ihn die Abweisung beleidigen — und er wird sich rächen."

Die Frau zeigte gegen diese Perspective einen fast gereizten Unglauben. „Geh'," rief sie. Eine Erklärung! — er wagt es nicht. — Und sich rächen! — da hält er denn doch zu viel auf sich. Ich glaub's nun einmal nicht, daß er ein schlechter Mensch ist, und damit gut."

„Und damit gut?" wiederholte Adolph ironisch.

Margarete machte eine Bewegung der Ungeduld. „Mein lieber Freund," rief sie, „du nimmst Alles zu schwer und siehst überall nur Gespenster. Wenn man nicht etwas nachsehen und sich etwas

gefallen lassen kann, dann kann man gar nicht leben. Wer mit Menschen umgehen will, der darf nicht außer sich gerathen, wenn sie manchmal auch etwas weiter gehen, als sie sollten; denn nur um diesen Preis hat er ihre Freundschaft und ihre Gefälligkeiten. Es ist Niemand gerathen, gar zu empfindlich zu sein, sonst wird er sich bald ohne Umgang sehen — und das hat doch auch seine Uebelstände." Sie verstummte. Mit dem Accent melancholischer Ergebung fuhr sie fort: „Ueber jedes Verhältniß in dieser Welt macht man sich Illusionen, und manchem traut man viel mehr zu, als es leisten kann. Lassen wir die Anderen auch etwas gelten; und wenn sie gegen uns freundlich sind, nehmen wir's ihnen nicht übel. Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich sagen, daß mir die Schilderungen unseres Vetters, durch den ich so viel Neues erfahren habe, eine wahre Erquickung gewesen sind. Und zum Dank dafür soll ich ihn jetzt durch eine zürnende Miene und durch drohende Worte kränken — ohne alle Noth, auf eine bloße Vermuthung hin? Ich kann es und darf es nicht, mein lieber Freund. Und genug, ich thu' es nicht."

Der Gatte schwieg. „In Gottes Namen!" sagte er endlich. Dann erhob er sich und verließ die Stube.

Als Margarete allein war, sagte sie zu sich: „Adolph weiß nicht zu leben — er hat wirklich etwas Pedantisches an sich. Hätte ich, wenn ich einen Verehrer begünstigen wollte, auf den Cousin zu warten brauchen? Ich konnte einen hiesigen auszeichnen, wenn es mir darum zu thun war — und ich hab' es nicht gethan. Ich dürfte von dem Herrn Gemahl wol verlangen, daß er sich auf mich verläßt und sich nicht mit Sorgen quält, die mir grob Unrecht thun."

Adolph, auf dem Wege zur Universität, hatte Gedanken anderer Art. „Die Sache soll ihren Lauf nehmen, und ich füge mich. Komm' es denn an den Tag! Es hat auch sein Gutes; wir sehen dann klar. Unterdrücken wir jede Regung der Eifersucht und gehen wir den Weg der Pflicht."

Philipp erkannte bei der nächsten Zusammenkunft aus dem Benehmen der Ehegatten, daß zwischen ihnen eine Erörterung stattgefunden hatte, welche zu seinen Gunsten ausgefallen war. Adolph zeigte eine resignirte, Margarete eine zufriedene und einigermaßen triumphirende Miene, und die kurzen Reden, welche sie mit einander tauschten, verriethen deutlich genug eine Spannung.

Die Anschauung dieser Thatsache beglückte ihn außerordentlich, und es kostete ihn Mühe, sein

Triumphgefühl nicht sichtbar werden zu lassen. Die Freudigkeit seines Herzens konnte und wollte er aber nicht zurückhalten. Er scherzte und lachte. Er gab sich in einer Unbefangenheit, die, wenn man sie nicht als die Frucht der Siegesgewißheit ansehen konnte, den Beweis liefern mußte, daß er in der That keinen Zweck hatte. Von den sentimentalen Anwandlungen der letzten Tage keine Spur mehr! Sein Geist war frei, heiter und ganz den Pflichten der Geselligkeit hingegeben.

Genau dieselbe Stimmung zeigte er an den folgenden Tagen, und dies ließ vermuthen, daß er damit eine Absicht verband. Wollte er Adolph beruhigen? Wollte er sich gegen Margarete den Schein geben, daß er den Zauber, der ihm angethan werden wollte, von sich abzuhalten wisse, und sie dadurch zu einem weiteren Entgegenkommen reizen?

Sein Verhalten hatte zunächst eine Folge, die er nicht in Aussicht genommen haben konnte. Margarete sah ihre Worte bestätigt, daß die Symptome eines ernstlichen Gefühls, die Adolph an ihm bemerkt haben wollte, einer anderen Quelle entflossen wären; sie fühlte sich beruhigt und wollte nun auch den Gemahl beruhigen, indem sie ihn zugleich beschämte. Eines Tages, wo sie ihn ernst und

still bei Tische saß, sagte sie: „Du schmollst noch immer?“

Der Gatte schüttelte den Kopf. „Ich schweige, und glaube damit in deinem Sinne zu handeln.“

Sie, mit einer gewissen Laune, versetzte: „Schweigen ist gut; aber du könntest wol noch ein bischen weiter gehen und es mit heiterer Miene thun. Hast du unsern Hausfreund in den letzten Tagen beobachtet? Wo sind die Zeichen einer Passion hingekommen, die du ihm beigelegt hast? Siehst du nicht, daß du ihm zu viel Ehre angethan hast? Er will sich amüsiren, mit seinen Erzählungen Effect machen und Ehre einlegen; damit begnügt er sich. Einer ernstlichen Leidenschaft ist er gar nicht fähig!“

„Einer guten oder auch nur schlicht natürlichen,“ versetzte Adolph, „nein! Aber zu einer bösen hat er ganz das Zeug, und ich trau' ihm allen Ernst und alle Ausdauer zu, welche hier erforderlich sind.“

Margarete antwortete mit einem Laut des Verdrusses. „Das ist doch wahrlich eine fixe Idee!“ rief sie. „Wer diesen Menschen vorurtheilslos ansieht, der durchschaut ihn auf den ersten Blick. Er will sich die Zeit vertreiben und schwadroniren — alles Andere ist ihm gleichgiltig.“

Der Gatte zeigte einen Hauch melancholischen

Spottes auf seinem Gesicht. „Du sagst das mit einem Ton," erwiderte er, „als ob er nach deiner Ansicht in der Bescheidenheit zu weit ginge!"

„Du wirst impertinent, mein Lieber," entgegnete die Gattin mit dem Tone wirklicher Verletztheit. „Indessen ein Weiser, der eine Täuschung eingestehen muß, hat Anspruch auf unsre Nachsicht."

Wird man sich darüber wundern, daß Margarete, die von dem Gatten immer aufs neue Widerspruch erfuhr, der Gefälligkeit und der guten Laune des Vetters mit Blicken wirklicher Dankbarkeit antwortete? Sie hatte so manchen Grund, Ungenügen zu fühlen: jede wohlgemeinte Zerstreuung mußte ihr willkommen, für jede mußte sie erkenntlich sein! Zuweilen überkam sie eine Wehmuth; die Güte, womit sie dann einer Aufmerksamkeit des Verehrers dankte, erhielt einen eigenthümlichen Ernst und gewann eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Ausdruck der Zuneigung. Adolph beobachtete einmal einen solchen Blick — und sein Mund verzog sich schmerzlich. In seinem Innern aber sagte er sich: „Ich habe Alles gethan, was ich mit Ehren thun konnte, weiter kann ich ohne Rohheit nicht gehen! Ich muß es abwarten! — Eins," fuhr er nach einer Weile fort, „ist mir bei diesem Handel klar geworden: wir sterblichen Menschen

können unendlich viel weniger, als wir in unseren gloriosen Momenten uns einbilden. Wir glauben herrschen zu können mit unserm Willen, und wir sind Sklaven der Verhältnisse, machtlose, klägliche Zielpunkte des Schicksals! Ich werde darüber an den Philosophen schreiben und mir eine Erklärung ausbitten!"

Eines Abends, um die zehnte Stunde, befand er sich in seinem Studirzimmer, und es war ihm gelungen, sich in eine Arbeit zu vertiefen. Mit der Frau und Philipp hatte er die Mahlzeit eingenommen, sich aber dann zurückgezogen und ihnen gute Unterhaltung gewünscht. Anderthalb Stunden waren seitdem verflossen; das Problem, das ihn beschäftigte, hatte seine Seele ruhig und hell gemacht und ihn von der Außenwelt gänzlich abgezogen. Auf einmal ging seine Thür, er sah auf — und sah staunend hin! Margarete, das Gesicht von glühender Röthe bedeckt, mit allen Zeichen der höchsten Aufregung, war in die Stube getreten. Sie anstarrend, rief er: „Was ist dir? Was führt dich her?"

Die Frau, mit einem Tone des tiefsten Schmerzes, antwortete: „Ich bin beschämt! Grausam beschämt!"

„Beschämt!“ rief Adolph errathend, mit einem Klang halb des Schreckens, halb des Triumphs.

„Ja,“ fuhr sie mit bebendem Munde fort. „Du hast deinen Mann besser gekannt, als ich! Es ist ein niederträchtiger, ein schändlicher Mensch!“

„Philipp!“ rief Adolph mit dem Flüstertone inneren Schauers.

„Er hat die Maske abgeworfen,“ fuhr sie fort, „und mich sein wahres, infames Gesicht sehen lassen!“

„Er hat dir einen Antrag gemacht?“

„Deutlich! Deutlich genug!“ rief sie. „Mit Mühe halt' ich mich aufrecht. Ich bin im Innersten empört über ihn, empört über mich! Empört über meine Blindheit, meine sinnlose Gutmüthigkeit! Das hat also hinter all diesen Artigkeiten und Aufmerksamkeiten gesteckt? Eine schamlose Absicht und eine Einbildung, über deren Eitelkeit man lachen müßte, wenn die Anmaßung nicht jede Faser erbeben machte!“

„Ich habe nie etwas Anderes von ihm erwartet,“ versetzte der Mann, indem er sich bemühte, den Tumult seines Herzens niederzuhalten. „Und er hat die Frechheit gehabt, dir in klaren Worten zu sagen, was er wünscht — und hofft?“

„Klar für mich,“ erwiderte Margarete. „Aber

auch in seiner Unverschämtheit ist er noch klug gewesen und hat sich eine Hinterthür offengelassen. Er sprach, wie von einer unwiderstehlichen Leidenschaft hingerissen, aber in Andeutungen und Euphemismen, die auch eine minder freche Erklärung gestatten. 'Ich konnte freilich nicht mißkennen, was er mir zuzumuthen die Schamlosigkeit hatte. Ich war starr vor Schreck! Aber bald wich dieser dem Zorn und er konnte sehen, wie stupid er mich verkannt hatte!"

Adolph, seinen Blick auf sie geheftet, rief: „Du hast ihm die Thür gewiesen?"

„Daß ich dazu nicht kam," versetzte sie, „das ist's, was mich in der tiefsten Seele schmerzt. Ich war unaussprechlich beleidigt und sah ihn mit einer Miene an, die Alles sagte, was ich fühlte. Er erkannte es — und lenkte ein. Seine Erklärung konnte er nicht leugnen, wol aber die Hoffnungen und Wünsche, die er mir zu verstehen gegeben hatte — und das that er. Er sprach von der Neigung, die er von Jugend auf gegen mich gehegt habe — von der Hoffnung, die er vor Jahren in sich habe nähren dürfen — von der Flamme, die er, nach dem Triumphe des Nebenbuhlers, in sich habe verschließen müssen, die aber, alle Zerstreuungen des Lebens überdauernd, fortgeglüht habe in

ihm, beim Wiedersehen in alter Macht aufgelodert und endlich durchgebrochen sei. Einem Manne, der einem solchen Gefühle zum Raube gefallen sei, könne man nicht grollen. Die edle Seele werde das, was in seiner Uebergewalt nicht bezwungen werden konnte, zu verzeihen wissen. Jetzt, an meiner Entrüstung, sehe er, was er gethan, was er gefehlt und verbrochen habe, und jetzt werde er seine Leidenschaft unterdrücken können. Jetzt wisse er, was er mir, meinem Gatten und sich selber schuldig sei. Von diesem Moment an werde er nichts sein als der treue Freund seiner Freunde. Vergeben Sie mir darum, theure Base, rief er, vergessen Sie die Sinnlosigkeiten, die einem Unzurechnungsfähigen aus dem Munde gegangen sind. Ich habe sie selber vergessen, schon jetzt existiren sie nicht mehr, und zum Ueberfluß streich' ich sie hiemit feierlich aus! Nach diesen Worten ergriff er Hut und Stock. Er reichte mir nicht die Hand zum Abschied, wie er sonst zu thun pflegte — ich hätte sie auch mit Indignation weggestoßen — er verbeugte sich respectvoll und verließ die Stube."

Adolph schwieg, indem seine Brust sich hob und senkte. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer. „Und nun?" sagte er nach einer Weile.

„Ich kann ihn nicht mehr sehen," versetzte Mar=

garete, „und werde ihn nie, nie mehr annehmen. Er hat mich tödlich beleidigt. Wenn seine Ausrede wahr und seine Reue aufrichtig wäre, es könnte mir den Zorn und die Verachtung nicht nehmen. Ich schäme mich. Ich schäme mich vor mir selber, daß mir dies begegnen konnte. Es ist mir unmöglich, ein ruhiges oder gar ein freundliches Wort an ihn zu richten — ich kann es nicht — der Ekel und der Ingrimm dulden es nicht. Ich breche den Verkehr mit ihm ab, unbedingt, unwiderruflich."

Adolph schien sich zu besinnen. „Wenn er nun aber wiederkommt?" sagte er. „Kannst du ihm seine Verbannung durch einen Dienstboten zu wissen thun? Das würde sich nicht geziemen und dem Handel auch nicht das rechte Ende schaffen."

„Ich," rief Margarete, vor Aufregung zitternd, „ich kann's ihm aber nicht sagen. Vergebens würde ich nach der Ruhe und Kälte ringen, die gegen diesen Menschen allein angewendet wären. Ich bin's nicht im Stande. Find' ein anderes Mittel."

„Das Mittel," erwiderte Adolph, „ist gefunden. Ich selbst, meine gute Margarete, werde mit ihm sprechen. Wenn er morgen wieder erscheint — und wie ich ihn kenne, zweifle ich nicht daran — dann soll die Therese ihn zu mir führen. Ich werde

ihm sagen, was wir von ihm erwarten und fordern. Handeln wir aber ganz in Uebereinstimmung. Es ist also dein fester Wille, daß er unser Haus meide ein- für allemal? Keine Erklärung, keine Entschuldigung und keine Abbitte soll eine Aenderung machen können?“

„Nein,“ erwiderte die Frau, „denn Alles, was er sagte, wäre doch nur Lüge.“

„Er soll deinen Willen erfahren! Klar und unzweideutig!“

Die Frau hing an dem Gatten mit feuchten, glänzenden Augen. Auf einmal, von einem Gedanken getroffen, fuhr sie auf. „Dann wird er aber mit dir Streit anfangen,“ rief sie. „Er wird dich herausfordern — und du wirst dich mit ihm schlagen müssen!“

Adolph schüttelte den Kopf. „Dazu werde ich's nicht kommen lassen,“ erwiderte er. „Ich werde ihm zwar Alles sagen; aber mit jenem Ernste und mit jener strengen Gemessenheit, die nicht sowol beleidigt, als in die Seele trifft und still macht.“

„Wirst du aber, wenn du so anfängst, auch so enden können?“ entgegnete die Frau. „Nimm dir's fest vor, Adolph! Laß' dich nicht hinreißen. Bleib' stolz und kalt — und reinige unser Haus von diesem Menschen.“

„Verlaſſ' dich auf mich," entgegnete der Mann. „Ich werde dir dieſen Dienſt leiſten und deine Seele beruhigen."

Margarete betrachtete ihn, ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Sie ging auf ihn zu, ſchlang ihre Arme um ihn, drückte ihn an ihre Bruſt, legte ihr Haupt an ſeine Schulter und weinte. „Adolph," rief ſie, „ich habe dir Unrecht gethan. Ich habe gefehlt, groß gefehlt. Aber ich will's wieder gutmachen. Verzeih' mir. Sag', daß du mir verzeihſt."

Adolph ſah mit einem Lächeln auf ſie, welches Glück und Wehmuth ausdrückte. Ihr Stirn und Wange ſtreichelnd wie einem Kinde, ſagte er mit liebevollem Ton: „Dieſe Erkenntniß macht Alles wieder gut. Du biſt mein liebes Weib — ſonſt weiß ich nichts mehr von dir. Aber jetzt geh' zur Ruhe und ſchlaf' wohl. Du haſt das Deine gethan; von jetzt an beginnt meine Arbeit, welche die deine zum Schluſſe bringen ſoll. Keine Sorge, mein Kind! Gute Nacht!"

Vor der Frau, um ihre Seele zu ſtärken und keine Furcht in ihr aufkommen zu laſſen, hatte Adolph inſtinctmäßig und abſichtlich die Ruhe des Mannes bewahrt. Er ſtand vor ihr wie einer, der ſich von dem Berichte, weil er doch nur Erwartetes

erfahren hat, kaum erregt fühlt und sich der ihm zugewiesenen Aufgabe vollkommen gewachsen weiß. Als aber Margarete sich entfernt hatte, schwoll seine Brust. Die giftig beleidigende Absicht des Feindes trat vor seine Seele — eine maßlose Wuth stieg in ihm auf und füllte sein Herz mit Feuerflammen. „Dieser Wicht!“ rief er. „Dieses Nichts! — dieser jämmerliche Mensch wagt es, mir mein Weib verführen zu wollen! Ein Halunke, der ins Zuchthaus gehört! Ein impotenter Kopf, dem alle Versuche, im Leben etwas zu erreichen, mißlungen sind! Der überall Bankerott gemacht hat und als Bettler meinen Schutz anfleht! Er faßt den Gedanken, den, der ihm helfen soll, zu schänden! Hund! Verächtlicher, stinkender Hund! — kaum werth, daß man dich mit dem Fuße zertritt. Wozu laufen solche Menschen in der Welt herum? Woher kommt ihnen das Recht, zu existiren? Vertilgen, vertilgen muß man sie, wie das Ungeziefer. Vertilgen und zermalmen, daß nicht ein Stäubchen von ihnen übrig bleibt.“

In mächtig wogender, aber nach dem ersten Ausbruch überlegen gehaltener Erregung ging er in der Stube auf und ab. „Würde ich meinem Gefühle folgen,“ sagte er sich, „dann kaufte ich mir eine Axt und schlüge ihm die Stirn ein, mit der

er, den Gedanken meiner Schande denkend, vor mich und mein Weib zu treten gewagt! Aber ich habe Pflichten! Pflichten gegen mein Weib — Pflichten gegen die Welt — Pflichten gegen die Wissenschaft. Ich muß mein Gefühl unterdrücken und von meinem Verstande, meiner Vernunft mich leiten lassen. Ich muß ihm, den ich in einem Mörser zerstampfen möchte, den Kopf durch Worte zurecht setzen und es für ein Glück achten, wenn er uns verläßt, um uns für dieses Leben aus dem Wege zu gehen. Ich muß! Und weil's nothwendig ist, so will ich mir's abringen."

Der Geist erhob sich in ihm und sein Herz erlangte die Ruhe des pflichtmäßig Handelnden. „Ich freue mich auf diese Unterredung!" rief er nach einer Weile. „Soll mich doch Wunder nehmen, was der Kerl für eine Miene macht und wie er sich aus der Affaire zieht. Kommen wird er, davor ist mir nicht bange. Aber wenn er mich gehört hat, dann wird er auch wieder gehen, um nicht wiederzukommen."

Mit einem Aufblick des Besinnens fuhr er fort: „Was ist heute für ein Tag? Freitag! Das trifft sich gut! Ich brauche also, um seiner habhaft zu werden, nicht einmal ein Collegium zu versäumen. Wir wollen doch sehen," fügte er mit stolzer Miene

hinzu, „ob das Recht und die Ehre und das Bewußtsein des Ehrenmannes gegen den Halunken keine Vortheile gewähren.“

Die Gewißheit des Rechts hielt seine Seele oben, wie den Schwimmer die Woge, die er beherrscht. Er legte sich nieder und fiel bald in einen tiefen Schlaf.

VI.

Am anderen Morgen beim Frühstück zeigte auch Margarete eine ruhigere Miene, obwol sie gestand, wenig geschlafen zu haben. Mit Ernst und einem eigenen wehmüthigen Lächeln ermahnte sie den Gatten aufs neue, nicht aufzubrausen, und dieser versprach es ihr noch einmal. „Glaub' mir nur unbedingt," entgegnete er, „ich werde mit dem Gesellen fertig werden. Die Ruhe des Richters ist meine Aufgabe; in ihr liegt meine Stärke, meine Ehre — sie verbürgt mir den Sieg."

Er begab sich in sein Studirzimmer, das am anderen Ende der Wohnung lag. Hier kam ihm ein Gedanke, der sein Gesicht ernst und ernster werden ließ. Er setzte sich an den Tisch, nahm einen Briefbogen heraus und begann zu schreiben.

Die Unsicherheit aller menschlichen Rechnung, die Möglichkeit eines schlimmen Ausgangs war ihm vor die Seele getreten; er wollte für alle Fälle

dem Freunde Paul seine Geschichte erzählen, von der Heimkehr Philipp's an bis zum heutigen Tage. Paul sollte die Wahrheit erfahren; er schilderte und charakterisirte nun das Verhalten des Abenteurers, Margarete's und sein eigenes genau nach der Wirklichkeit, indem er nur bei seiner Frau Motive hervorhob, welche den Zweck der Entschuldigung hatten.

Als der Bogen vollgeschrieben war, setzte er Datum und Namen darunter, ließ aber den Brief unversiegelt. Es konnte ja Alles gut ablaufen, und dann wollte er erst sehen, ob und wie das Schreiben abzusenden wäre.

Beruhigter ging er auf und ab. Der Himmel war mit leichten Wolken überzogen, die Temperatur für die heiße Jahreszeit mäßig, erquickende Luftströme drangen durch das offene Fenster in die Stube. Adolph sog die Kühlung ein, dann schloß er das Fenster.

Die Zeit vor einer wichtigen Entscheidung hat es nicht an sich, den Menschen in der gleichen Gemüthsstimmung zu belassen. Nach einer Weile stand er sinnend und seine Züge verdunkelten sich aufs neue. Er dachte sich den Widersacher, wie er ihn thatsächlich kennen gelernt, und unwillkürlich stellte sich ihm dar, was ihm von seinem Hasse und

erregter Bosheit möglicherweise drohte. Die Faust ballte sich ihm; er mußte mit seiner Bewegung ringen. „Es ist gut;“ sagte er sich nach einer Pause, „auch daran muß man denken.“

Bedächtig trat er in den Hintergrund, dessen eine Wandseite mit einer kleinen Waffensammlung geziert war, bestehend aus zwei Pistolen, zwei Hiebern, die gekreuzt waren, und aus einem Dolch in der Scheide, der dazwischen an einem Bande hing. Diesen nahm er herunter.

Er betrachtete ihn, staubte die Scheide ab und wollte die Klinge herausziehen; sie hielt aber fest. Nur mit einem angestrengten Riß machte er sie frei. Der sonst glänzende Stahl hatte in der Mitte einen starken Rostfleck.

„Jungfräulich,“ sagte er, „und doch nicht ohne Schaden. Ich hoffe, dich auch heute nicht zu brauchen, aber deine Reinheit sollst du wieder erhalten.“

Er nahm ein Taschenmesser und schabte den Rost weg, reinigte die Stelle so gut als möglich mit einem Stücke Tuch, steckte die Klinge wieder in die Scheide, probirte sie, ob sie leicht aus- und einginge, und schob, nachdem er davon die Ueberzeugung erlangt hatte, die Waffe in die innere Brusttasche des Hausrockes. „Man muß auf jede

Möglichkeit gerüstet sein," waren seine Gedanken. „Nur um so leichter werde ich kalt bleiben und den Menschen durch meinen Geist bewältigen können."

Nun schien er sich Alles gethan zu haben, was ihm obgelegen, und die Ruhe kehrte in seine Seele zurück.

Noch konnte er aber den Gegner nicht erwarten. Er trat zu einem seiner Bücherschränke, überging mit den Augen die Titel und nahm einen Band heraus. Verlangend nach einer zugleich unterhaltenden und ernsten, scharfen Lectüre, hatte er eine Theaterdichtung von Lessing gewählt. Er las und las, vertiefte sich in die Handlung und legte das Buch nicht aus der Hand, bevor er mit dem Stücke zu Ende gekommen.

„Es ist vielleicht unrecht," sagte er zu sich, „daß ich jetzt, wo ich handeln soll, mich in die Regionen der Phantasie begebe; aber es hat mir doch die Zeit vertrieben." Dann, nach einem Blick auf die Taschenuhr, fuhr er fort: „Wenn er nicht käme! Es wäre nicht in seinem Charakter, der nicht nur frech, sondern in der Frechheit ausdauernd ist; aber es wäre möglich. Die Behandlung, die er von Margarete erfahren hat, muß den Aufgeblasenen

grimmig verdrießen. Er könnte in Wuth und Scham die Stadt verlassen —"

Mitten im Satz hielt er inne. Die Klingel war gezogen worden in der Weise Philipp's. Er stand auf und horchte. Deutlich hörte er die Magd sagen: „Der Herr Professor läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen. Er ist in seinem Studirzimmer." Und eben so deutlich vernahm er ein „Ah!", welches zu sagen schien: „Ich begreife."

Auf sein „Herein!" kam der Erwartete, allerdings mit einem Schimmer von bösem Gewissen, der aber hinter dem Ausdruck der Entschlossenheit kaum noch sichtbar war.

„Du hast gewünscht?" sagte er, den Blick auf Adolph gerichtet.

„Ich hab' mit dir zu reden," erwiderte dieser, „und deine Miene sagt mir, du weißt wovon."

Jener sah ihn mit Ironie fragend an. „Ich kann mir's doch nicht denken!"

„Meine Frau," fuhr Adolph mit Ernst fort, „hat mir erzählt, was gestern Abends zwischen euch vorgefallen ist. Sie fühlt sich von deinem Benehmen tief gekränkt und hat mir erklärt, daß sie dich unter keiner Bedingung mehr sehen will. Ich habe den Auftrag, es dir zu sagen. Da ich nun ihr Gefühl begreife und ihren Entschluß nur billigen

kann, so muß ich dich ersuchen, unser Haus künftighin zu meiden."

Nach diesen Worten maß Philipp den Redner mit einem bösen Blicke; er faßte sich aber und entgegnete mit einem Ausdruck von Klage und Anklage: „Das ist von deiner Frau eine unglaubliche Uebertreibung. Es ist wahr, ich hab' mich gestern zu einer Thorheit hinreißen lassen. Da ich sie aber sofort eingestand und um Verzeihung bat, so glaubte ich, sie wäre vergessen. Der wochenlange Umgang mit ihr und die Freundlichkeit ihres Benehmens hatten ein altes Gefühl in mir wieder erweckt. Lange bekämpfte ich es; aber endlich hat's mich übermannt. Gestern war ich selbst erzürnt darüber und verwünschte den schwachen Moment, heute seh' ich's von einer andern Seite. Die Thorheit, die ich beging, hat eine gute Folge gehabt: ich bin von meiner Leidenschaft vollkommen geheilt. Sie erscheint mir jetzt als eine ungeheure Lächerlichkeit, und ich werde nur noch an sie denken, um mich glücklich zu preisen, daß ich sie los bin. Mein lieber Freund, einem Gestraften und Bekehrten darf man keinen Groll nachtragen. Sie triumphirt, du triumphirst — ich bin beschämt und gebessert. Was willst du mehr? Ich glaube, wir

können alle zufrieden sein und als gute Freunde leben nach wie vor.“

Adolph schüttelte den Kopf. „Es gibt gewisse Dinge,“ versetzte er, „die man nicht vergessen kann und die bisherige Freunde scheiden. Du hast nicht nur eine Leidenschaft verrathen, du hast Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen —“

„Das ist falsch!“ rief Jener mit förmlicher Entrüstung. „Ein Mißverständniß, wie man es von deiner Frau nicht hätte erwarten sollen. Mir ging eben das Herz über, ich vergaß, wo ich war, ich sprach nach meinem Gefühl — ohne Verstand. Ich appellirte an ihre Nachsicht, ihre Herzensgüte; aber die Wünsche, die ich andeutete, hatten keinen anderen Sinn, als daß sie mir vergönnen möge, ihres Umganges und ihres Anblicks ferner froh zu werden. Ob darin für sie und für dich eine so große Beleidigung liegt, das stell' ich deinem Urtheil anheim. Es war eine Narrheit, ich wiederhole es; aber was kann ich mehr thun, als dies eingestehen, um Verzeihung bitten und erklären, daß ich vollkommen geheilt bin?“

„Wenn man dir nun aber nicht glaubte?“ wendete Adolph ein.

„Dann kränkt man mich,“ entgegnete Philipp, „und das Verhältniß kehrt sich um.“

„Ich sehe wol," fuhr Adolph nach kurzem Besinnen fort, „du willst, daß meine Frau und ich die gestrige Scene mit deinen Augen betrachten. Aber das kann man sich nicht geben. Jeder beurtheilt eine Sache nach seinem Gefühl und nach seiner Ueberzeugung, und hier kommt es vor Allem auf das Gefühl meiner Frau an. Sie hat ihren Entschluß gefaßt und mir erklärt, unwiderruflich dabei bleiben zu wollen. Sie entsagt deiner Unterhaltung; sie läßt dich bitten, deine Besuche einzustellen. Unter diesen Umständen, will mir scheinen, verlangt es deine Ehre, dich von ihr zurückzuziehen!"

Philipp, mit einem Ausdruck von unmuthsvollem Stolz, entgegnete: „Ich habe von Ehre einen andern Begriff! Meine Ehre verlangt mehr! Ich kann mich nicht, in Mißachtung meiner Erklärung, verkennen lassen und das Opfer einer falschen Einbildung werden! Einen Menschen, wie mich, weist man nicht so mir nichts dir nichts aus dem Hause. Du, Freund Adolph, solltest mich besser kennen und wissen, daß das mir gegenüber nicht angeht." — Er fixirte den Schweigenden; dann — mit einer Bewegung, als ob er etwas abschütteln wollte — trat er einen Schritt näher und fuhr mit dem Ton eines Kameraden fort: „Geh! Laß dich nicht

von der Empfindlichkeit einer Frau anstecken und mach' aus einer Bagatelle keine Tragödie! Wir sind Männer und alte Bekannte — handeln wir mit Verstand und mit Besonnenheit! Du stehst zwischen zwei Ansichten und Aussagen; gestatte mir, daß ich fortfahre, der Freund deines Hauses zu sein; prüfe mein Benehmen, überzeuge dich, wer Recht hat, ich oder deine Frau, und danach fälle dein Urtheil!"

Adolph schwieg, indem er den entrüsteten Widerwillen, der auf seine Züge treten wollte, gewaltsam in sich zurückhielt. „Wenn ich nun aber," versetzte er nach einer Weile, „schon überzeugt wäre, daß meine Frau in ihrem Recht ist und unter allen Umständen das Recht hat, ihren Umgang zu wählen? Wenn ich der Ansicht wäre, daß hier einzig und allein ihr Wunsch entscheiden muß, und deßhalb auf meinem Ersuchen, daß du unser Haus meiden wollest, bestände?"

„Dann," erwiderte Philipp mit strenger Miene, „würdest du mich beleidigen und mir Genugthuung geben müssen! Und zwar," fügte er mit drohendem Blick hinzu, „eine Genugthuung, wie sie der Schwere der Kränkung entspricht!"

Adolph nickte für sich.

So stand denn das Duell wieder vor ihm!

Das Duell mit dem alten Feinde, welcher den Streit suchte und wollte! Das Duell in der gehässigsten Form: als eine gesetzliche Waffe des Scham- und Ehrlosen gegen den Mann von Ehre, als ein legitimes Mittel zur Erreichung eines niederträchtigen Zweckes!

Adolph, der die freche Proposition und ihren Urheber vor Augen hatte, konnte nicht verhindern, daß ein Gefühl der Wuth in ihm aufstieg und seine Brust heftig zu arbeiten begann. Er nahm auf dem Gesichte des Gegners ein höhnisches Lächeln wahr: der Zorn machte ihn beben — er lechzte nach der Vertilgung des Feindes! Aber er hatte seiner Frau und sich selbst Ruhe gelobt. Er wollte nicht dem ersten Anfall erliegen, er wollte aushalten, wie er mußte, und alle Mittel erschöpfen, die sein Geist ihm an die Hand gab; dem Ausbruch nahe, drückte er mit aller Kraft den empordringenden Feuerstrom in sich zurück und wurde, nachdem ihm dies gelungen, sogar einer gewissen überlegenen Laune fähig. Er sagte:

„Freund Philipp, ich glaube, wir sollten vor der Beilegung, welche du in Aussicht stellst, noch zusehen, ob wir keine bessere finden. Wir kennen uns beide zu gut, als daß wir uns zu täuschen vermöchten. Ich wende mich nicht an deine Freund-

schaft, denn ich weiß, daß zwischen uns dergleichen nicht besteht und nie bestanden hat; ich appellire aber an deinen Humor und an deinen Stolz. Du hast, als wir beide noch ein halbes Dutzend Jahre jünger waren, Margarete geliebt — wie du eben lieben kannst. Ich habe sie auch geliebt, wie ich liebe; ich habe sie gewonnen und geheiratet. Bei deinem starken Geiste konnte dich dieses Schicksal nicht unglücklich machen. Du hast dich getröstet — und konntest es auch mitten in der Fülle anderweitiger glorreicher Eroberungen. Nach einer Zahl von Heldenthaten auf diesem Gebiete, welche näher bestimmen zu wollen mir ferne liegt, kommst du von deinen Feldzügen zurück, siehst meine Frau — und es schmeichelt deiner Seele der Gedanke, dein Register durch ihren Namen zu mehren. Unerwartet findest du Widerstand. Man kann deinen Anspruch nicht gutheißen, man fühlt ihn als eine Beleidigung; indeß, man weiß zu leben. Man macht dir keine Scene, man läßt dich ruhig gehen, und nur zu beiderseitiger Bequemlichkeit, in aller Ruhe, ersucht man dich schließlich, deine Augen auf ein anderes Ziel zu richten, das vielleicht erreichbarer ist. Liegt in dieser Behandlung der Sache nicht wahre Freundschaft? Kann ein Mensch von Urtheil das verkennen? Und kann der Stolz

eines solchen es nun dulden, daß er seine Unterhaltung an eine Frau wegwirft, die sie nicht zu schätzen weiß? Sicherlich hast du selber schon gefühlt, daß der Vorschlag, du wollest unser Haus künftig unbesucht lassen, der mildeste war, der dir nach dem gestrigen Anlauf gemacht werden konnte. Nach dem Herkommen müßte der Gatte sich für beleidigt erklären und dich zur Rechenschaft ziehen!"

„Das würde ich begreifen," erwiderte Philipp; „denn wenn du mir nicht glaubst, verlangt's deine Ehre!"

Adolph warf ihm einen Blick stechender Geringschätzung zu. „Ich," entgegnete er, „habe von Ehre einen anderen Begriff. Meine Ehre verlangt mehr."

„Und was, wenn man fragen darf?"

Mit Ernst und Nachdruck versetzte Jener: „Die Beilegung unseres Streites durch Geltendmachung der Vernunft."

Philipp, nach dieser Erklärung, brach fast in ein Hohnlachen aus. Mit inniger Freude, den Ertheiler einer solchen Antwort beleidigen zu können, fügte er leicht hinzu: „Und unter Hinweglassung des Muthes?"

„Doch nicht!" erwiderte Adolph, sich gewaltsam

bezwingend. „Zur Geltendmachung der Vernunft gehört vielmehr der größte Muth, namentlich aber der edelste! Die Vernunft, in dem gegenwärtigen Fall, sagt mir: Dieser dein alter Bekannter hat dir eine Kränkung anthun wollen; aber er hat dir nur wieder den Beweis geliefert, daß du eine Frau von Ehre hast: du kannst über das verfehlte Unternehmen nur lächeln. Und um des alten Bekannten und um unsertwillen — um auf die Ehre meines Weibes keinen Schatten fallen zu lassen — schlag' ich die billigste Ausgleichung vor. Die billigste namentlich auch für den, der beleidigen wollte. Geht er auf meinen Antrag ein, meidet er unser Haus — macht er vielleicht eine kleine Reise und wählt dann ungezwungen einen anderen Umgang (den Umgang z. B. von Militärs, den Jedermann begreiflich finden würde) — dann haben beide Theile ihre Ruhe; und da von allen das tiefste Schweigen beobachtet wird, bleibt auch ihre Reputation vollkommen unangetastet. Der Vorfall ist ausgelöscht, der Streit gehoben: das ist die Beilegung durch Vernunft, welche meine Ehre fordert."

„Aber nicht die meine!" entgegnete Philipp mit Geringschätzung. „Wer mir sein Haus verbietet, der muß mit mir Kugeln wechseln!"

Adolph stand wie einer, dem die Kraft anfängt auszugehen; aber nochmal siegte über die aufwallende Leidenschaft sein Wille. Er betrachtete den Gegner und versetzte mit einem seltsamen, überlegen höhnenden Lächeln: „Du willst's also erzwingen? Weißt du auch, mein Bester, was du eigentlich thust? Du kommst zu mir und es behagt dir meine Frau. Du sagst nun zu mir: Entweder läßt du mich ungehindert ihr nachstellen und sie womöglich verführen — oder du mußt dich mit mir schießen und dich womöglich von mir niederschießen lassen! Fühlst du nicht, daß diese Zumuthung ungeheuer naiv ist? Wenn ich sie nun als solche behandelte und dir erklärte: die eine Proposition ist schamlos, die andere wahnwitzig — ich verwerfe sie beide?"

„Dann," entgegnete Philipp verachtungsvoll, „wärst du ein Ehrloser und ich würde dich als solchen behandeln."

„Ein Ehrloser!" rief Adolph auffahrend. „Und was," fügte er mit einem durchdringenden Blick ironisch lächelnd hinzu, „was wärst du?"

Philipp wendete sich ab, wie von Geringschätzung und Widerwillen übermannt.

„Ich will es für dich sagen," fuhr Jener höhnend fort, „Ein Held, welcher seinen Willen durchzu-

setzen weiß! Der große Sieger! Die Zuchtruthe aller Schwachen und Feigen! Der Spiegel der Ehre, die Blume der Männer! Erwägen wir aber noch Eines. Angenommen, daß ich mich füge und deinen Willen dir durchgehen lasse: wird dann das Mittel, das sich einmal so förderlich erwiesen hat, nicht noch einmal und wieder und wieder anzuwenden sein? Wirst du mir, wenn dir andere Dinge gefallen, die mein sind, nicht wieder die Alternative stellen: entweder du gibst sie mir, oder du duellirst dich mit mir? Ich sehe nicht ein, was dich abhalten könnte, auf deinem Wege consequent weiterzugehen und mich, nachdem ich A gesagt habe, B, C, D u. s. w. sagen zu machen. Dann wärst du aber mein Herr, mein absoluter Tyrann, und ich wäre dein Sklave: nach dem Gesetze der Ehre! Dies ist ein so riesiger Blödsinn, daß ihn der dümmste Mensch — daß ihn der Inbegriff aller Dummheit und Infamie, die sogenannte Welt — selbst als solchen erkennen müßte!"

„Nun," entgegnete Philipp mit einem Ausdruck tiefen Mißmuths, „nun wird mir die Geschichte widerlich!" Er schwieg und betrachtete sein Opfer. Mit einem Blick, so hämisch, daß ihn kaum ein Teufel besser liefern konnte, rief er: „Glaubst du, daß du mich mit Redensarten los wirst? Herr,

zwischen uns muß es zu was kommen! Und eine Wiederholung, glaub' ich, wird nicht nöthig sein!"

„Ah!" rief Adolph, wie triumphirend. „Jetzt zeigst du mir dich selbst. Das ist der rechte Philipp Stürzer! Neid, Haß und Wuth blicken aus deinen Augen — und der infernale Wille, den Mann von Ehre zu vertilgen!"

Philipp hatte sich gefaßt; mit der ganzen Würde eines Mannes, der nach dem geltenden Gesetze handelt, erwiderte er: „Genug der Worte! Verbietest du mir dein Haus?"

„Ja."

„Gibst du mir dafür Genugthuung?"

„Nein."

„Dann," rief Jener mit dem Ausdruck eines Richters, der seiner Verachtung freien Lauf lassen will, „dann muß ich dich züchtigen, wie man einen Ehrlosen züchtigt. Ich habe keine Reitpeitsche bei mir — sie bleibt dir vorbehalten. Für jetzt —" Er hatte die Rechte erhoben, um Adolph ins Gesicht zu schlagen. Aber der Angegriffene, mit der Faust parirend, rief mit schrecklicher Stimme: „Halt!" Er trat, blaß wie Papier, mit bläulich gewordener Lippe, einen Schritt zurück und warf auf den Gegner einen schauerlichen Blick. Dieser, den Ausdruck mißdeutend, schien ein Nachgeben zu

erwarten, denn er lächelte mit triumphirender Bosheit. Aber Adolph griff in seine Tasche, zog den Dolch und führte ihn mit furchtbarer Heftigkeit gegen Philipp's Brust.

Es gelang ihm doch nur, diese zu ritzen; denn Philipp hatte die Bewegung wahrgenommen und den Arm entgegengestreckt. Allein Jener, im Wahnsinne der Wuth, war unwiderstehlich. Mit der Linken den Gegner sich vom Leibe haltend, wiederholte er die Stöße, traf ihn erst in den Hals und endlich ins Herz. Philipp wankte. Noch ein Stoß — ein Stoß in die Brust bis ans Heft — und er fiel! „Mörder!" röchelte er, mit einem Blick des grenzenlosesten Hasses. — „Hund!" rief ihm Adolph entgegen. „Infamer, der Hölle entlaufener, teuflischer Hund! Wer hat mich dazu gemacht? Wer hat mit schamloser Büberei, mit namenloser Frechheit mein Glück und mein Leben zerstört?" Und mit unersättlichem Rasen durchbohrte er ihn nochmals und nochmals, bis er als Leiche vor ihm lag.

Das Blut aus vielen Wunden floß auf die Diele; der Kopf des Getödteten lag bleich am Boden, der halboffene Mund zeigte die Zähne. Adolph stand vor ihm; eine glühend süße Empfindung ging durch seine Seele — die ganze Wollust dieses Blicks durchflutete ihn. „So mußt' es

kommen!" sagte er zu sich mit dem gedämpften Tone der gesättigten Rache. „Für mich ist Alles hin; aber Eins hab' ich erreicht: den Bösewicht hab' ich mir aus dem Wege geräumt und ins Nichts geworfen. Die Macht, die nur auf meinen Schimpf und meine Schande ausging, hab' ich zerbrochen. Der Schurke ist eine Leiche! Ich habe mir mein Recht verschafft, das einzige, das mir genügen konnte. Nun mag das Recht der Menschen mit mir anfangen, was es will. Ich werde es selbst gegen mich aufrufen — und mich ihm unterwerfen."

Er machte einen Schritt gegen die Thür; aber plötzlich hielt er an und trat an seinen Studirtisch zurück. Mit fester Hand schrieb er in den Brief an Paul das Postscript: „Der Bube hat mich zum Duell zwingen wollen, ich hab' ihn niedergestoßen, und er liegt entseelt in der Stube, wo ich dieses schreibe." Nachdem er den Brief gesiegelt und die Adresse geschrieben hatte, rief er: „Nun zu meinem Weibe! Und dann — zum Richter!"

VII.

Margarete befand sich, als Philipp kam, im Wohnzimmer. Sie hörte die Anrede der Magd und seine charakteristische Entgegnung ebenfalls, und ihr Herz klopfte, als er mit festen Schritten der Studirstube zuging. Den Kopf auf die Rechte stützend, athmete sie und saß in unbezwingbarer Aufregung. Die Sorge, daß die Unterredung zum unheilvollen Streite führen könnte, hatte sich wieder in ihr erhoben und wuchs, und ein Gefühl bedrängte sie, als ob sie durch ihr Benehmen gegen den wiedergekehrten Abenteurer an der drohenden Zusammenkunft schuld geworden sei. Die Warnungen und Mahnungen Adolph's, ihre Mißachtung derselben und ihre Weigerung kamen ihr ins Gedächtniß, und ein Gebet stieg in ihrem Herzen auf, daß der Himmel es ihrem Manne gelingen lassen — daß nur dies Einemal noch das Unglück an ihnen vorübergehen möge. Dann wollte sie zu

einer solchen Gefahr keinen Anlaß mehr bieten, sie wollte gegen sich strenger, gegen den Gatten liebevoller und hingebender sein. Wie gut, wie männlich und wie großmüthig hatte er sich bei dieser Gelegenheit wieder gegen sie benommen. Er hatte ihr keinen Vorwurf gemacht, sie nicht fühlen lassen, daß der Ausgang ihm Recht gegeben und ihr Unrecht. Er war ihr Schutz und Schirm, und trat ein für sie, ohne ihr die mindeste Verbindlichkeit aufzulegen, ohne nur ihren Dank ansprechen zu wollen. Ihre Augen wurden feucht; nie hatte sie den Werth ihres Gatten so tief empfunden.

Sie erhob sich, trat an die Thür und horchte. Gottlob — sie hörte nichts. Die Unterredung mußte ruhig und glücklich verlaufen. Philipp ließ sich von Adolph überzeugen und zog sich von ihnen zurück. Sie konnte wieder frei athmen und ihres Lebens froh werden.

Die Magd, eine gesetzte Person, kam herein, um in einer Frage des Dienstes ihre Meinung zu hören. Margarete, nach dem Bescheid, richtete ihrerseits Fragen an sie und sprach mit ihr — nur um sie bei sich zu behalten. Die Unterredung der beiden Männer währte ihr zu lange, und ein ahnendes Bangen erstand in ihr.

Auf einmal hörte sie, trotz der zwei geschlossenen Thüren, welche sich dazwischen befanden, laute Zurufe und ein dumpfes Getöse. Schrecken durchfuhr ihr Herz und lähmte ihre Glieder. Sie stand bebend, angstvoll horchend. — Alles wurde still. Da ermannte sie sich und öffnete die Gangthür. In demselben Moment ging die Thür im Studirzimmer auf, aber nicht Philipp erschien, sondern Adolph.

„Margarete!“ rief er, sie ersehend, „jetzt haben wir Ruhe vor dem Feind. Ruhe für alle —“

Er hielt inne, an die Wirkung auf die nicht Vorbereitete denkend. Aber die Frau errieth den Sinn des Gehörten. Sie lief zur offenen Thür, sah hinein, stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig der nachgeeilten Dienstmagd in die Arme. Diese, den Leichnam ihrerseits erblickend, schauderte und jammerte.

„Still!“ rief Adolph. „Bringen wir die Frau in die Stube.“

Zusammen trugen sie die Besinnungslose ins Wohnzimmer und legten sie aufs Sofa; die Magd besprengte ihr das Gesicht mit Wasser, Adolph hielt ihr eine scharfe Essenz vor. „Sie wird zu sich kommen,“ sprach der Gatte; „aber ich kann's nicht abwarten — ich kann und will sie jetzt nicht sprechen! Sag' ihr, die Sache stehe nicht so schlimm, wie sie

aussehe; das Gericht werde ihren Mann nicht zum Tode verurtheilen: ich, der Rechtsgelehrte, verbürge mich dafür!"

Er ergriff Hut und Stock. Als er Margarete wieder athmen und sich regen sah, verließ er die Stube.

Zunächst ging er auf die Post und gab den Brief an Paul auf. Dann verfügte er sich zum Untersuchungsrichter. Dieser, ein Mann in mittleren Jahren, der Adolph kannte und schätzte, hörte den getreuen Bericht mit großer Bestürzung. Zuletzt sagte er: „Einen solchen Menschen hätten Sie sich noch auf eine andere Weise vom Halse schaffen können! Ich hätte diese rasende Leidenschaft nicht hinter Ihnen gesucht, Herr Professor!" — Jener, mit Ruhe, beinahe mit Stolz, erwiderte: „Es ist geschehen, und nun geschehe mir, was Rechtens ist."

Nach einiger Zeit fuhr Adolph unter Bedeckung in die Frohnfeste, wo er in dem kleinen Zimmer, das ihm eingeräumt wurde, vor allem einen Brief an seinen Vater schrieb. Der Richter begab sich in die Wohnung Adolph's. Er verhörte die bleiche, aber wieder einigermaßen gefaßte Frau und die Dienstmagd, besah den Todten und ordnete seine Abführung ins Leichenhaus an.

Die Aussagen Margarete's stimmten mit dem

Berichte Adolph's genau zusammen, der Untersuchungsrichter überzeugte sich, daß beide die Wahrheit bekannten. Als sie ihm die letzte Frage beantwortet hatte, richtete er einen theilnehmenden Blick auf die Tiefgebeugte und sagte: „Fassen Sie Muth! Es ist ein großes Unglück; aber ich glaube, was Sie zu tragen haben, wird nicht über Ihre Kräfte gehen."

Adolph hatte zunächst eine eigenthümliche Prüfung zu bestehen. Er wurde zu Wagen abgeholt und ins Leichenhaus vor den Todten geführt. Auf die Frage des Richters, ob das Philipp Stürzer sei, den er mit dem Dolche niedergestoßen habe, antwortete er fest: „Er ist es!" Aber die Rachewuth in ihm war gestillt, die empörte Wallung vergangen; er hatte nicht so sehr den getödteten Feind als das vertilgte Menschenleben vor Augen — das bleichgelbe Gesicht des Todten und die blassen Lippen, die im letzten Augenblicke „Mörder" gerufen und ihm noch immer zu fluchen schienen, grinsten ihn an — und ein Schauer ergriff ihn. Philipp allerdings hatte den Tod herausgefordert; aber (so kam es auch ihm jetzt vor!) er selbst hätte durch eine andere Behandlung der Sache den Zudringlichen vielleicht doch entfernen können, ohne dieses letzte Mittel in Anwendung zu bringen. Zwar

nicht dadurch, daß er den Zweikampf annahm: dieses Zugeständniß an den Bösewicht wäre die Sanction eines Verbrechens gewesen! Aber vielleicht durch Herbeiziehung von Freunden, durch Anrufung der Gesetze! Diese Gedanken, die der Aufenthalt im Hause des Todes in ihm aufsteigen machte, blieben nicht ohne Entgegnung; nach den verklagenden kamen die rechtfertigenden und riefen ihm zu: „Du konntest nicht anders handeln!“ Aber in den Tiefen seiner Seele war ein Zwiespalt — und mit gedrückten Zügen fuhr er in die Frohnfeste zurück.

Unmittelbar darauf nahm der Gerichtsarzt die Section vor und sprach sich in seinem Gutachten dahin aus, daß von den neun Stichwunden, die sich an der Leiche gefunden hätten, drei den Tod nothwendig zur Folge haben mußten.

In der Stadt machte die Nachricht von der Katastrophe einen ungeheuren Eindruck. Adolph war vielgekannt und geachtet, Philipp war bemerkt worden und hatte zu reden gegeben, Margarete gehörte zu den ausgezeichneten Frauen durch ihre Schönheit und durch die Gerüchte, die über sie und ihr eheliches Leben wiederholt in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie viel darauf ankommt, auch den Schein

freierer Sitte zu meiden! Gar manche nahmen an und sagten es weiter, daß Adolph den begünstigten Liebhaber seiner Frau erstochen habe! — Zum Glück für Margarete wurde bekannt, daß sie den frechen Antrag des Abenteurers dem Gatten sofort mitgetheilt und seine augenblickliche Entfernung aus dem Hause verlangt habe. Diese Thatsache, die von tröstenden Besuchen aufgefaßt und nach allen Seiten hin verbreitet wurde, stellte sich den Verleumdungen entgegen, die schon um sich gegriffen hatten.

Am vierten Tage fuhren bei der Einsamen bald nach einander drei Wagen vor. Der erste brachte die Mutter Hartlieb, der zweite den Vater Adolph's, der dritte Paul und Dorothea.

Wir schildern nicht die Erschütterungen des Wiedersehens bei so schmerzlichem Anlaß. Die Mutter theilte mit, daß ihr Mann in Kurzem eintreffen werde. Der Vater Ritter meldete, daß seine Frau krank darniederliege, daß er sich aber doch losgerissen habe, um der Schwiegertochter und dem Sohne zum Trost herbeizueilen.

Paul und Dorothea, nach den theilnehmendsten Erkundigungen, stellten sich mit natürlicher Bescheidung hinter den Nächstverwandten der Familie zurück und überließen ihnen die vielfach wiederkeh-

renden Worte der Klage und des Trostes. Sie hatten sich im nächstgelegenen Gasthof einlogirt und warteten einer Gelegenheit, den Freunden nützlich zu werden. Bald erkannten sie, wie wohl sie gethan hatten, persönlich herbeizukommen: jedes von ihnen erhielt eine Aufgabe.

Dorothea bemerkte, daß Frau von Hartlieb (so wurde sie jetzt genannt) ihre Tochter in einer Weise zu trösten suchte, welche nicht dazu dienen konnte, ihr die rechte Aufklärung über sich selber zu geben und sie in ihren besseren Gedanken zu bestärken. Die gutmüthige und etwas eitle Frau nahm für ihre Margarete so sehr Partei, daß sie ihr sogar die Vorwürfe ausreden wollte, die sie sich selber schon gemacht — und es hatte fast den Anschein, als ob es ihr damit gelingen wolle.

Die bei einem solchen Versuch anwesende Dorothea schwieg; aber sie faßte den Entschluß, der Freundin bei guter Gelegenheit einen anderen und wahreren Spiegel vorzuhalten.

Eines Nachmittags, an welchem der Vater Adolph's bei dem Sohne und die Mutter zum Besuche eines hochgestellten Freundes der Familie ausgefahren war, traf sie Margarete allein. Diese, von den wiederkehrenden Aufregungen verwirrt, betäubt, klagte über ihr Geschick, und es kam ihr

die Wendung in den Mund, wie es doch gerade ihr so unglücklich habe ergehen sollen. Dorothea hatte einen Moment schweigend gesessen, dann schüttelte sie den Kopf. Von Margarete um eine Erklärung angegangen, entgegnete sie: „Darf ich dir meine Meinung aufrichtig sagen? Wirst du mir's nicht übelnehmen? Versprichst du mir's?"

Margarete, mit ernster, fast bestürzter Miene, nickte und gab ihr die Hand.

„Es kommt mir immer sonderbar vor," begann die Freundin, „wenn ich Jemanden über ein Schicksal klagen höre, das gerade ihn getroffen habe. Es hat aber gerade ihn getroffen, weil eben er es hat herbeiführen helfen. Und es würde gar nicht an ihn gekommen sein, wenn er ein anderes Benehmen sich zum Gesetze gemacht und beobachtet hätte."

Margarete sah die Rednerin betroffen, aber mit einem Blicke des Widerspruches an; Dorothea versetzte: „Der Vorwurf, meine liebe Freundin, der aus deinem Gesichte schaut, gibt mir den Muth, dir die ganze Wahrheit zu sagen. Es klingt hart, aber es ist wahr. Du hast deinen Mann nie geliebt, wie du ihn hättest lieben sollen. Du bist ihm nie das Weib gewesen, das er bedurft und auf das er gerechnet hat."

Margarete richtete sich auf und zeigte die Miene

einer ungebührlich Verletzten. „Du thust mir Unrecht!“ rief sie. „Woher weißt du —?“

„O,“ fiel Dorothea ein, „ich weiß so ziemlich Alles. Schon aus dem, was mir Paul nach und nach mittheilte, konnte ich mir eine Ansicht bilden, und hier habe ich meine Kenntnisse vervollständigt. Ich kann nicht anders, ich muß es dir sagen: Du hast dir die Pflichten einer wahren Hausfrau nie vorgehalten, ganz gewiß hast du sie nicht erfüllt.“

„Wie kannst du sagen —“

„Du mußt mich reden lassen, liebe Margarete! Dein Mann ist gut und edel, er hat dich in den Briefen an Paul viel gepriesen und niemals über dich geklagt. Aber man konnte doch merken, daß er keine Befriedigung habe, und mußte schließen, daß ihm eine schöne, frohe Häuslichkeit fehle.“

„Unser Unglück!“ wendete Margarete ein.

„Der Mangel an Kindern? Das ist eine Prüfung. Zum Unglück wird sie nur, wenn man sie nicht besteht.“

„Du hast gut reden,“ rief Jene mit einem schmerzlichen Ausdruck.

„Ich bin nicht in deinem Falle,“ erwiderte Dorothea. „Aber ich weiß ganz genau, wie ich mich gegen meinen Mann benommen hätte, wenn ich's wäre.“

„Er hat mich allein gelassen, der Langeweile überlassen.“

„Eine Frau, die ihren Mann liebt, hat keine Langeweile.“

„O!“ rief Margarete, wie zu einer großen Uebertreibung.

„Das ist leicht zu beweisen,“ entgegnete Dorothea. „Die liebende Gattin ist ja schon glücklich und beschäftigt durch ihre Liebe, durch ihr zärtliches Denken an den Mann, durch das Bewußtsein, daß er der Ihre ist. Sie ist glücklich und beschäftigt durch die Sorge für ihn, daß sie ihm Alles aufs beste einrichtet und ihm das Haus erscheinen läßt und ihm selber erscheint zu seinem steten Vergnügen. Wenn er nun aber dafür nicht dankbar genug wäre und ihre Stunden entzöge, die ihr gebührten — dann könnte sie schon gar keine Langeweile haben. Dann müßte sie sich ja vornehmen, ihn zu erobern, und nicht nachgeben, bis sie ihn hätte, wie sie ihn wünschte und haben müßte. So lange ihr dies nicht gelungen ist, strebt sie danach, und dieses Streben erfüllt sie ganz, und wenn's ihr gelungen ist, dann hat sie den Mann und seine Gesellschaft und ihren Triumph; wo soll da Platz für Langeweile sein?“

Diese Beweisführung entlockte der Hörerin eine Art von Lächeln. Dorothea, nach einem Blick auf sie, fuhr mit Ernst fort: „So hast du's aber nicht gemacht, meine Freundin! Ich bin Weib genug, um zu wissen, was geschehen ist. Du bist empfindlich geworden und hast dich gerächt. Er verschmäht, wonach Andere schmachten? Laßt uns doch gegen diese freundlich sein — dann wird ihm ein Licht aufgehen! Hab' ich's errathen?"

Eine leichte Röthe ging über das Gesicht Margarete's.

„Ein solcher Krieg," sagte Dorothea, „führt die Herzen nicht zusammen. Es kommt wol auch wieder zur Versöhnung, aber diese hat keine Dauer. Eine Frau, die ihren Mann liebt, widersteht dem Anlaß. Gibt es Fehde und hält sie an, dann ist die Frau schuld."

„Und der Mann," entgegnete Margarete, „er hat keine Schuld?"

„Er mag sie haben; aber bei einer Frau, die ihren Mann liebt, kann sie nichts ausrichten. Und — wenn wir bei der Sache bleiben wollen — was ist denn die Schuld deines Adolph? Daß er einen allzu großen Eifer hat, in seiner Wissenschaft vorwärts zu kommen. Mein Mann hat mir das erklärt. Er hat es getadelt und hat es einen

Fehler genannt. Aber eine Frau, die einen Mann hat mit nur diesem Fehler, kann sich glücklich preisen. Und auch von dem kleinen Fehler wird sie ihn heilen — wenn sie ihn liebt."

Mit einem gewissen Trotz entgegnete nun Margarete: „Ich liebe meinen Mann!"

„Aber nicht mit der Liebe," versetzte Dorothea fast heftig, „die ich meine. Nicht mit der Liebe, die aus dem Herzen kommt. Nicht mit der Liebe, die Opfer bringt — die unerschöpflich ist und deßwegen ausdauert und jeden Feind überwindet. Geh', du hast dich an dem kleinen Fehler gestoßen und hast dich der Eitelkeit der Welt zugewendet und hast deine Seele an den armseligen Schmeicheleien ergötzt, mit denen Gecken dich regalirt haben. Und als die große Versuchung kam, bist du erlegen."

„Wie!" rief Margarete auffahrend, „ich bin erlegen?"

„Du bist erlegen!" wiederholte die Richterin mit großem Ernst. „Unmittelbar vor der letzten Zusammenkunft mit dem schlechten Menschen hat dein Mann an den meinen geschrieben und ihm — für alle Fälle — die ganze Geschichte erzählt. Dich — hör' es, Margarete — dich hat er entschuldigt. Aber mich konnte das nicht täuschen!

Du — durch dein entgegenkommendes Betragen und dein Wohlgefallen an ihm — hast die Frechheit dieses Menschen großgezogen, daß sie es zuletzt natürlich fand, in einer schamlosen Erklärung an den Tag zu kommen. Dann hast du es deinem Manne überlassen, dich von dem Missethäter zu befreien — und er hat dich von ihm befreit."

Dorothea war aufgestanden; ihre Wangen hatten sich gefärbt, die großen dunklen Augen glänzten — Trauer und Anklage, welche aus dem Angesicht sprachen, erschienen in dem würdevollen Ausdruck ihrer edlen Seele.

Margarete sah zagend auf ihren Schoß. Sie war durch die letzten Worte tief getroffen und sichtlich bewegt. Dorothea fuhr fort:

„Willst du mich glauben machen, daß du nicht gefühlt, nicht geahnt hast, wo es mit den Huldigungen des Abenteurers hinaus wollte? Hättest du nun dich und deinen Zeitvertreib nicht mehr geliebt, als den Ruhm und die Ehre deines Mannes, dann wär' es dir leicht geworden, diesen Menschen aus dem Hause zu treiben. Eine Frau, die solche Huldigungen nicht will, hat alle Mittel, dem Galanten nicht nur jede Hoffnung, sondern jede Lust zu benehmen, so daß er selber froh ist, wegbleiben zu können. Wie leicht ist das! Wie unfehlbar ist

die ruhige Verachtung und die heitere Verhöhnung albern sentimentaler Floskeln. Aber du wolltest es nicht. Dir machte der prahlende, verliebte Glücksritter Vergnügen und seine Schmeicheleien thaten deiner Seele wohl: so bist du schuld geworden an der Beleidigung, die er gegen dich gewagt, und an der Rache, die dein Mann genommen hat — an deinem und seinem Unglück."

Margarete erblaßte. Ihr Gedächtniß trat auf die Seite der Anklägerin; sie konnte der Wahrheit nicht widerstehen, und sie rang mit den Vorwürfen ihres Gewissens.

Dorothea, in einer Wallung des Herzens, die sie nicht verbergen wollte, rief: „Ich will reden und Alles sagen, denn wer weiß, ob ich je wieder diese Gelegenheit finde. Margarete, du hast geheiratet und bist eine Ehefrau geworden; aber der edelste Beruf und das höchste Ziel einer solchen ist dir nicht klar geworden. Dem rechten Weib ist der Gatte nicht ein Mann, der sie erhält und unterhält, der ihr gefällt und ihr Vergnügen macht, sondern er ist das für sie bestimmte Wesen, mit dem sie Eins wird in ihrem Denken, Fühlen und ihrem ganzen Leben. Das ist ein so schönes, ein so heiliges Verhältniß, daß alles Andere nichts dagegen erscheint. Ich kann davon reden, denn

ich habe das unendliche Glück und lebe in einem solchen Verhältniß. Wir Frauen wissen gar nicht, was an uns ist und wie viel in uns liegt. Aber dann erfährt man's, wenn man einen Mann hat, den man liebt. Wenn dieser seine Seele erschließt und man sie bewundert — wenn man sein eigenes Glück fühlt und die Gedanken, die in einem aufsteigen, und die Ströme von Seligkeit, die unser Herz durchwogen. Wenn ich bedenke, welche Freuden ich habe, dann geht ein Schauer durch mich. Mir ist, als ob ich sie nicht verdiente — als ob sie mir wieder genommen werden könnten: und ich flehe zu Gott, daß er sie mir erhalten und für das mangelnde Verdienst meinen glühenden Dank annehmen möge. Wer das nicht kennt, wer das nicht wenigstens in den schönsten Stunden fühlt — warum hat der geheiratet? Darin allein liegt das Glück und der Segen, die Ehre und der Ruhm des Ehestandes, daß man sich die Seelen aufthut wechselseitig, daß sich beide durchdringen und daß Jedes beide besitzt. Wenn man Kinder hat, so ist das die Weihe, und wenn man keine hat, so ist's der Ersatz. Wenn das in Sicherheit ist, dann hat man Alles! Dann scherzt man und ist fröhlich, dann neckt man sich und ist offen und thut sich in seinem Humor keinen Zwang an. Und

dann allein hat man die rechte, erquickende Unterhaltung und die rechte Erholung. Dann hat man so gar keine Langeweile, daß man vielmehr nie genug Zeit hat für den Ueberfluß der Geschäfte und der Genüsse. O Margarete," fuhr sie mit einem Ton der Klage und des Mitleids fort, „du hast die Probe, der wir alle unterworfen werden, nicht bestanden und du bist auf einen falschen Weg gerathen. Du hast einen guten Mann — einen durch Geist und Gaben ausgezeichneten Mann — und einen ansehnlichen und liebenswürdigen Mann obendrein: und statt ihm näher und näher zu treten, bist du nur immer weiter von ihm abgekommen. Ihr beiden Leute, ihr seid neben einander hergegangen und habt unbefriedigte Jahre gelebt. Das Unglück hat sich d'reingemengt — die Kraft, es zu bestehen, hat gefehlt — und ihr seid herabgefallen in den Abgrund des Leides."

Margarete, obwol die Freundin ihre Vorwürfe trauernd, mitfühlend und insofern schonend aussprach — vielmehr weil sie dieses that — war erschüttert. Sie erkannte die Gerechtigkeit in ihnen und war davon überwältigt, und im Bewußtsein der klargemachten Schuld zitterte sie.

„Margarete, Margarete," rief Dorothea, „wie

bist du dir im Wege gestanden! Um welche Freuden hast du dich gebracht! Du hättest sie haben und leicht haben können, wenn du gethan hättest, was die liebende Frau thun mußte! Aber dich hat's nach der anderen Seite gezogen, und du hast der Lockung nachgegeben! Du hast nicht eingesehen, daß man das Gute und das Ehrenvolle wollen muß — du hast dich gehen lassen — und du hast die schönsten Jahre deines Lebens verloren! Eben weil ich alles Glück habe in der Ehe mit meinem Manne und darin selig bin, darum hätt' ich dir das Gleiche gegönnt, und ich bin traurig und es thut mir in der tiefsten Seele weh, daß du's nicht erlangt hast. Was war euch verheißen in jenen Tagen, die wir so fröhlich zusammen verbracht haben! Euch gerade so wie uns! Gerade so! Und das Glück ist euch so bald entschwunden! Es ist entschwunden, wo es erst recht hätte anfangen und nur immer schöner werden sollen!"

Die Stimme Dorothea's war bewegter, ihr Auge feuchter geworden — mit getrübten Blicken sah sie auf Margarete. Diese weinte. Die Ströme der Wehmuth und des Herzeleids, die sie erfüllten, waren übergegangen und flossen in Thränen herunter, die unversieglich schienen. Sie zuckte und

schluchzte; aber sie kämpfte dagegen und hielt an sich und sah in ihrem Elend mit einem Ausdrucke von Reue und Ergebung vor sich hin, daß sie der Freundin innig rührend erschien.

Dorothea ging auf sie zu, zog sie empor und an ihre Brust und umarmte sie unter fließenden Zähren. „Verzweifle nicht, Margarete," rief sie. „Was ich gesagt habe, das mußte ich sagen, ich habe nicht anders gekonnt; aber ich hab' es nur mit der Absicht der herzlichsten Freundschaft gesagt. Gott sei Dank, euer Leben ist noch nicht verloren. Eine Zeit des Leides ist für euch angebrochen; aber sie wird ein Ende nehmen. Dann, wenn ihr beide nur wollt, könnt ihr Alles nachholen und Alles wieder gutmachen. Du hast diesen Willen, das seh' ich. Du siehst ein, was du versäumt hast, und du erkennst den Werth deines Mannes. Du hast uns erzählt, wie du nach der frechen Erklärung zu ihm geeilt bist und was ihr gesprochen. Hat er sich da nicht gegen dich benommen wie die Großmuth und die Zartheit selber?"

„Ja, ja, ja!" rief Margarete weinend.

„So mach' den Anfang deiner Umkehr jetzt! — heute noch — jedenfalls morgen! Geh zu ihm und laß ihn sehen, wie du ihn schätzen und lieben

gelernt hast mit wirklicher Liebe! Zeig' ihm die Reue deines Herzens und den Willen, Alles hereinzubringen. O, welche Freude wird er haben! Er wird das Unglück segnen, das ihm diese herrlichste und schönste Frucht gebracht hat!"

Margarete umfing die Tröstende, drückte sie an sich und küßte sie leidenschaftlich. „Dorothea," rief sie, „du bist besser als ich! Viel besser! Aber ich liebe dich darum. Es ist mein Stolz, dir nachzueifern und dir ähnlich zu werden, damit ich deiner Freundschaft nicht ganz unwerth bin! Ja, ich will zu meinem Manne gehen! Und ich will nicht mit ihm klagen über das Unglück, sondern ich will meinen Fehler und meine Schuld eingestehen und ihm die Ueberzeugung geben, daß er eine andere Frau hat. O, ich will offen und nach meinem Herzen reden, ich will ihm Alles sagen, und er wird mir glauben."

Dorothea betrachtete die Erregte mit liebevollen Blicken. Auf dem Gesichte des schönen Weibes, in der Erhebung ihrer Seele und in dem Trost, welchen sie angenommen, lag ein feierlicher Glanz; nie war sie der Freundin so hold erschienen! Man mußte ihr glauben. Solches Licht konnte nur aus einer Seele kom-

men, der sich die Sphäre des höheren Lebens erschlossen hat und die von seiner Schönheit überwältigt ist.

Die beiden Frauen, wie sie zusammen dastanden, gewährten ein ergreifendes Bild. Dorothea hatte in ruhigem Wachsthum entfaltet, was Gott und Natur ihr verliehen, und war das edle, klare, gemüthvolle Weib geworden auf geradem Wege. Sie hatte den besten Mann gefunden, und Alles, was in ihr lag, entwickelte sich und reifte im Umgang mit ihm. Seit ihrer Verheiratung war ihre Gestalt etwas voller und dadurch ansehnlicher geworden — in jedem Sinne hatte es ihr zu Gesichte gestanden, daß sie der Freundin ins Gewissen gesprochen, und ziemte es ihr jetzt, daß sie mit dem Blicke einer Mutter an ihr hing. Aber Margarete, deren Seele die Selbsterkenntniß freigemacht hatte, stand fast als eine Gleiche neben ihr. Sie war zuerst klein erschienen; aber ihr fühlendes und bereuendes Herz hatte ihr einen Ernst gegeben und der Vorsatz der Aenderung eine Würde, daß sie zu einer gewissen Hoheit gewachsen schien. Sie fühlte, daß die Bekehrte zur Gerechten emporgehen und ihr zur Seite stehen könne, und doch blieb ein Ausdruck von Demuth und von Scheu

in ihrer Miene, durch den sie zu aller Zärtlichkeit herausforderte.

Dorothea umarmte sie nochmals und rief: „Diese Stunde gehört zu den schönsten und süßesten meines Lebens; sie wird mir ewig theuer sein!“

VIII.

Wir haben gesehen, mit welchen Zweifeln im Herzen Adolph aus dem Leichenhause ins Gefängniß zurückgekehrt war. Die Reden der Schwiegermutter, die ihn, mit der Erlaubniß des Richters, zuerst besuchte, waren nicht geeignet, ihn zu beruhigen und ihn zum Frieden mit sich selbst gelangen zu lassen. Frau von Hartlieb glaubte Alles zu thun, wenn sie ihm nicht offen Vorwürfe machte; aber Andeutungen konnte sie sich nicht versagen. Sie gab ihm sogar zu verstehen, daß er immer noch viel besser gethan hätte, die Sache mit dem Leichtsinnigen durch ein Duell auszumachen, da ja hier in der Regel wenig oder gar nichts herauskomme. Das Ungemach und die Lebensstörung, welche die Tochter trafen, betrübten sie am meisten, ja fast allein, und sie war sehr geneigt, für die üblen Nachreden, welche jetzt in der Stadt über sie umherliefen, den Schwiegersohn verantwortlich

zu machen. Adolph, die Frau kennend, ließ die Anklagen, die nur indirect, in der Gestalt von Klagen, gegen ihn gerichtet wurden, auf sich beruhen; aber seine Stimmung konnte dadurch nicht verbessert werden.

Nach der Schwiegermutter kam sein Vater. Diesem war es vor allem um den Sohn zu thun, und sein Schmerz und seine Liebe beim Wiedersehen erschütterten das Herz des Gefangenen. Dann machte der Alte aber seine väterliche und geistliche Autorität geltend. Adolph mußte ihm Rede stehen und seine Urtheile, seine Ermahnungen hören. Er konnte gar nicht einsehen, wie er zu einem Sohne kam, der so rasch nach dem Dolche griff. So hatte er seinen Adolph nie kennen gelernt; das wäre das Letzte gewesen, was er von ihm gefürchtet hätte. In seinem Alter und in seiner Stellung als Universitäts-Lehrer konnte er das Duell verweigern und gegen den frechen Störenfried an den Schutz der Gesetze appelliren. Die Beherrschung des Zornes und des Rachetriebes wäre nicht nur durch die Religion, sondern ebenso durch Verstand und Klugheit geboten gewesen, und man könne eben wieder sehen, wie die Religion, welche die Rache dem anheimstelle, der da recht richte, das Beste lehre in jeder Hinsicht, auch vom Standpunkte der

Menschen. Geschehen sei leider geschehen. Aber er solle nun das Unrecht seiner rasenden Wuth jedenfalls erkennen, und wenn er die harten Folgen gebüßt habe, sich ernstlich davon zu heilen suchen, damit er wenigstens nachher vermeide, was er schon vorher hätte vermeiden sollen, und aus der schweren Heimsuchung mit einer Frucht des Heiles hervorgehe.

Als der geistliche Herr nach dieser Unterredung in die Familie zurückkehrte, war eben Paul anwesend. Jener erzählte, wie er den Sohn getroffen und wie er ihm seine heftige That vorgehalten habe. Es sei demselben zu Herzen gegangen, er habe mit Bestürzung dagestanden, und er, der Vater, dürfe annehmen, daß er jetzt über sich selber völlig aufgeklärt sei.

Dieser Bericht, worin der alte Herr mit begreiflichem Selbstgefühl die Wirkung seiner Worte einigermaßen übertreibend schilderte, war ganz im Sinne der Frau von Hartlieb, die ihn auch darum rühmte. Die umgewandelte Margarete dagegen schwieg, und Paul, der am Fenster stand, preßte die Lippen mit einem eigenen Ausdruck zusammen. Er sagte sich: „Nach dieser theologischen Seelsorge, scheint mir, ist es Zeit, daß ich dem Gefangenen auch die philosophische angedeihen lasse!“

Am anderen Tage erwirkte er sich die Zulassung und besuchte den Freund.

Adolph wußte schon, daß Paul mit seiner Frau gekommen war, um ihnen in ihrem Unglück beizustehen. Mit einem Ausdrucke von Liebe und Dankbarkeit, der wie ein Strahl in seinem Gesicht aufleuchtete, ging er auf den Eingetretenen zu und drückte ihn an seine Brust. „Ach," rief er, „dich nur zu sehen, ist ein Trost. Du kennst mich! Du kennst deinen Freund — und bist vielleicht der Einzige, der mich versteht!"

„Ich kenne dich," erwiderte Paul mit Bewegung, „und ich glaube dich auch jetzt richtig zu beurtheilen."

„Alle machen mir Vorwürfe," entgegnete Adolph. „Und ich selber sage mir, daß ich die Strafe, die mich erwartet, und den Scandal der Oeffentlichkeit mir — und dem Andern den Tod am Ende hätte ersparen können. Ich habe mir und meiner Frau versprochen, mich zu beherrschen; aber der freche Bube hat mich zu einer unsinnigen Wuth gereizt — und in ihr bin ich gewissermaßen seinesgleichen geworden."

Paul, nach einem Schweigen, sagte: „Erzähle mir, wie's gegangen ist."

Adolph theilte ihm den Verlauf der Unterre-

dung mit, wie sie uns bekannt ist. Als er die Mißhandlung erwähnte, die Philipp ihm zufügen wollte, funkelten die Augen des Freundes. Er sagte: „Wenn ich in deiner Lage gewesen wäre und einen Dolch zur Verfügung gehabt hätte, ich würde den Hund niedergestoßen haben wie du!"

„Paul!" rief Adolph mit einer gewissen Verwunderung, aber mit großer Genugthuung in seiner Miene. „Du glaubst also, daß ich recht gethan?"

„Ich fühle," entgegnete Paul, „die furchtbare Nothwendigkeit, die dich zur That getrieben hat — und ich ergebe mich in das Ergebniß. Unrecht oder nicht — es ist geschehen. Und nun wäre nichts absurder, als sich mit dem Gedanken zu quälen, wie es nicht hätte geschehen sollen!"

„Aber — ein vernichtetes Menschenleben —".

„Das giftige Thier, das mich vergiften will, zu vertilgen," erwiderte Paul, „das ist das Erste. Das ist die instinctive Nothwehr und die Selbsthilfe der Natur, und wenn es nicht die beste Correctur der Bosheit ist, so ist's jedenfalls eine. Man kann nach einer That, wie du sie gethan, das Gefühl haben, daß man die Welt von einem Scheusal gereinigt. Ich fürchte sehr, wenn ich in den Fall gekommen wäre, ein solches Unthier zu

fällen, ich hätte mich niedergelegt und wäre mit dem besten Gewissen von der Welt in Schlaf gesunken."

„Das Schicksal," versetzte Adolph, die Absicht des Freundes würdigend, mit der gedämpften Stimme der Trauer, „das Schicksal hat dich mit dem Anlaß verschont."

„Darum denk' ich mich in dich hinein," entgegnete Paul, „und sage dir jetzt, was ich mir selbst gesagt hätte. Dieser Mensch wäre in diesem Leben nur immer schlechter und in sein Schuldbuch wären nur immer mehr Infamien geschrieben worden. Die Strafe dagegen, die du an ihm vollstreckt hast, kommt ihm zugute, und wenn sie zu stark wäre, nur umsomehr. Einen Theil seiner Schlechtigkeit hat er nun wenigstens gebüßt; er mag sich gratuliren!"

Adolph holte tief Athem und stand, wenn auch dankbar für die Absicht des Vertheidigers, doch zugleich wirklich gefestigt. Paul fuhr fort: „Wenn es mit dem Menschen, dem der Faden dieses Lebens abgeschnitten worden, überhaupt aus ist, wie diejenigen glauben, die nichts mehr glauben und noch nichts wissen, dann ist die Reue an sich Unsinn, wie freilich außerdem noch alles Leben und Streben. Wenn aber in einem All, in welchem

keine Kraft, auch nicht die kleinste, vergeht, die gewaltige Kraft des menschlichen Ich fortbesteht, dann ist's für die frech-verstockte Seele ein Gewinn, daß sie in eine Situation gebracht wird, in der ihr die Augen aufgehen und sie nach den Qualen der Selbsterkenntniß den Anfang einer Aenderung machen kann, die eine Besserung ist."

„Ein Satz," bemerkte Adolph, „der zu bedenklichen Schlüssen —"

„Du wirst mir," unterbrach ihn Paul mit einem Ausdruck, der nicht ohne Laune war, „hoffentlich nicht zutrauen, ich könnte lehren, daß wir die Halunken ermorden sollen? Ich lehre nur, daß wir, wenn es uns in unwiderstehlichem Zorne begegnet ist, einen dergleichen niederzustoßen, unsere Pflicht ins Auge fassen und aus dem, was geschehen ist, Nutzen ziehen sollen. Nutzen für uns — Nutzen für die Welt."

Adolph sah ihn fragend, hoffend und erwartend an.

Paul versetzte: „Der Anmaßende, den ich immer gehaßt und verachtet habe, ist todt; du hast ihn getödtet, und du mußt die Strafe leiden, welche das Recht der Menschen über dich verhängt. Benütze die Gelegenheit, den Menschen, indem du

deine Sache führst, eine große Wahrheit vorzuhalten!"

Adolph schwieg, errathend. Paul fuhr fort:

„Ein Mann der Wissenschaft, ein Lehrer der Hochschule, von Jugend auf angetrieben, Anderen gefällig zu sein und Freude zu machen, Unarten zu vergeben und mit Allen in dem Frieden zu leben, der sich mit der Ehre verträgt: ein begabter, verdienter, edler Mann sitzt, eines Todtschlages geständig, auf der Bank der Angeklagten. Wie ist er dazu gekommen? Welche Mißstände und Vorurtheile, die in der Gesellschaft annoch aufrecht stehen, haben ihn dazu gebracht? Erzähle deine Geschichte. Sage genau, was dabei in deinem Herzen und deinem Kopfe vorgegangen ist. Lasse die Gesellschaft in dem Gemälde der Wahrheit ihre unverzeihliche Mitschuld erkennen! Die theoretische Untersuchung ist gut, und es würde mir schlecht anstehen, geringschätzig davon zu reden; aber eine That — eine hochgespannte Sachlage, welche dieselbe Wahrheit veranschaulicht, hat einen ungeheuren Vorzug. Die Welt will mit Händen greifen — und hier greift sie mit Händen. Nicht nur der Gedanke, das unwiderstehliche Sinnenbild dringt in die stumpfen Seelen ein und erschüttert sie. Prüfe dich, mein Freund; sei streng, aber sei auch gerecht ge-

gen dich. Ein grober Unfug, den wir schon besprochen haben, hat dich aus deinem friedlichen Dasein herausgerissen, ist an deiner Rachethat, deinem Unglück schuld geworden. Du wirst das Wort erhalten vor einer hochernsten Versammlung; zeichne diesen Unfug mit Flammenschrift in seinem ganzen Widersinn und unter Umständen in seiner Schändlichkeit, damit man auf Mittel denke, ihn abzustellen, nicht im Hinabsinken in eine Schwäche, welche schlimmer wäre als der Unfug, sondern in Großziehung der edelsten Kräfte des Menschengeschlechts. Wenn es dir gelingt, die Geister aufzuposaunen aus dem sittlichen Todtenschlaf, in welchem sie versunken liegen, so daß sie den überlieferten Glauben darauf ansehen, ob's nicht ein Aberglaube, ein schimpflicher Aberglaube ist; wenn du ein Mitveranlasser wirst einer gesunden Unterscheidung und einer Aufstellung des wahren, stichhaltigen Ehrbegriffs; dann, mein lieber Freund, dann versöhne dich mit deinem Geschick."

Adolph, auf Paul zugehend und seine Hand ergreifend, rief bewegt: „Ich verstehe dich! Das sind meine eigenen Gedanken, du hast sie mir nur wieder frei gemacht von den anklagenden Gefühlen, die man in mir zu erregen und zu nähren wußte. Ja, das will ich thun! Ich will der

Wahrheit die Ehre geben und die Pflicht eines gewissenhaften Bekenntnisses erfüllen; aber ich will sie so erfüllen, daß die jetzige Gesellschaft einen ihrer gröbsten Uebelstände fühlen muß und zur Erkenntniß der Wahrheit gezwungen wird. Mein Unglück zu benützen zum Besten der Menschheit, das soll meine Sühnung sein, und dann wird das Bild des Getödteten, das mir in diesen Nächten gespenstisch vor die Seele getreten ist, von mir weichen und mich in Ruhe lassen. Es gibt ein höheres Recht als das Recht der Erde; auch wir, die wir dieses lehren, müssen jenes vor Augen haben und aus ihm unsere wahre Kraft saugen!" Er hielt inne und schaute Paul an; sein Mund lächelte wehmühtig, seine Augen wurden naß. „Du bist der wahre Freund!" rief er, indem er seinen Arm um seinen Hals legte. „Du hast gesehen, welcher Arznei ich bedurfte, und du hast sie mir gegeben. Ich bin wieder in Einheit mit mir selbst — und diesen heilvollen Dienst hast du mir erwiesen. Ich bin nicht so stolz, um zu sagen: ich brauche keine Hilfe. Ich habe sie gebraucht! Denn der Geist ist nicht immer stark, die Gefühle können ihn überfallen, überwältigen und ihn einem Bangen überliefern, das keinen Grund und keinen Zweck hat und doch besteht, das ihn quält, um ihn ohne

Heilung und Trost zu lassen. Ich werde mir mein Recht geben, verlasse dich d'rauf!"

Paul sah ihn mit Augen an, aus welchen innige, zärtliche Freude leuchtete. „Bravo! Bravo!" rief er. „Unglücklich machen können uns die Schlechten und die Bösen; aber nicht eine Linie sollen sie uns von dem Pfade des Rechten ablenken, und nimmermehr soll es ihnen gelingen, daß wir uns selbst aufgeben. So lange wir leben, schreiten wir dem Ideal entgegen, das wir als höchstes Ziel des Lebens erkannt haben — rücksichtslos, unbedingt. Damit beweisen wir nebenbei auch einen Muth, gegen welchen der Muth des Duellanten — Schnickschnack ist."

„Ja," rief Adolph, „die Rettung liegt im Thun, in der thätigen Pflichterfüllung. Damit zahlen wir auch am besten unsere Schuld und versöhnen uns zugleich mit uns selbst und mit unserem Gott. Dank sei ihm — und dir, mein lieber Paul," setzte er, ihm die Hand schüttelnd, mit Herzlichkeit hinzu.

Im Laufe des weiteren Gespräches ersuchte Paul den Juristen, ihn in das Verfahren der Gerichte einzuweihen, theils zu seiner Belehrung, theils damit er seine Zeit danach eintheile.

Adolph unterrichtete ihn über den Gang der

einleitenden Arbeiten und meinte, daß die Schwurgerichtssitzung, wenn es gut gehe, in sechs bis sieben Wochen stattfinden könne.

Paul entgegnete, daß er unter diesen Umständen mit seiner Frau eine Erholungsreise machen werde, die schon vor dem Ereigniß beschlossen gewesen sei. Dann sagte er: „Wer wird dich vertheidigen?"

„Ein gemeinschaftlicher Freund," erwiderte Adolph, „Heinrich Müller, der seit kurzem hier Concipient ist."

„Der alte Consenior?" versetzte Paul mit einem humoristischen Scrupel.

„Er hat sich bereit erklärt," versetzte Adolph, „morgen haben wir die erste Besprechung. Er wird das Seine thun, und das Uebrige ist meine Sache."

Als Paul Abschied genommen hatte, ging Adolph mit Ernst, aber mit einer großen Gehobenheit der Seele die Stube auf und ab. Der heutige Tag sollte noch durch ein Erlebniß bezeichnet werden, an das seine Seele nicht hatte denken können.

Der Schließer meldete seine Frau. Seit dem Schreckensmomente hatten sich beide nicht wiedergesehen, aber sie hatten sich geschrieben. Adolph

hatte der Gattin im Wesentlichen mitgetheilt, wie er zu seiner That gekommen sei, und die Gründe angegeben, warum er sich so schnell von ihr entfernen wollte. Margarete hatte diese Gründe gewürdigt und ihm gedankt. Von dem Gefangenen über die Art, wie er in der Frohnfeste gehalten werde, beruhigt, hatte sie gezögert, ihn zu besuchen, und die gesteigerte Hausarbeit für ein Motiv genommen. Es war gut für beide.

Adolph, bei Nennung des Namens, war von seiner Ruhestatt aufgesprungen. Margarete trat ein, eilte auf ihn zu, umfing ihn und küßte ihn, legte ihre Stirn an seine Brust und weinte.

Der Gatte, von diesem Ausdruck inniger Empfindung gerührt, ergriffen, suchte sie zu trösten. „Liebe Margarete!“ rief er, indem er ihr zärtlich die Haare streichelte, „verzweifle nicht. Wir sind getrennt, aber nicht für immer. Wir werden uns wiedersehen und wieder zusammen leben. Ja, ich hoffe sogar, daß ich meinem Berufe wieder leben kann.“

Margarete, aufschauend, erwiderte: „Das hoff' ich auch; es gäbe keine Gerechtigkeit in der Welt, wenn das nicht das Ende wäre!“

„Also beruhige dich!“ rief er. „Wie groß un-

ser Unglück ist — wir können's und wir wollen's tragen."

„Das," erwiderte die Frau, indem sie die Augen niederschlug, „ist auch nicht mein Schmerz."

Der Gatte betrachtete sie. „Was hast du? Was drückt dich nieder?"

„Ich schäme mich," entgegnete Margarete. Und mit tiefer Bewegung fuhr sie fort: „Ich bin nicht das Weib gewesen, an das du geglaubt hast, als du mich zum Weibe nahmst. Ich habe dich nicht geschätzt und dich nicht geliebt, wie du's verdient hast. Ich bin ein eitles, oberflächliches, eigensüchtiges Ding gewesen!"

Adolph sah sie groß an. „Margarete! Was fällt dir ein —?"

„Kein Wort zu viel," entgegnete sie. „Mir ist ein Spiegel vorgehalten worden — ein Spiegel, der Alles wiedergab und nichts lügenhaft verschönerte. In ihm hab' ich mich gesehen, wie ich bin!"

Ein tiefes Schweigen folgte. „Wer hat das gethan?" fragte endlich Adolph.

„Dorothea," sagte Margarete.

„Dorothea!" wiederholte er tief betroffen. Nach einem Moment, in gedämpftem Tone, rief er: „Welch ein Paar! Gott sei Dank, es gibt noch

gute Menschen in der Welt und wahre Freunde! Menschen, die von göttlichem Geiste erfüllt, in ihm stark und selig sind und Anderen zum Troste leben! Wie hat sie's angefangen?"

„Sie hat mir die Wahrheit gesagt," erwiderte Margarete, „als ich über unser Mißgeschick in Klagen ausbrach, und mir gezeigt, wie ich dieses Geschick anzusehen habe. Die Wahrheit ist so einfach. Eigentlich wäre sie das Erste, was man sehen und erkennen sollte. Und doch muß sie auch denen erst vorgehalten werden, die sich einbilden, sie zu kennen und mit ihr in Harmonie zu stehen. O, Adolph, wie schwach, wie blind sind wir in unserer Einbildung und was versäumen wir in ihr! Wir könnten besser handeln, es liegt in uns, aber wir thun es nicht. Wir könnten edler sein, recht gut, wenn wir wollten, aber wir sind es nicht. Es würde nur einen Entschluß, eine kurze Bemühung zum Anfang kosten, aber wir ersparen sie uns. Wir folgen der Neigung unserer Seele und lassen sie verfügen über uns — und haben nicht nur schlechte Ehre davon, sondern auch schlechten Gewinn."

Adolph schwieg. Er konnte und wollte nicht widersprechen, denn sie sprach die Wahrheit; er that viel, daß er zu den Ausdrücken des erkennen-

den Herzens nicht seine Zustimmung nickte. Margarete fuhr fort:

„Das Unglück, über das ich geklagt habe, ist mir zum Segen gekommen, und ich preise Gott dafür. Aber es hat mich nur erschüttert und meine Seele nur zubereitet. Die Freundin mußte erscheinen und Licht bringen in meine Seele und Flammen anfachen in meinem Herzen. Da ist's Tag geworden in mir mit einemmal — das Licht hat mich erschreckt und in den Flammen bin ich geschmolzen. — Adolph!" rief sie mit einem Blicke der Selbstanklage und der Abbitte, „ich habe dich nicht gekannt! Ich habe nicht gewußt, welchen Mann ich habe! Ich habe nicht gewußt, nicht gefühlt, wie gut du bist und wie liebenswürdig, wie zartfühlend und wie schonend gegen mich! Auf mein stumpfes Gemüth hat das Alles nicht gewirkt! Ich hab's angenommen, als ob sich's von selber verstände und ich dir nicht den geringsten Dank dafür schuldig wäre! Und anstatt dir zur Freude zu sein, hab' ich dich gekränkt und gequält! Anstatt glücklich zu sein und mich selig zu preisen, hab' ich die Tage zu lang gefunden —"

„Margarete," fiel Adolph ein, „nicht weiter! Hier liegt ein Fehler, in den ich immer wieder zurückgefallen bin, und wenn du dich anklagst, muß

ich mich auch anklagen! Im Gefängniß, wo ich mit mir zu Rathe gegangen bin, hab' ich eingesehen, daß ich dir nicht gewesen bin, was ich dir hätte sein sollen — daß ich unsern Mangel an Eintracht durch die gleiche Schuld mitverschuldet habe!"

Margarete sah ihn an mit Augen, aus welchen Staunen und Rührung blickten. „Adolph, Adolph!" rief sie, „willst du mich ganz beschämen? Willst du dein Versäumniß um deiner Wissenschaft und unseres Vorwärtskommens willen — mit meinem vergleichen, das eine sträfliche Ungeduld, Empfindlichkeit und Eitelkeit zum Grund hatte? — Laß das! Ich nehme jetzt nicht mehr an, was mir nicht gebührt! Die Güte, womit du dir eine Schuld beilegen willst gleich der meinen, läßt mich diese nur um so tiefer fühlen und nur um so bitterer bereuen. — Vergib mir," fuhr sie fort, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte, mit nassen Augen. „Vergib mir! — Es ist eine lange Schuld, Jahre hindurch begangen," fügte sie mit herabfließenden Thränen hinzu — „vergib sie mir dennoch!"

„Margarete!" rief Adolph tief bewegt und drückte ihr die Hände.

„In einer Hinsicht," erwiderte sie, „verdien'

ich's doch: weil ich eine Andere geworden bin!" Und mit inniger Liebe fuhr sie fort: „Glaubst du mir das, Adolph? Glaubst du mir, daß ich jetzt nicht in vorübergehender Aufwallung rede, sondern mit einer tiefen Sehnsucht im Herzen, dir das treuste und beste Weib zu sein, und mit einer seligen Gewißheit, daß ich's können werde, weil ich dich vestehe und liebe? Weil ich Augen erhalten habe für die Güte deiner Seele? Glaubst du das? Vertraust du mir?"

„Alles, Alles glaub' ich," rief Adolph sie umarmend und auf die Stirn küssend, „und Alles trau' ich dir zu!"

„Dann," erwiderte Margarete mit einer Zärtlichkeit, die sie unendlich hold erscheinen ließ, „dann will ich Alles wieder gutmachen! Du sollst nichts verloren haben, Adolph, ich will dir Alles, was ich dir genommen habe, mit Wucherzinsen heimzahlen! Glaube mir, glaube mir, du wirst glücklich sein!"

Thränen der Begeisterung und der Freude glänzten in ihren Augen, sie legte ihre Arme um ihn, drückte ihn leidenschaftlich an ihre Brust und rief: „Du wirst glücklich sein!"

Adolph kostete alle Wonnen dieser Hingebung. „Glücklich werden?" rief er; — „ich bin's ja schon

über alle Begriffe! — Wunderbar sind die Wege, die wir geführt werden! Alles, was ich gewünscht, ja, was ich mir in Träumen vorgespiegelt habe, ist mir nun zu Theil geworden überschwenglich! Wie kann ich dafür danken?“ Nach kurzem Innehalten fuhr er mit großem Ernst fort: „Daß ich Alles dulde ohne Murren! — daß wir Alles dulden mit einander, mein liebes Weib, und die harten Pflichten, die uns auferlegt werden, ganz erfüllen und mit freudiger Seele!“

Als Margarete die Stube verlassen hatte, sah der Gatte, glücklich, gerührt, noch eine zeitlang auf die Thür. Dann sagte er: „Es ist wahrlich gut, daß ich jetzt Strafe zu leiden und grausame Entbehrungen zu tragen habe!“

Margarete saß in dem Wagen, der sie nach Hause brachte, mit einem tiefglücklichen Lächeln auf ihrem Gesichte.

Was geht in der Menschenseele vor, wenn sie einen Schritt empor macht, der sie in die Region einer höheren Erkenntniß führt? Wenn sie einen Sinn empfängt für Wahrheit und für die wahre Schönheit der Seele? Entbindet sich eine Kraft in ihr, die bisher unterdrückt gewesen? Oder kommt ihr ein höherer Geist zu Hilfe und senkt in sie eine neue Kraft, welche den guten Anlagen, die sie von

der Natur erhalten hat, zum Siege verhilft? — Wie dem sei: Margarete war gerettet! Sie war nicht nur gut, sondern glücklich in der Güte, und auf ihren Zügen lag ein Schein, der ihr das Ansehen einer erhaltenen Weihe gab. Daß sie jemals die Zeit lang gefühlt und sie mit seichten Unterhaltungen hatte vertreiben wollen, das konnte sie jetzt in der Fülle ihrer beglückenden Empfindungen gar nicht mehr begreifen!

IX.

Wochen gingen hin, ohne daß etwas vorfiel, was der Theilnahme des Lesers berichtet werden könnte.

Herr von Hartlieb war einige Tage später erschienen, als die Frau ihn angekündigt. Nachdem er sich instruirt hatte, stellte er sich in Bezug auf den Schwiegersohn mehr auf die Seite Paul's, als des wieder abgereisten Geistlichen und seiner eigenen Gattin. Der Scandal war ihm freilich sehr zuwider; aber er fühlte über die Frechheit des Taugenichts von „Vetter" einen solchen Zorn, daß er es ihm gönnte, niedergestochen zu sein. Er begriff den Schwiegersohn und ließ ihn die aufgeregten schlimmen Stunden, die sie nun Alle hatten, nicht entgelten. Im Stillen sorgte er dafür, daß die günstigste Betrachtung des Geschehenen sich weiter und namentlich auch in den höheren und

höchsten Kreisen der Gesellschaft verbreitete. Nach und nach konnte man an ihm eine beinahe zufriedene Miene bemerken; sehr gefaßt nahm er von Weib und Kind Abschied, um wieder auf seinen Posten zurückzukehren.

Paul und Dorothea machten zur angesagten Zeit ihren Ausflug in die Alpen. Sie kamen hier einmal auf die „Bekehrung" Margarete's zurück, wie Paul es nannte; und als die Gattin allzu sicher die Gründlichkeit und die Ausdauer derselben behauptete, machte Paul ein etwas bedenkliches Gesicht, erinnerte daran, wie den besten Vorsätzen gegenüber die Natur wiederzukehren pflege mit allen ihren Ansprüchen, die dann in unbewachten Momenten hervortreten könnten wie früher. „Sie ist eine andere geworden," sagte er, „ich will's nicht leugnen. Aber," fügte er mit einer gewissen Laune hinzu, „es ist möglich, daß sie später nochmals eine andere wird!" Dorothea, mit einem rügenden Lächeln, schüttelte den Kopf. „Ich möchte mich für die Dauer geradezu verbürgen," entgegnete sie. „Eine andere, als sie jetzt ist, wird sie später freilich werden; aber diese andere wird nicht das Gegentheil der jetzigen, sondern eine Ausgleichung sein, wie ich zuversichtlich hoffe." — „In die Hoffnung meiner Gattin einen unbescheidenen

Zweifel zu setzen," erwiderte Paul, „würde sich nicht für mich gezieme. Ich hoffe also mit."

Die Vorarbeiten waren erledigt, die Vorbedingungen erfüllt — der Tag der Verhandlung des Falles im Schwurgericht erschien. Das Publicum, von mannichfaltigen, man kann wol sagen auch ernsteren und höheren Interessen bewegt, strömte massenhaft in den Saal. Die reservirten Plätze waren bis zum letzten von Angehörigen der gebildeten Stände besetzt; unter ihnen saßen Herr und Frau von Hartlieb, der Vater Ritter, Paul und Dorothea.

Feierlich war der Moment, als der Angeklagte von zwei Gendarmen hereingeführt wurde und auf der Bank der Angeklagten neben seinem Vertheidiger Platz nahm. Adolph zeigte einen festen, ruhigen Ernst, und nur ein leiser Hauch von Trauer ließ auf ein Bedauern in seiner Seele schließen. Wol niemals hatte auf dieser Bank ein Mann gesessen, welchem der Entschluß, die Wahrheit zu sagen und den Spruch des Gerichtes als verlangtes Recht hinzunehmen, ein solches Bewußtsein und eine solche Würde des Aussehens gab. Er gewann die Sympathie fast aller Anwesenden. Auch die Verehrer des Duells glaubten vor dieser mannhaften Erscheinung, in Anbetracht der beson-

deren Umstände des Falles, ihr Urtheil verschieben zu müssen.

Wer, als der Präsident die Sitzung mit einer kurzen Bezeichnung des Gegenstandes eröffnet hatte und das Schwurgericht constituirt war, bei der Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen absonderliche Enthüllungen oder gar Scenen erwartete, der sah sich freilich getäuscht. Adolph gab über die Thatsachen Auskunft und schilderte und charakterisirte den Anlaß in einer Weise, daß die Hoffnung der Schadenfreude nicht im geringsten ihre Rechnung gefunden hätte. Die Freundlichkeit Margarete's gegen den Getödteten und ihr Vertrauen auf seinen Charakter war durch ihre Verwandtschaft begreiflich gemacht. Daß sie, wie der Gatte gelassen als etwas Selbstverständliches mittheilte, den gewissenlosen Versuch ihm sofort angezeigt hatte, das schlug die Verleumdungen, die sich bis jetzt gegen sie aufrechterhalten hatten, siegreich nieder.

Die Aussagen der Frau und der Dienstmagd stimmten zu den Antworten des Angeklagten vollkommen. Die innere Umwandlung, die Margarete erfahren hatte, kam ihr dabei sehr zu statten. Durch die edle Trauer, welche aus ihren Zügen sprach.

und aus dem Ton ihrer Stimme klang, rührte und überzeugte sie die Herzen.

Der Vertheidiger hatte noch zwei Universitätsfreunde des Getödteten und des Angeklagten, einen Geistlichen und einen Juristen, als Zeugen berufen. Ihre Mittheilungen stellten die Charaktere Philipp's und Adolph's ins klarste Licht und ließen das Verhalten der Beiden, wie der Angeklagte es dargelegt hatte, so begreiflich und so glaublich erscheinen, als es im Interesse des Rechtes nur irgend gewünscht werden konnte.

Schon jetzt lag die Sache in einer Deutlichkeit, daß über das Maß der Schuld Adolph's kein Zweifel mehr bestehen konnte. Beiweitem die meisten der anwesenden Männer, die hier ein Urtheil hatten, begriffen in diesem besonderen Falle auch seinen Entschluß, dem Schamlosen das Haus zu verbieten und ihm die geforderte Satisfaction zu verweigern, obwol die eigentlich erklärende Motivirung dieses Entschlusses noch nicht gegeben war.

Eines war bereits gelungen: der Zweikampf und das Ehrengesetz, welches ihn unter allen Umständen gebietet, waren gar manchem der Anwesenden in ihrer großen Fraglichkeit erschienen und es hatte sich ihnen eine hier erst noch zu lösende Aufgabe deutlich vor die Seele gestellt.

Nach dem Abschluß des Beweisverfahrens entwickelte und begründete der Staatsanwalt seine Anklage. Sie lautete auf Todtschlag. Aus dem Umstande, daß der beleidigte Gatte sich vor dem Beginn der Unterredung mit einem Dolche versehen hatte, wollte nach den gemachten Angaben auch er nicht den Schluß ziehen, daß hier eine Absicht obgewaltet habe, welche den Thäter als Mörder hätte erscheinen lassen. Aber diese Vorsorge, den Todtschlag begehen zu können, begründete nach seiner Ansicht gleichwol einen Zusatz zur Schuld des Angeklagten. Es zeige sich darin ein Hang zu gewaltsamer Selbsthilfe, der sich der Auffindung gesetzlicher Schutzmittel gegen die etwa drohenden Beleidigungen überhoben und so dem rechtswidrigen Verfahren in die Arme geworfen hätte — ein Hang, der an einem Rechtslehrer der Hochschule sehr auffällig erscheinen müsse.

Der Vertheidiger trug in einer warmen und bündigen Rede Alles vor, was zu Gunsten des Angeklagten sprach. Bei dem Charakter des Getödteten war es nur erklärlich, daß der gekränkte Gatte sich in den Stand setzte, einer Mißhandlung entgegenzutreten, zu der, wie sich zeigte, wirklich geschritten worden ist. Aber an eine Vollführung des Todtschlags habe der Angeklagte so wenig ge-

dacht, daß er — aus den erheblichsten Gründen sich selbst bezwingend und auf eine Genugthuung seinerseits verzichtend — alle Mittel anwendete, von dem Beleidiger eine freiwillige Trennung zu erwirken. Dieser habe aber Kränkung auf Kränkung gehäuft, endlich jedes Maß menschlicher Geduld erschöpft — und der Dolch, durch welchen der Angeklagte sich nur habe decken und zu ausdauernder Ruhe befähigen wollen, sei, in wüthendem Zorne, in besinnungsloser Leidenschaft, das Werkzeug einer Rachethat geworden. Der Angeklagte habe einen Todtschlag verübt, der beinahe den Charakter einer straflosen Nothwehr an sich trage. Wenn aber diese nicht behauptet werden wolle und der Vertheidiger auf einen Versuch, sie zu beweisen, verzichte, so dürfe den unter solchen Umständen verübten Todtschlag doch nur das geringste Maß der hier üblichen Strafe treffen.

Nach dem Schlusse des Plaidoyers stellte der Präsident an den Angeklagten die Frage, ob er dem, was der Vertheidiger gesprochen, noch etwas beizusetzen habe. Adolph erhob sich und sagte mit fester Stimme: „Ja!“

Jeder fühlte, daß das entscheidende Wort jetzt zu erwarten stehe. Mit gespannter Aufmerksamkeit

waren alle Gesichter dem Angeklagten zugewendet, der also sprach:

„Ich ergreife das Wort, weil ich glaube, die Ergebnisse des Verhörs und der beiden Vorträge ergänzen zu können. Da von allen Seiten die Wahrheit gesagt ist und in der That Niemand ein Interesse hatte, sie zu verschweigen, so stehen die Thatsachen in einem Lichte, daß ein gerechtes Urtheil unschwer zu fällen sein wird. Aber etwas kann noch geschehen, was der Sachlage höhere Klarheit und reinere Durchschaulichkeit geben wird; ich, der Angeklagte, meiner That geständig, ich kann mein Herz öffnen und die ganze Versammlung — Geschworne, Richter und Publicum — einen Blick werfen lassen in mein Innerstes. Ein Todtschlag ist verübt worden in einem Zustande der Gereiztheit. Ich allein, indem ich mein Verhältniß zu Philipp Stürzer, meine Gedanken und die Regungen meines Herzens darlege, kann die Motive der Gereiztheit anschaulich und die Höhe derselben fühlbar machen, also die Bedingungen eines gerechten Spruchs vollständig an die Hand geben.

„Gestatten Sie mir, daß ich in kurzen Zügen in vergangene Zeiten zurückgehe, um die Beziehungen, die zwischen dem Getödteten und mir obgewaltet haben, zu charakterisiren. Wenn ich die

Consequenz derselben bedenke, so möchte ich beinahe sagen: Philipp Stürzer war geboren, mein Widersacher zu sein! Schon im Knabenalter fühlte er sich zu feindseligen Acten gegen mich gereizt. Ich darf es wol sagen — vielmehr ich muß es sagen, er verglich sich mit mir und rivalisirte mit mir; und da ich als Gymnasialschüler durch mein Fortkommen seinen Neid erregte, so wendete er mir diesen zu und bewies ihn durch allerlei gehässige Streiche, die er mir spielte.

„Auf der Hochschule drehte sich das Blatt. Philipp war die beste Klinge und der gefeierte Consenior der „Suevia", als ich in eben dieses Corps eintrat. Er hätte sich begnügen können, seiner Hoheit zu genießen und auf mich herabzusehen. Allein am ersten Abend unseres Zusammentreffens, sobald er mich nur bemerkte, ging er auf mich zu, brach eine Beleidigung vom Zaune, nahm sie trotz aller Bemühungen der Freunde nicht zurück, zwang den Corpsgenossen, ihn zu fordern, und zerschlug ihm auf der Mensur das Gesicht. Nach diesem gloriosen Beweise endlich erlangter Ueberlegenheit ließ er mich zunächst in Ruhe; dann kamen wir auseinander, indem wir zwei verschiedene Universitäten besuchten. Allein er, durch Großthaten auf dem Felde der Waffen und der Galan=

terie, machte von sich reden, und was ich von ihm hörte, erregte mir die Seele. Schon in jener Zeit verfolgte mich der Gedanke, der mich nicht mehr verlassen hat, daß er für mich ein böser Dämon sei, der nie mit mir zusammentreffen werde, ohne Streit anzufangen und nach meiner Schädigung, meiner Beschimpfung zu trachten. Wie begründet dieser Gedanke war, hat sich gezeigt.

„Zunächst trafen wir uns wieder als Nebenbuhler. Wir bewarben uns Beide um die Neigung des Fräuleins Margarete Hartlieb. Ich gewann sie — und sie wurde meine Braut. In derselben Zeit hatte ich mein Examen glücklich bestanden, Philipp war dem seinen erlegen und beschloß, mit dem Reste seines Vermögens sein Glück im Auslande zu suchen. Daß die beiden Erfolge, die ich errang, die beiden Niederlagen, die er erlitt, seine Gefühle gegen mich nicht verbesserten, mag man sich denken.

„Er war fort, er war verschollen, und doch stieg von Zeit zu Zeit unabweislich der Gedanke in mir auf, er wird zurückkehren und seine gehässigen Absichten von neuem verfolgen. Er wird nicht ruhen, bis er dich aus deinem Glücke gestürzt hat. Ich konnte mich tadeln, ich konnte es ein Phantom, eine fixe Idee nennen, einen Wahn, der mich täusche

— der Gedanke wich nicht. Und es war kein Wahn, es war eine Vorausempfindung der Wahrheit, die furchtbar ins Leben treten sollte.

„Zuletzt hatten mich Nachrichten, die über ihn an mich gelangt waren, außerordentlich aufgeregt. Sie widersprachen sich. Die eine meldete sein gutes Fortkommen und stellte dennoch seine baldige Heimkehr in Aussicht; die andere berichtete seinen Tod, eine dritte seine Genesung. Die verschiedensten Gefühle kämpften in mir! Da, eines Vormittags, als ich von der Universität in meine Wohnung zurückkehrte, stand er vor mir! Verkommen, verwildert, aber für mich und meine Ruhe drohender als jemals!

„Erwägen Sie meine Verhältnisse! Ich war Lehrer an der Hochschule und die treue Theilnahme einer zahlreichen Zuhörerschaft beglückte mich. Die Fortschritte in meiner Wissenschaft gaben mir die tiefste Genugthuung; durch Schriften, die ich veröffentlichte, hatte ich den Beifall meiner Fachgenossen erlangt. Ich lebte mit allen Menschen im Frieden — ich hatte keinen Feind!

„Nun war er da! Mit allen bösen Gedanken ohne Zweifel, die ihn je gegen mich gestachelt haben! Mit der Absicht vielleicht, seinen bisherigen Bemühungen die Krone aufzusetzen! Und ich konnte

ihn nicht wegbringen. Ich mußte ihn, der den Ton herzlicher Kameradschaft anschlug, in mein Haus nehmen, ich mußte ihn als Freund des Hauses dulden!

„Die Gründe, warum er von meiner Frau höflich, ja freundlich behandelt wurde, sind wiederholt zur Sprache gekommen. Ich mußte bald erkennen, auf welches Ziel er lossteuerte; aber sie, als die Sache einmal zwischen uns zur Sprache kam, mochte an ein solches Unterfangen nicht glauben. Der Anmaßende konnte sich einer Täuschung hingeben! Eines Abends, in der größten Aufregung und mit empörter Seele, meldete sie mir, daß meine Prophezeiung eingetroffen sei.

„Was war zu thun? Nach dem Herkommen hätte ich den frechen Beleidiger fordern und mich mit ihm schlagen müssen. Aber, abgesehen von den Gründen, die für mich dieses Mittel unter solchen Umständen als sinnlos erscheinen lassen — ein Zweikampf zwischen uns war gar keine Formalität, sondern ein Kampf auf Leben und Tod: die Folgen konnten meine Familien-Verhältnisse in die Oeffentlichkeit zerren und die Eheleute dem verleumderischen Triebe der Menschen preisgeben! Meine Frau hatte mich aufgefordert, dem Unwürdigen zu sagen, daß er unser Haus meiden solle;

sie hatte mir das Wort abgenommen, daß ich es in Ruhe thun wolle; Einsicht und Nachgeben von seiner Seite konnten in diesem Falle nicht ganz unmöglich genannt werden — es galt den Versuch!

„Ich bezwang meine Entrüstung, meinen Zorn, und hielt mein Versprechen, wie ich es meiner Frau und mir selbst gegeben hatte. Ich hörte kränkende Dinge und dauerte aus in Selbstbeherrschung! Aber ich sah deutlich: er wollte entweder meine Schande oder meinen Tod! Er forderte für die Beleidigung der Bitte, daß er unserem Hause fernbleiben wolle, Genugthuung! Er war meines Todes im Duell mit ihm sicher und gab mir es deutlich zu verstehen!

„Wollen Sie sich nun in meine Lage hineindenken! Ein Mann stand vor mir, der zu mir sagte: «Entweder du läßt dich von mir entehren, oder du mußt dich mit mir schlagen; willst du jenes nicht, so ist das andere für dich Ehrensache.» Ein Mensch, über dessen Gewissenlosigkeit kein Zweifel bestand, war in das Haus eines Ehrenmannes gedrungen, mit der frechsten Absicht, und als man dieser entgegentrat, wollte er Genugthuung haben im Namen der Ehre! Wenn ich sie ihm nun gab, was geschah? Der Schlechte, der den einen schändlichen Zweck aufgeben mußte, erreichte den anderen!

Der Schurke triumphirte! — Und das nennt man einen Ehrenhandel? Das fordert die Ehre? Den Sieg der gemeinsten Bosheit — die Gleichstellung des armseligen Wichtes mit dem verdienten, fähigen, thätigen Manne — fordert die Ehre? Nein, der tollste Wahn fordert ihn, der je die Menschheit befleckt hat! Die schmählichste Verkehrtheit des Urtheils fordert ihn! Das Recht des Stärkeren in der empörendsten Gestalt: das Recht der größeren materiellen Stärke des Niederträchtigen fordert ihn! Es ist die wahnwitzigste Erhöhung der Materie über den Geist, der frechen Bosheit über den Adel der Seele, der gelogenen Ehre des Schuftes über die wahre Ehre des Ehrenmannes!

„Dies waren meine Gedanken und Gefühle in jenem schrecklichen Augenblick! Aber noch habe ich nicht Alles gesagt. Dämonenschnell, wie in solchen Momenten die Gedanken durch unsere Seele jagen, sagte ich mir noch Anderes. Ich sagte mir, daß die Welt, daß die Gesellschaft auch jetzt noch auf der Seite des angreifenden Buben steht! Daß sie, die an allen Wunderthaten zweifelt, mit dem blindesten Aberglauben an der Wunderkraft des Duells festhält! Daß für sie der Bösewicht, nachdem er die Pistole abgedrückt hat, in einen Ehrenmann gewandelt ist! Daß er, wenn er den Ehrenmann

erschossen oder verstümmelt hat, im Glanz der reinsten Ehre strahlt! — Ich dachte daran, daß der Edle, der seine Ehre auf anderen Wegen sucht und findet, und den Unsinn eines Zweikampfes unter diesen Umständen sich versagt, von ihr als Feigling gebrandmarkt wird! Daß die Welt und die Gesellschaft nicht nur bis jetzt kein Mittel aufgestellt hat, um den Mann heilvoller Thätigkeit vor den störenden Insulten heilloser Tagediebe zu schützen — daß sie mit dem händelsuchenden Subject gemeinsame Sache macht, um den Begabten und ehrenvoll Thätigen in Schmach zu stürzen und social zu vernichten!

„Aber eben diese Gedanken riefen in mir das Pflichtgefühl und den Stolz des Mannes auf. Das Leben ist nichts, und ich kann mit Wahrheit sagen: wenn die drohende Bosheit mich aufregt, Furcht vor dem Tode kenne ich nicht. Wer soll aber hier das Beispiel geben, wenn nicht der Mann von wahrer Ehre, der seines Muthes sicher ist? Er muß den Zweikampf, der einem schändlichen Zweck als Mittel dienen soll, von sich weisen! Er muß den Auslegungen der Welt Trotz bieten und muß es verschmähen, aus moralischer Feigheit der Mitschuldige eines Verbrechers zu werden!

„Als der Raufbold mich fragte, ob ich ihm Ge-

nugthuung geben wolle, habe ich geantwortet: Nein!

„Darauf hat er mit einem Hohn und einer Verachtung auf mich gesehen und im Triumph seiner Verachtung gelächelt, daß er jede gerechte Natur zur Vernichtung herausforderte. Mancher in meiner Situation würde die Waffe, die ihm zu Handen war, schon jetzt gezückt haben. Ich, meine Herren Geschwornen und Richter, ich that es nicht.

„Da schritt er zur thätlichen Mißhandlung. Weil ihm die Reitpeitsche fehlte, behielt er sie mir vor — und holte mit dem Arm aus, mich einstweilen ins Gesicht zu schlagen.

„Nun verlor ich endlich die Besinnung. Und wer, der in meiner Lage gewesen, hätte sie nicht verloren? Ich fühlte, daß bei der entsetzlichen Frechheit alles Blut aus meinem Gesichte wich. Instinctmäßig hatte ich den Schlag parirt. Mit dem Instinct eines Zornes, der an Wahnsinn grenzte, griff ich nach dem Dolche, führte ihn gegen den Verüber der maßlosen Beleidigung und ließ nicht nach, bis er auf dem Boden lag.

„Ermessen Sie, meine Herren, aus dieser getreuen Darstellung den Grad der Gereiztheit, in welchem ich den Todtschlag vollzogen habe. Bemessen Sie danach meine Schuld und sprechen

Sie mir die Strafe zu, mit welcher ich sie zu büßen habe.

„Wenn ich dem Herrn Staatsanwalt einen Hang verrathen habe, der an einem Lehrer des Rechtes auffallen müsse, so werde ich doch als solcher, was mir an Strafe zugesprochen wird, gerne auf mich nehmen. Wollte Gott, daß aus dem Geschicke, welchem ich erlegen bin, der Menschheit eine Frucht des Segens erwüchse! Daß man endlich die wahre Ehre von der Schein-Ehre unterscheiden und mit jener sich begnügen lernte! Daß man von dem Ehrenmanne nur jene und nicht auch diese verlangte! Daß man auf Mittel dächte, diejenigen, welche auf die Herrschaft der Schein-Ehre lossündigen wollen, unschädlich zu machen! Daß die Gesellschaft in sich ginge, daß sie es nicht mehr für Ehre ansähe, urtheilslos und moralisch feige den Unfug der Buben zu schützen und zu verewigen, sondern ihren Ruhm und ihren Stolz darein setzte, in der Sicherstellung verdienter Männer der Vernunft zum Siege zu verhelfen.

„Das Gesetz der Schein-Ehre Punkt für Punkt erfüllend, hat derjenige, der ein Opfer meiner Wuth gefallen ist, Punkt für Punkt gefrevelt. Hätte er sich nicht auf dieses Gesetz stützen können, er hätte nicht zu thun vermocht, was er gethan hat

— und ich stände jetzt nicht vor Ihrem Tribunal. Trägt aber dieser Fall dazu bei, die Schein-Ehre zu entlarven und die Geister gegen sie frei zu machen, dann will ich das Unheil segnen, in welches ich verstrickt worden bin."

Die Wirkung dieser Rede war eine gewaltige, tiefgehende. Lautlos hatte die Versammlung gehorcht. Mitgefühl, Zustimmung und Beifall — Entrüstung und Empörung, welche dem Frechen galten — hatten sich auf den Mienen ausgedrückt, durch Bewegungen und Blicke verrathen. Auch diejenigen, die bis jetzt an der Unvermeidlichkeit des Duells und an seiner vollkommenen Berechtigung nicht gezweifelt hatten — die eine solche Berechtigung standesmäßig behaupten und vertheidigen zu müssen glaubten, hatten mit großem Ernst, ja man könnte fast sagen, einigermaßen beschämt und verlegen dagesessen. Ein dumpfes Gefühl war in ihnen erregt worden, daß der Zweikampf doch auch mißbraucht werden könne und daß man diesem Mißbrauch entgegenzutreten hätte. Ja, Einigen — den Urtheilendsten unter ihnen — kam es zu einer gewissen Klarheit, daß es am Ende genüge, wirklich ehrenhaft zu denken und zu handeln und unverlockbar seiner Pflicht zu leben, und daß ein Ehrenmann, der dies thue, nicht nöthig habe, im

Duell mit einem Halunken oder Pflastertreter seine Ehrenhaftigkeit erst noch zu beweisen. Einem wollte es sogar scheinen, daß der Händelsucher unter allen Umständen ein gehalt- und werthloser Bursche sei und daß er, wenn er sich unnütz machen wolle, gleich einem Hund aus jeder anständigen Gesellschaft hinausgestoßen werden müßte.

Das Maß der Gereiztheit nicht nur, welches ihn zur That hingerissen, sondern auch sein Recht zu dieser Gereiztheit hatte der Redner der überwiegenden Mehrzahl unwiderstehlich klargemacht.

Innerlich tief bewegt, aber würdevoll noch einen Moment stehend, ließ Adolph seine Blicke über die Versammlung gleiten. Paul und Dorothea nickten ihm freudigen Beifall zu. Die Nächstverwandten sahen mit tiefer Genugthuung auf ihn. Nicht nur Frau von Hartlieb, sondern auch der alte Ritter hatte den Fall aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten lernen und empfand mitten in der Trauer und Rührung beinahe einen väterlichen Stolz auf seinen Sohn. Margarete, von der Bank der Zeugen aus, wendete dem Gatten ein Antlitz zu, in welchem feierliche Freude über die Wehmuth siegte — für ihn der ergreifendste Anblick.

Nach der Pause, in der man die gehörte Rede unwillkürlich hatte wirken lassen, ergriff der Staats-

anwalt nochmals das Wort und sagte: „Der Angeklagte hat sich die Aufgabe gestellt, seine Gereiztheit bei Verübung der That uns zu vergegenwärtigen. Dies ist ihm gelungen — ich möchte sagen, nur zu wohl. Meinerseits fühle ich die Verpflichtung, die Herren Geschwornen darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich dem Effect dieser Rede nicht allzusehr hingeben wollen. Der Angeklagte hat selbst erklärt, der Getödtete sei nach den bei solchen Händeln üblichen Regeln verfahren. Ein solches Verfahren ist vor dem Gesetze strafbar, aber den Beleidigten hat es zum Todtschlag in keiner Weise berechtigt. Mit der Waffe in der Hand konnte er sich gegen die Angriffe des Waffenlosen vertheidigen und schützen. Das war sein Recht. Er ist aber nicht dabei geblieben; er hat seiner Wuth nachgegeben und Rache genommen; er hat sich nicht begnügt, dem Gegner Verletzungen zuzufügen, welche die Vertheidigung unvermeidlich machte, sondern ihm neun Wunden beigebracht, wovon drei tödtlich waren. Er hat ein Verbrechen begangen."

Der Vertheidiger entgegnete darauf im Wesentlichen: „Mein Client allerdings hat seiner Gereiztheit nachgegeben und sich von ihr zu einem Todtschlag verleiten lassen. Wenn er den Beleidiger

niederstieß, war er nicht dazu gezwungen durch unzweifelhafte Nothwehr; er konnte sich auf die Vertheidigung beschränken. Dies geben wir zu, und darum — obwol sich auch eine Möglichkeit geboten hätte, einem Manne wie Philipp Stürzer gegenüber die Nothwehr zu beweisen — darum habe ich einem Versuche entsagt und meinen Antrag nicht auf Freisprechung gestellt. Mein Client will nicht in bloßer Nothwehr gehandelt haben; er ist sich bewußt, daß er von dem Gedanken derselben nicht geleitet war, und zu ehrenhaft, ihn jetzt vorzugeben. Aber er befand sich nicht nur in einer furchtbaren Gereiztheit — diese war auch durch Alles, was ihm geschehen, unwiderstehlich in ihm erregt und unaufhaltsam zu der geschilderten Höhe gewachsen. Aus allen Gründen stelle ich den Antrag auf das in solchen Fällen geringste Maß der gesetzlichen Strafe."

Der Präsident fragte hierauf den Angeklagten nochmals, ob er den Worten seines Vertheidigers etwas hinzuzufügen habe. Als der Angeklagte es verneinte, faßte er die Ergebnisse der bisherigen Verhandlung in einem Ueberblicke zusammen. Den Geschwornen wurden hierauf zwei Fragen vorgelegt:

1. Ist der Angeklagte, Adolph Ritter u. s. w.,

schuldig, ein Verbrechen des Todtschlages dadurch begangen zu haben, daß er dahier, in seiner Wohnung, dem Philipp Stürzer u. s. w. in der Absicht, ihn zu tödten, ohne überlegten Entschluß, rechtswidrig mit einem Dolche mehrere Wunden beigebracht und dadurch den unmittelbar erfolgten Tod des Philipp Stürzer verursacht hat?

2. War Adolph Ritter durch eine ihm von Philipp Stürzer ohne schuldhafte Veranlassung von seiner Seite zugefügte schwere Beleidigung gereizt und dadurch zu der in Frage I bezeichneten That hingerissen worden?

Der Angeklagte wurde abgeführt. Die Geschwornen entfernten sich.

Obwol man die Antworten auf diese Fragen mit Sicherheit erschließen konnte, so herrschte doch wegen der Eigenthümlichkeit des Falles und wegen der Bedeutung des Angeklagten eine große Aufregung im Publicum. Als endlich die Geschwornen erschienen und man das Ergebniß ihrer Berathung hören sollte, trat eine Todtenstille ein. Der Obmann der Geschwornen las: „Auf Ehre und Gewissen, der Wahrspruch der Geschwornen ist folgender: Auf die Frage I: Ja; auf die Frage II: Ja.“

Ein Murmeln der Befriedigung und erfüllter Wünsche ging durch den Saal.

Der Angeklagte erschien wieder. Als der Protocollführer ihm den Wahrspruch vorlas, nickte er wie einer, der das Erwartete vernimmt.

Der Staatsanwalt forderte hierauf die Anwendung des Gesetzes und beantragte als Strafe vier Jahre Zuchthaus. Der Vertheidiger empfahl zwei Jahre Zuchthaus, auf einer Festung zu erstehen.

Die Mitglieder des Schwurgerichtshofes entfernten sich. Bald erschienen sie wieder. Ihr Spruch lautete: Drei Jahre Zuchthaus, auf einer Festung zu erstehen.

Adolph stand mit einer Miene, als ob er eine andere Strafe gar nicht gewünscht hätte und für den Spruch dankbar wäre. Auf ihn, den Gerichteten, für sie aber Geretteten eilte nun die Gattin zu und umhalste ihn, während Thränen der Freude, des freudigen Stolzes und des Leides ihr über die Wangen flossen, mit einer Innigkeit, daß auch Männer der Rührung sich nicht erwehren konnten. Durch diesen ergreifenden Ausdruck leidenschaftlicher Liebe tilgte sie die letzten Reste der üblen Meinung, welche sich in gewissen Seelen über sie noch befunden hatten. Ihre Eltern er=

kannten das mit wohlthuenden Empfindungen. Sie, der alte Vater, Paul und Dorothea kamen herbei, dem Verurtheilten nach einander die Hände zu schütteln und ihm die herzlichsten Beweise ihrer Zärtlichkeit auf den Weg zu geben.

Niemals hatte eine Schwurgerichtsverhandlung in diesem Raume solche Wirkungen hervorgebracht. Durch die Würde und die Bildung aller Betheiligten, durch den geltend gemachten Geist und durch die Veranschaulichung einer zeitgemäßen großen Wahrheit wurden die Seelen über die peinliche Prosa des Lebens, über die schwüle Luft des Gerichtssaales hoch emporgehoben. Um seiner That willen verurtheilt, hatte Adolph durch seinen Charakter und seine Ideen dem Publicum, den Geschwornen und den Richtern Achtung abgenöthigt — fast einem Sieger ähnlich verließ er den Saal. Ernste Empfindungen, aber zugleich Licht und Trost erfüllten die Herzen der Seinen.

XX.

Adolph wurde in die Frohnfeste zurückgeführt, wo er noch drei Tage verweilte.

Im Laufe des zweiten besuchte ihn Paul.

Als sie über die ersten Erkundigungen hinweg waren und die Zukunft erwogen, sagte dieser: „Lieber Freund, du mußt mir erlauben, daß ich dein Schicksal als Philosoph betrachte. Du wirst von deiner Frau getrennt, welche deiner nie würdiger war, als jetzt, und deren Umgang dich nie reinere Freuden erwarten ließ. Du sollst einsam, abgeschnitten von der menschlichen Gesellschaft und geschieden aus einer geliebten Thätigkeit Jahre verbringen. Aber ich kann dich nicht beklagen. Ein böser Dämon hat dir ein Netz gestellt und dich in unheildrohende Bande geworfen; aber du hast dich aufgerichtet und bist mannhaft daraus hervorgegangen. Dir ist eine Mission geworden — und du hast sie erfüllt. Deine Vertheidigungsrede ist

eine That gewesen und hat die Folgen einer That. Ich habe das gewußt. Betrachtungen, welche von Perlen der überzeugendsten Wahrheiten durchwirkt sind, können sie todtschweigen, und sie thun es um so lieber, je unwiderleglicher die Gründe erscheinen, auf welchen die Ergebnisse ruhen, und je weniger ihnen im Kampfe dagegen Ruhm verheißen ist. Aber wenn man sie die Wahrheit sehen läßt — wenn gleich das Beispiel daneben steht — wenn es sich um Leben und Sterben handelt und die erschütterten Herzen unwiderstehlich Partei nehmen: dann wirkt sie, die Wahrheit, dann dringt sie ins Innerste. Ich bin in der Stadt herumgegangen — in den Häusern der guten Bekannten und in öffentlichen Localen: überall spricht man von dem Falle, von dem Recht und dem Unrecht des Duells. Niemand würde sich um diese Frage bekümmern, wenn sie nicht in dem Falle sich verkörpert hätte. Aber dermalen ist ein Mann im Spiele, der die allgemeine Achtung besitzt, dessen Muth unzweifelhaft ist, dessen edler Geist sich erwiesen hat — und nun reizt die Frage, denn jetzt handelt sich's um etwas Reales. Und man neigt sich auf die Seite dessen, der den Mißbrauch des Zweikampfes an den Pranger gestellt hat. Mein Ohr hat hier und dort Ketzereien vernommen, daß ich es nicht recht

gehört zu haben glaubte. Ein alter Corpsbursche, der ein paar Dutzend «Scandäler» aufweisen konnte und sich ihrer mit großem Behagen zu erinnern pflegte, hat mir geradezu erklärt, eigentlich sei das Duell doch ein Unsinn. Der Muth der Duellanten wird bezweifelt mittelst der boshaften Bemerkung, sie fürchteten sich eben vor der schlechten Meinung der Dummköpfe noch mehr als vor dem zwar möglichen, aber doch in der Regel nicht wahrscheinlichen Tode. Die meisten Zweikämpfe seien wirklich Possenspiele, aufgeführt von Menschen, die nichts Besseres und Würdigeres zu thun hätten u. s. w. Natürlich halten Andere an der heiligen Tradition fest und zeigen eine gewisse Neigung, den Gegnern des Duells den Vorwurf der Feigheit zuzublinzeln, und ich stehe nicht gut dafür, daß nicht in Folge der Dispute neuerdings einige Kugeln gewechselt werden. Aber der Zweifel ist erregt — und das ist der Gewinn; denn mit dem Zweifel am Blendwerk fängt die Entzauberung an. Nur der Glaube sieht nichts als eitel Gutes; wenn der Zweifel emporkommt, öffnen sich uns die Augen, und endlich staunt man über die beleidigenden Unbilden, die man für Zierden gehalten hat. Glaub' mir, mein Freund, die Tage dieses Aberglaubens sind gezählt, und dein Fall, den die Journale nach allen

Seiten berichten, wird zur Aufhellung der Geister nicht wenig beitragen."

Adolph, der in Gedanken zugehört hatte, versetzte: „In Gottes Namen!"

„Im Grunde," fuhr Paul fort, „kann über den Zweikampf nur von der Höhe der Geschichts-Philosophie das letzte erklärende Licht geworfen werden. Dem Alterthum war er fremd. Warum? Weil in jenen Zeiten das Ganze unvergleichlich mehr galt als die Glieder, und diese in natürlicher Unterordnung nicht daran denken konnten, sich neben ihm auch noch für etwas und noch dazu für etwas Besonderes zu halten. Für's Vaterland ging man in den Tod; um der Meinung willen, die der Peter vom Hans haben zu müssen glaubt, die tödtliche Waffe zu schwingen, wäre dem Griechen und dem Römer unfaßlich erschienen. Das Duell in seiner Blüthezeit geht erweislich der übermäßigen Selbsthervorhebung des Einzelnen über das Ganze zur Seite. Nur die Epoche konnte es erzeugen und erhalten, welche die Glieder in den Vordergrund zu rücken und überwiegend zu betonen den Beruf hatte und darin bis zum äußersten Extrem fortgegangen ist. In ihr bildete das Subject den Anspruch aus, Mittelpunkt des Universums zu sein, und es gedieh nach und nach eine Em-

pfindlichkeit, daß ein unbedeutender Jüngling, dessen Benehmen für «sonderbar» erklärt wurde, dadurch einen Riß in die sittliche Weltordnung gemacht sah, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod wieder zu heilen war. Ich künde dem Duell sein allmäliges Ausgehen an auf Grund meiner Ueberzeugung, daß wir an einer Entwickelungsstufe angekommen sind, wo die Einzelnen wieder das Ganze ins Auge fassen und, es erkennend, ihm sich unterordnen — wo die Nationen das, was Griechen und Römer von Natur gethan haben, mit dem freien Willen der Erkenntniß thun werden. Wenn wir, die Einzelnen, wieder vorzugsweise unsere Ehre suchen in der Ehre des Ganzen, dem wir angehören — wenn wir mit den edelsten Fähigkeiten unseres Geistes dem Allgemeinen dienen — wenn wir unsere ausgebildete Kraft der Wissenschaft und Wahrheit dem Volke und der Bildung des Volkes, der Menschheit und ihrer höchsten geistigen und sittlichen Erhöhung widmen, dann werden uns die elenden Privathändel als das erscheinen, was sie sind: als Kinderspiele, die dem Manne nicht mehr geziemen. Und der anmaßendste Bube wird nicht mehr wagen, auf die Ehre des für die Ehre des Ganzen wirkenden Mannes auch nur den leisesten Schatten zu werfen."

Adolph, durch die Art, wie Paul die großen Wahrheiten vortrug, erfreut und befriedigt, drückte dem Freunde die Hand.

Dieser, mit einem Ernst, hinter dem sich eine gewisse Laune barg, sagte: „Vieles ist zu thun! Nie haben sich dem Menschengeschlecht mehr Aufgaben dargestellt als gegenwärtig; in dieser Beziehung leben wir in einer herrlichen Zeit. Was man aber in der Welt ausführen soll, das muß erst im Geiste festgestellt und als heilsam erkannt sein. Die Thaten der neuen Epoche beginnen in der Einsamkeit, im stillen Gemache des Denkers. Und wenn der Denker auf der Festung sitzt, um so besser vielleicht. Hat sich doch der Lieblingsdichter der Nation, der ein eben so großer Denker war, diesen Aufenthalt einmal gewünscht — freilich unter der Bedingung ungestörter, selbstgewählter Thätigkeit. Ich bin gewiß, mein Freund, daß man diese Wohlthat auch dir zuwenden wird. Man wird einen Mann deiner Art nicht beschäftigen, um ihn thun zu lassen, was jeder andere besser kann; man wird ihn sich selbst beschäftigen lassen, damit er thue, was keiner vermag, ausgenommen er. Die Zeit wird dir vergehen in der Gesellschaft guter Geister. Und für deine Frau wird's eine neue, letzte Probe sein. Sie hat sich

vorzüglich benommen, seitdem sie die Augen aufgethan zur Selbsterkenntniß; aber eine weitere Vertiefung, ein wiederholtes Insichgehen in der Einsamkeit wird gut sein für sie, gut für den wiederkehrenden Gemahl."

Adolph konnte nicht umhin, zu lächeln. „Du bist ein raffinirter Tröster!"

„Nichts weniger," entgegnete Paul. „Ich spreche nur aus, was ich denke und fühle — mit sklavischer Treue!"

„Gut! Und in dem gesegneten Aufenthalt, was darf ich von dir erwarten?"

„Zunächst Briefe," erwiderte Jener. „Wenn ich auch als Schriftsteller meine Schreibekraft nicht allzugern auf Episteln verwende, bei dir mach' ich eine Ausnahme mit Freude. Du sollst nicht nur alle meine Bücher haben, welche ich dem deutschen Volke heldenmüthig Jahr für Jahr biete, sondern auch Briefe, worin ich mein Herz ergießen will in so reichen Fluten, wie sie nur in der entlastungsbedürftigsten Epoche meines Lebens dir zugeflossen sind."

Adolph, jener Zeit gedenkend, lächelte. Dann sagte er: „Es muß doch Jeder einmal d'ran und nach dem eingesogenen Honig einen Schluck thun aus dem Gallenbecher. Was macht sie denn, deine

gräfliche Fee? Geht's ihr mindestens wohl auf Erden?"

„Gott sei Dank, ja!" versetzte Paul. „Sie gedeiht und lebt behaglich. Ich habe mich erkundigt und davon die wünschenswertheste Gewißheit erlangt. Aber ich hab's vorher gewußt; in dieser Beziehung hab' ich Glück!"

Adolph betrachtete den Freund mit Humor und einem Ausdruck von Zärtlichkeit. „Du bist doch wahrlich eine noble Seele!" rief er.

Paul zuckte die Achsel. „In Gottes Namen!" versetzte er. „Aber erstens kann ich nichts dafür und zweitens brauch' ich eben das nothwendig zu meinem Metier! Professor der Philosophie kann man wol sein ohne die Noblesse, die du mir beilegst (davon haben wir Exempel) — nicht aber Philosoph. Und da ich dieses zu sein mir vorgenommen, so muß ich begreiflicherweise die Mittel besitzen, die zum Zwecke führen. Lieber Freund," fuhr er mit einem Lächeln treuer Liebe fort, „wir müssen scheiden. Morgen geh' ich mit meinem Weib in die Heimat zurück. Lebe wohl!"

Er umarmte und küßte ihn herzlich.

„Geht mit Gott!" rief Adolph. „Mit ihm seid ihr gekommen!"

Die Abschiedsbesuche, welche unser Freund am

letzten Tage noch in der Frohnfeste erhielt, waren schwerer zu bestehen. In der Trauer, in der Erschütterung der Seelen behielten aber doch all die Seinen den Kopf oben, und der Trost behauptete das Feld.

Sie hatten dazu guten Grund; die Ereignisse rechtfertigten ihre Empfindungen.

Auf der Festung wurde der Professor — der Gelehrte, der Ehrenmann — freundlich behandelt. Die Bemühungen seines Schwiegervaters trugen ihre Frucht. Er konnte den größten Theil seiner Zeit auf Studien verwenden.

Zur geistigen Thätigkeit schien ihm endlich nur allzu viel Muße gewährt. Gar oft, wenn er müde geworden, sehnte er sich nach einem Gespräch, einem Geplauder mit seiner Frau, und mit Beschämung erinnerte er sich der Zeit, wo er dieses haben konnte und es in jenem übermäßigen Arbeitsdrang, gestachelt von „geistiger Habsucht", wie Paul sich einmal ausgedrückt hatte, verschmähte. Er nahm sich aufs neue vor, wenn er wieder in sein Haus zurückgekehrt wäre, bei gemessener, stetiger Thätigkeit freier und schöner zu l e b e n.

Margarete besuchte ihn wiederholt. Es waren eigenthümlich schöne, traute, süße Stunden, die sie zusammen verbrachten. Sie theilten sich ihre Er-

lebnisse mit, erneuerten ihre Gelübde, berechneten den Moment ihrer Wiedervereinigung und hielten sich in Ernst und Scherz die Zahl der Monate, der Wochen vor, um welche sie ihm wieder näher gekommen.

Der Briefwechsel mit Paul richtete den Sinn des Einsamen auf ewige Dinge. Die Aufschlüsse des Denkers kamen seinen besten Einsichten und Vorsätzen entgegen und bestärkten ihn darin. „Der Mann," sagte er sich einmal, „soll sein Handwerk verstehen aus dem Grunde. Aber er soll zugleich Mensch sein; und in diesem Streben fördert mich nichts mächtiger, als die Philosophie, wie der Freund sie betreibt. Mensch sein — wie kann man das, ohne das Ideal des Menschen, ohne das ewige Ziel seines Lebens zu erkennen? Und er schildert mir dieses, daß ich's mit Augen schaue!"

Ein Schreiben des Freundes wendete seine Gedanken der Erde zu, hinterließ aber in seinem Herzen eine neue Erleichterung. Paul, nach der Mittheilung eines ihm bekannten Reisenden, meldete, daß Philipp Stürzer jenen Schuß in Algerien wirklich bei Gelegenheit eines schlechten Streiches — eines Verbrechens: eines verfehlten Raubversuchs erhalten habe. Kaufleute wollten die Stadt verlassen mit großen Geldsummen; Philipp hatte

davon Kunde erhalten und lauerte ihnen eine Stunde vom Ort mit Spießgesellen auf. Aber Fortuna ließ ihn diesmal im Stich. Die Kaufleute waren zahlreicher und besser bewaffnet, als er geglaubt hatte, und er konnte von Glück sagen, daß sie, ohne sich um die stumm gewordenen Ritter der Heerstraße weiter zu kümmern, ihren Weg fortsetzten. Kurze Zeit nach der Abreise des Ex-Lieutenants kam der Handel zufällig auf und brachte dem deutschen Namen leider keine Ehre. Adolph, nachdem er dies gelesen, versank in tiefes Nachdenken. „Er hat sein Schicksal hier haben sollen," sagte er endlich zu sich, „ein Schicksal, das er verdient hat wie Wenige."

Ein Jahr war vergangen und ein zweites floß hin. Am letzten Tage desselben erhielt der Gefangene die Meldung, daß ihm das dritte durch die Gnade des Landesherrn erlassen sei.

Gerührt und entzückt eilte er nach Hause.

Ueber sein neues Leben hören wir ihn am besten selbst in einem Schreiben an Paul. Es lautete:

„Ich habe nach der kurzen Notiz über meine Begnadigung und Heimkehr gern eine längere Zeit hingehen lassen, um dir über mich etwas Definitives melden zu können. Ich bin am Ziele! Ich

bin am Ziele aller meiner Wünsche! Mir ist zugekommen, was ich nicht zu hoffen gewagt.

Mein Freund, das Geschick, welches mich betroffen hat, ist mir noch viel nöthiger gewesen, als ich es bis jetzt geglaubt habe. Es gibt eben Menschen, die nur frei werden durch Schläge, welche sie treffen; und — in Demuth bekenn' ich es — ich gehöre zu ihnen. Ohne den mächtigen Griff des Schicksals in mein Leben wäre ich ein leidlicher Mensch gewesen und — geblieben; aber von ihm gepackt und geschüttelt, wurden die höchsten Kräfte ihrer Fesseln ledig, und was ich als Theorie durch's Leben getragen hätte, setzt sich in That und Leben um.

Dankbar verehr' ich die Mächte, welche dieses mein Loos mir bereitet haben. Wuth und Klage sind in Freude und Preis gewandelt. Und auch auf das Werkzeug, auf den alten, steten Feind, ist ein Strahl versöhnenden Lichtes gefallen. Er hat es böse gemeint; aber der gerechte Gott hat es gut gemacht — und er, der meine Schande wollte, hat mir dienen müssen zu meiner Ehre. Das Opfer so grober Selbsttäuschung erregt in meiner Seele Mitleid; meine ganze, reine Vergebung wird ihm zu Theil. Reue kann ich nicht empfinden über meine That — dafür sind deine Gründe, mein

Freund, in mir zu lebendig und zu mächtig; aber ich erkenne tief, wie auch das schlimmste Glied eine Aufgabe hat im Ganzen der Menschheit und nach heilenden Strafen wieder zu Gnaden angenommen werden, zu Ehren gelangen kann.

Ein erhabenes Vorgefühl der letzten Dinge kommt über mich. Ein Gefühl jener allgemeinen Vollendung, wo Alles ausgeglichen und Alles an seinem Platze gesichert ist; wo Alles gerichtet ist, Alles gestraft und Alles gesühnt; wo Alles wieder hergestellt und jedes Glied des vollendeten Ganzen in sich vollendet ist und glücklich. Das ungeheure Bild des vollkommen gewordenen All, das du vor die Seele des Festungsgefangenen hingemalt hast, jetzt erblick' ich's von meinen eigenen Erfahrungen aus und im Lichte derselben.

Der Böse zwingt uns zur Entscheidung — zur Entfaltung unserer innersten Kräfte. Er bringt uns zur Erkenntniß — zur Selbsterkenntniß. Er ist der unentbehrliche Prüfstein — er ist der unbewußte Wohlthäter und das Opfer des Guten. Für seine Absicht und seine That muß er Strafe haben — ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß. Aber nach der vollendeten Buße muß ihm vergeben werden.

Gott ist groß! Größer als diejenigen meinen,

welche das Böse nicht begreifen. Werfen wir uns anbetend nieder vor ihm.

Ja, du hast Recht, dreimal Recht, mein Freund: das All ist nicht verstanden, wenn das Böse nicht verstanden und nicht parteilos gewürdigt ist. Das Böse mit dem Guten zu vereinerleien, weil beide aus Einem hervorgegangen wären und man weder für das eine noch für das andere etwas könne, ist geistlos; es ist die Consequenz des gemeinen, sinnlichen Pantheismus. Aber das Böse mit dem Guten in einen ewigen Gegensatz zu stellen und es mit einer ewigen Strafe zu belegen, wie es dem einseitigen, blinden, exclusiven Spiritualismus begegnet, ist nicht minder falsch und nicht minder verwerflich. Das Böse hat einen Anfang gehabt, also muß es auch ein Ende und seine Strafe muß seine Ueberwindung, seine Auslöschung zum Zweck haben. Das Böse muß von dem Guten unterschieden, aber als unterschieden mit ihm ausgeglichen werden, indem es, gezüchtigt und gebeugt, von dem Guten in seinen Dienst gezogen und überherrscht, seinerseits gut wird. Das ist die Consequenz des edlen, geistigen Pantheismus, der den Gedanken der allgemeinen Confusion — das Ideal des gemeinen Pantheismus — mit dem Gedanken der allgemeinen Organisation besiegt.

Wahrlich, auch die Rechtswissenschaft hat Ursache, auf den Standpunkt dieser Anschauung sich zu erheben. Staat und Recht, welche das That gewordene Böse zu strafen und unschädlich zu machen haben, müssen die Doppelnatur der Strafe erkennen und ihren letzten Zweck vor Augen haben, wenn sie ihrer Aufgabe genügen sollen im Geiste des Ganzen, im Geiste der neuen Zeit.

Fern sei es von mir, zu verkennen, daß ich dem Bösen, der gegen mich gesündigt hat, die Todesstrafe dictirt und an ihm vollzogen habe. Aber in diesem Augenblicke war ich kein Rechtslehrer, sondern ein furchtbar herausgeforderter, in Wuth versetzter Mensch. Ich habe die That, die meine Leidenschaft beging, gebüßt: so kann ich lehren, was besser ist als sie.

Durch die Gnade unseres Fürsten bin ich wieder Lehrer des Rechtes. Ich habe das Katheder wieder bestiegen und ein zahlreiches Auditorium hat sich in den Saal gedrängt. Erschütternd war der Empfang. In den Jubel der Jünglinge, die mich begriffen, mischte sich kein einziger Mißton. Meine Gesinnung wurde auch von solchen gewürdigt, denen ihr Zweikampf (eine Uebung, ein Spiel, gegen das ich nicht allzu streng sein kann) immer noch der höchste Schmuck des Universitätslebens ist.

Thränen stürzten mir in die Augen; es währte eine Zeit, bevor ich sprechen und das neue Verhältniß durch ein Wort der Wahrheit besiegeln konnte. Aber nun hab' ich's festgestellt und in eine Reinheit gestellt, in der ich's fortführen werde, so lange mir hier das Wort vergönnt ist.

Warum klagt der brave Mann? Warum fühlt er sich gedrückt, gekränkt, beraubt? Ihn erhebt, wenn er verkannt und verfolgt ist, sein gutes Gewissen; und endlich, endlich wird ihm für alles Gute, was er geschaffen und gethan hat, eine Anerkennung und ein Lohn zu Theil, die selber als eine Last ihn drücken können.

Welch ein neuer feierlicher Eifer erfüllt mich, der Wissenschaft zu dienen. Und wie viel ist hier noch zu thun! Wie viel kann das Vaterland — die Menschheit von uns noch erwarten! Welch ein Glück, die Schuld, die auf jedem Lebenden liegt, abtragen zu können durch eine segensreiche, unausgesetzte Thätigkeit.

Aber jetzt, Freund, höre das Schönste, das Beste. Mein Weib ist wieder mein Weib! Ja, sie ist erst jetzt wahrhaft mein Weib geworden!

Als ich sie zum erstenmale wieder sah, der Freie die Freie: dieses Entzücken der Guten werd' ich nie vergessen! Ich überschätze nicht das Weib und ver-

kenne nicht die Vorzüge des Mannes. Aber auf das Entzücken verstehen die Frauen sich besser; hier können wir es ihnen nicht gleichthun und müssen uns begnügen, sie zu bewundern. Und nur dann, wenn wir von ihnen entflammt sind, ersteht ein Gefühl in uns, das mit dem ihren wetteifern kann.

Nicht mein Weib war es, als ich mit ihr in unsere Wohnung trat: es war meine Braut! Und sie war schöner, lieber, süßer als an jenem Tage der Hochzeit, weil in ihrer Seele eine Blüthe sich geöffnet hatte, welche damals noch verschlossen war. Eine Weihe lag über ihrem ganzen Wesen: die Weihe seliger Liebe des tiefer liegenden, heiliger fühlenden Herzens.

Wie schön, wie unbeschreiblich hold, wenn alles das Natur ist! Natur, Leidenschaft, Wonne! So ist das Weib die Krone der Schöpfung und so hat sie die Verheißung des Ewigen!

Vernimm es, Paul, und freue dich und juble und preise Gott und die Natur mit mir: Margarete ist guter Hoffnung! Der Segen hat begonnen! Heil, Heil dem Bunde!

Seitdem sie mir dieses Geständniß gemacht hat, ist die letzte leere Stelle meines Herzens überschwenglich ausgefüllt, und jetzt kann ich sagen: Ich

bin am Ziel! Was Andere als selbstverständlich hinnehmen, mir ist es im ersten Moment als ein unfaßliches Glück erschienen. Ein Wunder, doppelt und dreifach!

Und nun durchdringt und hebt mich ein Ernst, eine Begier, so viel Glück zu verdienen! Der staunenswerthen Führung meines Lebens durch gute Thaten zu danken — und was Gott für mich gethan trotz allem und allem — an der Menschheit zu vergelten!

Der Mensch wird erst Mensch und erhebt sich mit seinem Geist ins Reich der Geister, wenn er erkennt, was er aus Gnaden hat. Denn woher kommt ihm, was er besitzt? Woher kommt er selber? Geschenk ist Alles! Auch die Führung, die ihn emporführt, ist Geschenk! Daß er aber selbst etwas thun kann, das Geschenk zu verdienen, das ist von allen Gaben die höchste. Und er kann es thatsächlich! Er kann streben und ringen, sich erhöhen, sich veredeln und nicht ruhen, bis er ist, was er sein soll. Und wenn er es ist, nachdem er gelitten und gestritten und gearbeitet hat, dann ist er's auch von sich aus — er genießt in sich sein eigen Werk. Das ist das Ziel, an welches den Abkömmling zu weisen und zu führen dem All-Einen allein geziemt.

Theurer Freund, eine erhabene Aufgabe ist dir geworden! Beweise der Menschheit die Ewigkeit des Geistes! Zeig' ihr, daß der Geist die Kraft der Selbsterfassung und der Einheit, daß er Selbstsein und Selbstbewußtsein ist. Gib im Bunde mit Jenen, die deinesgleichen sind, der Welt ihren Gott wieder! Gib ihr ihn wieder, wie er ist: als den Einen, der mit allen aus ihm hervorgegangenen, ihm verbundenen, von ihm beherrschten Wesen Alles ist! Laß ihn schauen in seiner ewig lebendigen, ewig thätigen Göttlichkeit, damit die Menschheit wieder ein Ideal, ein höchstes Ziel, einen letzten Trost habe — und der Glückliche wisse, wem er danken kann!

Mit diesem Ziel des Heiles ist das Leben heilig. Die Arbeit — jede Arbeit ist heilig; jede dient dem Ganzen, der Emporführung des Ganzen zu seinem Ziel! Wohl dem, welcher die seine treibt, das anerkannte Ziel im Auge!

Leb' wohl, mein edler Genosse! Leb' wohl und bleib' mein Freund!"

Mühlbach, Louise, Damen-Almanach. Preis: brosch. 2 Thlr. 12 Ngr., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Welt und Bühne. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Historische Charakterbilder. 2. Aufl. 2 Bde. 1. Bd.: Der Prinz von Wales. 2. Bd.: Der Prinz von Soubise. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neumann-Strela, Karl, Mit dem Zopf. Geschichten. Zweite Auflage. Preis: brosch. 15 Ngr.

Pflug, Ferdinand, Ein Dichterherz. Historische Novelle. Preis: brosch. 24 Ngr.

Pflug, Ferdinand, Von Nah und Fern. Zwei historische Novellen. Preis: brosch. 24 Ngr.

Polko, Elise, Auf dunkelm Grunde. Roman. Preis: brosch. 1¼ Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ring, Max, Ausgewählte Romane und Novellen. 1. bis 3. Band. Verirrt und Erlöst. Preis: brosch. 1 Thlr.

Ring, Max, In der Schweiz. Reisebilder und Novellen. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Temme, J. D. H., Die Frau des Rebellen. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr.

Temme, J. D. H., Die Heimath. Ein Schweizer Roman. 3 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 1. bis 6. Band. Preis à Band: brosch. 1 Thlr. 7½ Ngr.

1. Band: Der Student. — 2. Band: Ein Verfolgter. Das Testament des Verrückten. — 3. Band: Flüchtlingsleben. — 4. Band: Ein Christfest. Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle. Der schwarzweiße Storch. Die Kinder des Flüchtlings. — 5. Band: Die schwerste Schuld. Die Tochter des Spielers. Flüchtlinge. — 6. Band: Ein altes Grafengeschlecht. Angeführt! Ein schweres Unglück.

Thomas, Annie, Verantwortlich. Aus dem Englischen übersetzt von Helene Lobedan. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 3 Thlr.

Wartenburg, Karl, Gerichtet und gerettet. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

v. Winterfeld, A., Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman. 4 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.



